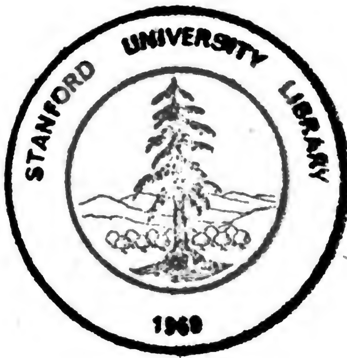



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





Napoleon in Deutschland.

Von

L. Mühlbach.

Vierte Abtheilung.

Napoleon und der Wiener Congreß.

Dritter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

Mundt, Klara (Müller)

Napoleon

und

der Wiener Congreß.

Von

L. Mühlbach.

Dritter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

MEH

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Fünftes Buch.

Diplomaten und Intriguanten.

I.

Der Anfang des Jahres 1815.

Ein neues Jahr war angebrochen, das Jahr 1815 hatte seinen Vorgänger zu Grabe getragen, und man hatte in Wien diese Grablegung des Jahres 1814, diese Auferstehung des Jahres 1815 mit gleich glänzenden und rauschenden Festen gefeiert.

Der Congreß hielt noch immer Vormittags seine Sitzungen, in denen er — nicht über das Glück der Völker, aber über die Grenzen und Besitzungen der Fürsten debattirte und sprach, aber nicht weiter kam, der Congreß feierte noch immer Abends seine Bälle, seine Routs, seine Maskeraden, er führte Theaterstücke auf, stellte lebende Bilder und machte seine Bonmots und seine kleinen Sinngedichte. Er konnte mit vollkommener Gewissensruhe zurückschauen auf das Jahr 1814,

denn er hatte in den drei Monaten der Conferenzen Niemanden unglücklich gemacht, gar kein Blut, sondern nur viel Tinte vergossen, hatte alle Streitigkeiten, alle Uneinigkeiten mit hinüber genommen in's Jahr 1815, und alle die brennenden und offenen Fragen des verflossenen Jahres brennend und offen gelassen für das kommende Jahr.

Sachsen war noch immer der Zankapfel, um den man sich stritt, das von Preußen, mit Hülfe Rußlands, begehrt ward, das von Frankreich, von Baiern, Würtemberg und Weimar verweigert ward, während Oesterreich sich bald auf die Seite Preußens, bald auf die Seite Sachsens stellte.

Polen war noch immer nicht dem Kaiser Alexander zugesprochen, denn alle Diplomaten des Congresses erzitterten über den Plan des großmüthigen und schwärmerischen Kaisers von Rußland, der das Königreich Polen glücklich machen, ihm eine freie Verfassung geben und Rußlands Macht dadurch bis an die Grenzen Deutschlands hinanschieben wollte.

Ueber die Zukunft Neapels war immer noch nichts entschieden, und trotz des Widerspruchs der Bourbonen war Joachim Murat noch immer König von Neapel. Eines nur hatte der Congreß im Jahr 1814 zu Stande

gebracht. Er hatte die alte freie Stadt und Republik Genua dem König von Sardinien geschenkt und sie seinem Königreich einverleibt. Freilich waren die Genuesen entsetzt und trauervoll über diese Schenkung, freilich hallte ein Schrei des Zorns, des Jammers und der Empörung durch das ganze genuesische Gebiet hin, freilich erhoben sie ihre Stimme laut und mächtig aus dem Congreß, um ganz Europa zu sagen, daß dies eine schmachvolle Verletzung der Völkerrechte sei, aber was kümmerte dieses Wehegeschrei des Volkes den hohen Congreß, der damit beschäftigt war, die Ländergebiete der Fürsten zu vergrößern und ihnen zu helfen, sich möglichst zu arrondiren.

Wohl sandte Genua seine Abgesandten nach Wien, wohl kamen die ersten und angesehensten genuesischen Nobili nach Wien, um beim Congreß Protest einzulegen gegen dies willkürliche Verschenken einer Republik, welche noch ihrer Kraft, ihrer Selbstständigkeit sich bewußt war. Fürst Metternich bewilligte freundlich und zuvorkommend, wie immer, den hohen Abgesandten Genua's eine Audienz, er hörte mit seinem verbindlichsten Lächeln der Rede des Grafen Brignole zu, welcher aus der Geschichte nachwies, daß die Republik Genua ebenso alt, ebenso berechtigt sei wie die meisten der europäi-

schen Königreiche, daß sie ebenso gut, wie diese, das Recht ihrer Souverainetät beanspruchen dürfe.

Aber als Graf Brignole seine lange gelehrte Rede beendet hatte, verneigte sich Metternich und antwortete mit vollkommener Ruhe, es sei leider nichts mehr zu ändern. Der Entschluß des Congresses sei einmal gefaßt und er sei unwiderruflich. Genua sei dem König von Sardinien zugesprochen, und das würde der Hoheit und Würde des Congresses nicht angemessen sein, wenn er seinen Beschluß wieder umstieße, bloß weil die Genuesen mit demselben nicht zufrieden seien. *)

Und halb mit Lächeln, halb mit Gewalt complimentirte Metternich die genuesischen Abgesandten aus seinem Salon hinaus, in welchem diese dem armen Freistaat Genua seine Grabrede gehalten hatten, und in welchem am Abend die Diplomaten des Congresses und die Fürsten, Aristokraten und Diplomaten mit den schönen Damen lebende Bilder stellten und Nationaltänze aufführten.

Der Congreß jubelte und tanzte immerfort, er tanzte im beginnenden Jahre 1815 so sorglos und vergnügt, wie er im verflossenen Jahre 1814 getanzt hatte. Einmal

*) Comte de la Garde. II. 114.

doch, in den letzten Tagen des Januar, am Todestage des unglücklichen Königs Ludwigs des Sechszehnten von Frankreich, verstummten die Festklänge und man nahm eine ernsthafte, düstere Maske vor.

Der Minister Talleyrand, der so oft schon in seinem Hôtel dem Congreß, den Fürsten und der hohen Aristokratie glänzende Feste gegeben, der Minister der Republik, der Minister des Kaiserreichs und jetzt des Königreichs Frankreich, hatte auch heute den einundzwanzigsten Januar das ganze vornehme Wien zu einem Fest geladen. Nur fand dies Fest nicht in seinem Hôtel, sondern in dem Dom von St. Stephan statt, nur kam man zu demselben nicht im Schmuck der Brillanten, Blumen und köstlichen Kleiderstoffe, sondern man kam in schwarzen Trauergewändern, die Herren mit wallenden Trauerschleifen an den Hüten, die Damen das Antlitz verhüllt von schwarzen Schleiern. Und schwarz verhangen war auch der Dom von St. Stephan, Trauerklänge durchhallten die düstern Kirchenräume und auf allen Gesichtern, besonders aber auf dem Antlitz Talleyrands, malte sich eine tiefe, düstere Trauer. Jedermann wollte seiner Pflicht Genüge thun und zu der ernsten Feier des Tages auch seinem Gesicht das angemessene Costüm geben, aber im Innern war Jeder-

mann heimlich empört über die unglückliche Idee des französischen Gesandten, den Gang der Bälle, Maskeraden, Caroussels und Jagden durch ein so düsteres Fest zu unterbrechen, fand man es höchst unangemessen, daß Talleyrand, inmitten dieser Fürstenherrlichkeit, an den Tod eines Königs erinnerte, dessen schmachvolles und entsetzliches Ende als eine unheilbare Wunde der Fürstenautorität erschien.

Aber am andern Tage entschädigte man sich für das düstere Fest des einundzwanzigsten Januar! Am andern Tage gab der Kaiser von Oesterreich seinen Gästen, wie den Diplomaten und der hohen Aristokratie ein neues, ein glänzendes Fest. Zur Erholung von der Trauerfeierlichkeit fand an demselben Abend ein Ball in den Redoutensälen, bei welchem alle Fürsten erschienen, und am Tage darauf eine Schlittenfahrt statt. Mehr denn vierhundert mit Gold, Seide und Sammet drapirter Schlitten führten die auserlesene Gesellschaft, die Damen in der reichsten, prachtvollsten Wintertoilette, hinaus nach Schönbrunn. Dort, auf dem blitzenden Eis des Teiches, vergnügte man sich mit Schlittschuhlaufen, fuhren die Cavaliere auf prächtigen, goldstarrenden Handschlitten die Damen, führte man Ballets und Nationaltänze auf. Dann fand im Schloß von

Schönbrunn ein glänzendes Diner statt, nach welchem man sich alsdann in den Schauspielsaal begab, um der Aufführung der Oper Cendrillon beizuwohnen, nachdem diese beendet, bei Fackelbeleuchtung die Rückfahrt nach Wien wieder anzutreten, und der armen, vergessenen Kaiserin Marie Louise, welche sich in die beiden einzigen, für sie reservirten Zimmer zurückgezogen hatte, zu gestatten, wieder von ihrer Wohnung Besitz zu nehmen.

Indessen einen Todesfall hatte der Congreß in den letzten Monaten des Jahres 1814 doch verschuldet. Der Fürst von Ligne war gestorben, und sehr wider seinen Willen hatte er eine glänzende Abwechselung in die Reihe der Festlichkeiten gebracht, hatte er dem Congreß, dem von den verschiedenartigsten Festen ermatteten Wien ein neues Fest gegeben: das Leichenbegängniß eines österreichischen Feldmarschalls.

Es war dies in der That ein sehr seltenes, sehr prachtvolles Fest, und man würde es vielleicht nicht so rasch vergessen haben, wenn nicht am Abend dieses Tages die „Truppe der Kaiserin,“ das heißt, die jungen Damen und Cavaliere, welche unter Anordnung der Kaiserin Ludovica lebende Bilder stellten und Theatervorstellungen gaben, einige reizende französische Lustspiele aufgeführt, wenn nicht am nächsten Tage ein glän-

zendes Ballfest beim Fürsten Razumowsky stattgefunden hätte.

Der Congreß hatte den armen achtzigjährigen Fürsten Ligne getödtet mit seinen Festen und seinen Bällen, aber das behinderte den Congreß nicht, ohne Gewissensbisse und ohne Reue weiter zu tanzen über dem Grabe des Fürsten Ligne, mit dem man den letzten Vertreter der Grazie, des Geistes, des Esprit und der Hofgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts begraben hatte!

Aber mitten unter all diesen Festen, diesen glänzenden Zerstreuungen schürzten die Hände der Diplomaten immer doch weiter an ihren Netzen, verfolgten sie heimlich und in der Stille ihre Ziele und Pläne, und unter den Festgewändern und Blumen verbarg man geschickt und bequem die diplomatischen Schlangenkünste, welche Throne zu stürzen, und Throne zu erheben, Republiken zu vernichten, und Völker und Kronen zu verschenken trachteten.

Während Jedermann glaubte, daß der Congreß nur sich amüsirte, nur Feste beging, hatten die Conferenzen ungestört ihren Fortgang, stritt, zankte und veruneinigte man sich mehr und mehr.

Niemand war damit zufriedener, Niemand triumphirte

in der Stille mehr über diesen allgemeinen politischen Hader, als der Vater aller Diplomaten, als Talleyrand. Wenn alle diese, vorher so eng gegen Frankreich verbündeten Mächte sich jetzt nach und nach zu entzweien begannen, so konnte Frankreich nur dabei gewinnen. Wenn man sich nicht darüber einigen konnte, wem man die frühern Eroberungen Frankreichs jetzt zuerkennen wollte, so mußten sie doch jedenfalls so lange bei Frankreich verbleiben, und man konnte sie vielleicht für dasselbe erhalten.

Der große Diplomat war daher eifrig bemüht, die Zwistigkeiten des Congresses immer in Bewegung zu erhalten, ihnen immer neue Nahrung zuzuführen, und Dank seinen Bemühungen hatten sich jetzt schon alle auf dem Congreß vertretenen Mächte entzweit.

Daran dachte Talleyrand, als er, eben von einer Congreßsitzung heimkehrend, mit langsamen Schritten, die Hände auf dem Rücken gefaltet, in seinem Cabinet auf und ab ging; er überlegte die heutige Sitzung, die vielen Kämpfe und Wirrnisse, welche sich an dem diplomatischen Horizont aufthürmten, und ein leises, sarkastisches Lächeln flog über sein Antlitz hin.

Ungeschickte Diplomaten sind sie Alle, sagte er leise vor sich hin, denken nur an die nächste Stunde, haben

seinen weitschauenden Blick, und meinen genug gethan zu haben, wenn sie dem Chaos ein Fetzchen Land, ein paar Tausend Seelen entrissen haben. Sehen nicht, daß sie auf einem Vulkan tanzen, und daß dieser Congreß den Völkern eine Warnung sein wird für künftige Zeiten. Sie werden nicht wieder mit so enthusiastischer Bereitwilligkeit hinaus ziehen in den Krieg für die sogenannte Freiheit, sondern vorher ein wenig überlegen, was sie von dem Krieg haben, und welchen Lohn man ihnen für ihr vergossenes Blut und ihre zerschossenen Glieder geben wird. Ach, ach, sie sind arme Sünder, und wissen nicht, was sie thun, sie glauben, daß sie Alle nur im Princip der Monarchie handeln, und arbeiten wider ihren Willen der Demokratie und den einstigen Republiken in die Hände. Man muß immer genau wissen, was man will, und was man erreichen kann, und in der Gegenwart muß man immer die Zukunft im Auge behalten. Das wissen diese kleinen, ungeübten Diplomaten nicht, und deshalb —

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach ihn in seinem Selbstgespräch. Der eintretende Kammerdiener meldete: der Herr Baron von Sahla wünsche Se. Durchlaucht zu sprechen.

Sahla, sagte Talleyrand sinnend, ich meine, ich

hätte diesen Namen schon irgendwo sonst gehört. Ja, — jetzt entsinne ich mich, rief er dann lebhaft. Lassen Sie diesen Herrn eintreten!

Der Kammerdiener öffnete die Thür, und die bleiche, ernste Gestalt des Calatravaritters erschien auf der Schwelle.

Talleyrand winkte ihm näher zu treten, und seine kleinen, blitzenden Augen hafteten mit einem tiefen forschenden Blick auf dem schwermuthsvollen Angesicht Herrn von Sahla.

Ich glaube, mein Herr, sagte er, ich habe schon früher einmal die Ehre gehabt, Sie zu sehen, und wenn meine Erinnerungen mich nicht trügen, auch Sie zu sprechen, und zwar unter ziemlich ernsten und eigenthümlichen Umständen.

Ihre Erinnerungen trügen Sie nicht, Herr Fürst von Benevent, sagte Sahla ruhig. Wir haben uns schon einmal gesehen und gesprochen, und die Umstände waren ziemlich eigenthümlicher Art, denn man hatte mich beschuldigt, daß ich einen Mordversuch auf das Leben des Mannes, den Sie damals Ihren Kaiser Napoleon nannten, beabsichtigt habe.

Ich habe mich also nicht getäuscht, rief Talleyrand, bei Ihrem Namen tauchten diese alten Erinnerungen

in mir auf. Es war zu Paris, nicht wahr? Man beschuldigte Sie, daß Sie den Kaiser beim Herausgehen aus dem Theater hätten erschießen wollen, ist es nicht so?

Ja, es ist so, man beschuldigte mich dessen, man konnte mir aber nichts beweisen, sagte Herr von Sahla ruhig. Sie selber, Herr Fürst von Talleyrand, leiteten mein Verhör, und Sie erklärten mich für unschuldig, weil man mich nicht überführen konnte.

Und sicher waren Sie auch unschuldig, mein Herr, rief Talleyrand lächelnd. Sicher beabsichtigten Sie nicht eine so grausenvolle That, einen Mord!

Im Gegentheil, ich beabsichtigte ihn, sagte der Calatravaritter gelassen, ich hatte den festen Entschluß gefaßt, Bonaparte, diesen Dämon der Hölle, von der Erde zu schaffen, und Deutschland, der ganzen Welt, und vor allen Dingen meinem geliebten Vaterland, dem Königreich Sachsen, den Frieden wiederzugeben. Sie nennen das eine grausenvolle That, wenn sie aber gelungen, würden sie dieselbe vielleicht eine Heldenthat genannt haben! Ich wollte Napoleon allerdings bei der Abfahrt aus dem Theater tödten, ich hielt das gespannte Taschenpistol schon unter meinem Kleide verborgen bereit; der Wagen fuhr unter der bedeckten Halle hervor, ich

wollte das Pistol herausziehen, aber neben Bonaparte erblickte ich den Bruder des Königs von Sachsen, meines geliebten Herrn. Das rettete Bonaparte, denn ich konnte den Prinzen treffen, statt seiner! Dieser Gedanke machte mich schaudern, ich ließ die Hand mit dem Pistol sinken, verließ hastig das Gedränge, und warf mein Pistol in den nahen Fluß. Das hatte man gesehen, deshalb verhaftete und verdächtigte man mich. Mein König, der jetzt durch Bonaparte so unglücklich geworden, mein König rettete ihn damals vor dem sicherm Tode.

Sie scheinen Ihren König sehr zu lieben? fragte Talleyrand lächelnd.

Ja, ich liebe ihn, rief Sahla glühend, und diese Liebe ist es, die mich herführt. Ich komme Sie zu beschwören, daß Sie Sich meines unglücklichen Vaterlandes erbarmen, daß Sie Ihre mächtige, einflußreiche Stimme noch eindringlicher, noch stärker, wie es bis jetzt geschehen, für Sachsen erheben möchten. Ich komme Ihnen im Namen meines Königs zu danken für das, was Sie bisher gethan, Sie zu beschwören, ihm zu seinem Recht, zu seiner Hülfe Ihren Beistand zu leihen.

Sie kommen wirklich im Auftrag Ihres Königs? fragte Talleyrand zweifelnd.

Ja, ich komme von ihm, rief Sahla, ich habe ihn zu Preßburg in seinem Elend gesehen, ich habe, vor ihm auf den Knieen liegend, mit ihm geweint über das Unglück Sachsens, welches man wie eine elende Waare verschenken, verschleudern will, ich komme jetzt im Namen meines Königs zu Ihnen, um Sie zu beschwören, diesen Seelenhandel nicht zu dulden, nicht zuzugeben, daß der Congreß, indem er moralische Reden über den Sclavenhandel hält, zugleich selber mit Völkern handelt, wie mit Sclaven, die ihm zum Verkauf übergeben worden!

Es ist sehr freundlich, daß Ihr König in seinem Unglück an mich gedacht hat, sagte Talleyrand achselzuckend, aber ich fürchte, daß meine Stimme nicht stark genug ist, um Diejenigen zu übertönen, welche wider ihn schreien. Ich habe Anfangs laut genug für Sachsen gesprochen, aber man hat mich übertönt, und jetzt, da ich gesehen, daß ich mit meinen Protestationen nichts erreiche, jetzt, da ich allein stehe, da auch England Sachsen fallen läßt, und es den Wünschen Preußens opfert, jetzt werde auch ich verstummen müssen, und geschehen lassen, was nicht mehr zu ändern ist. Sachsen wird an Preußen fallen, denn Preußen beansprucht das eroberte Sachsen als Entschädigung für seine Opfer und seine Kriegs-

thaten. Die übrigen Mächte, welche Preußen keine andere Entschädigung zu bieten haben, fügen sich der Nothwendigkeit, und sind jetzt entschlossen, dem allgemeinen Weltfrieden Sachsen zum Opfer zu bringen; und um einen neuen Krieg zu vermeiden, auf dem Preußen, Rußland auf der einen, Frankreich, Oesterreich und England auf der andern Seite stehen würden, um Europa neue Qualen, neues Blutvergießen zu ersparen, wird man sich darein fügen, Sachsen an Preußen, und Polen an Rußland zu geben.

Aber Sie, und Sie allein können uns retten, rief Herr von Sahla dringend, denn Sie sind Frankreich, Sie sind Spanien, Sie sind der Gedanke der Legitimität. Sprechen Sie im Namen dieser Legitimität und Europa wird Ihre Stimme hören, und Oesterreich wird nicht wagen, diesen Ruf zu überhören, es wird sich mit Ihnen verbünden wider Preußen, es wird Preußen und Rußland zwingen, ihre Beute fahren zu lassen, und Sachsen seinem König zurückzugeben.

Sie sind ein liebenswürdiger Schwärmer, sagte Talleyrand mit einem mitleidigen Lächeln, aber die Wirklichkeit entspricht selten den Schwärmereien. Bringen Sie Ihrem König meine ergebensten Grüße, sagen Sie ihm, daß Frankreich ihn bedauert, daß aber —

Vollenden Sie nicht, rief Sahla, seine Hand feierlich ausstreckend und dem Fürsten mit einem flammenden Blick in's Antlitz starrend. Sie halten mich für einen Schwärmer, meinen König für einen armen Bettler, den man nur beklagen, aber dem man nicht helfen kann. Aber Sie irren, Herr Fürst von Benevent, ich bin kein Schwärmer, denn ich sehe mit hellem Auge in die Zukunft, und ich sehe, daß Sachsen nicht untergeht, daß Frankreich es erhalten wird! Und mein König ist kein Bettler, denn er wird Denjenigen königlich bezahlen, der ihm sein Land, seinen Thron errettet.

Bezahlen mit Versprechungen, sagte Talleyrand mit leisem Spott.

Nein, bezahlen mit Millionen, rief Sahla, seine düstern Augen mit einem triumphirenden Ausdruck auf Talleyrand heftend. Er sah sehr wohl, wie Talleyrand zusammenzuckte, wie eine plötzliche Röthe über sein Antlitz hinfuhr, und ein stolzes Lächeln glitt über Sahla's Angesicht hin. Ich werde ihn gewinnen, sagte er leise zu sich selbst, ich werde Sachsen erretten.

Millionen, rief Talleyrand zweifelnd, wenn man über Millionen zu verfügen hat, braucht man nicht zu

zittern für ein Königreich, denn mit Millionen kauft man es sich.

Das will mein König auch, sagte Sahla mit einem glücklichen Lächeln. Er hält drei Millionen Francs bereit, um sie Demjenigen zu geben, der ihm sein Königreich wiederbringt, der hier auf dem Congreß für ihn wirbt und wirkt, der ihm die Stimmen Oesterreichs, Englands und der kleinen deutschen Fürsten erobert, der nicht nachläßt in seinen Bemühungen, und Sachsen rettet, indem er es unter die Fahne der Legitimität, der bedroheten Fürstenwürde stellt. Wenn Frankreich fest und unerschütterlich bei seiner Forderung der Erhaltung Sachsens bleibt, so ist Sachsen gerettet! Oh, Heil über den, welcher Sachsen rettet, er wird mehr dadurch erwerben, als nur drei elende Millionen Francs, er wird den Segen und die Liebe von mehr als drei Millionen treuer Sachsenherzen gewinnen.

Drei Millionen, sagte Talleyrand, das faßt sich sehr leicht in Worte, in Begriffe, aber sie sind sehr schwer in Wirklichkeit zu setzen.

Nein, sie sind sehr leicht in Wirklichkeit zu setzen. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen das zu beweisen?

Ich bitte Sie darum, sagte Talleyrand, leise sein Haupt neigend.

Herr von Sahla zog sein Portefeuille hervor, und es öffnend nahm er aus demselben mehrere zusammengefaltete Papiere.

Erlauben Sie mir dieselben zu besserer Ansicht auseinanderzulegen, sagte er, und ohne eine Antwort abzuwarten, begann er mit geschäftiger Eilfertigkeit seine Papiere auf einem nahestehenden Tisch auszubreiten. Talleyrand hinkte leise und geräuschlos zu diesem Tisch hin, und schaute dem Calatravaritter zu, der jetzt eines neben dem andern in symmetrischer Ordnung diese kleinen, schmalen, länglichten Streifen Papier hinlegte, auf denen sich allerlei Zahlen und Zeichen geschrieben und gedruckt fanden.

Ew. Durchlaucht kennen diese Papiere? fragte er, während seiner Beschäftigung zu Talleyrand emporsehend.

Ja, sagte Talleyrand lächelnd, ich kenne sie sehr wohl. Es sind Banknoten, und wie ich sehe, beläuft sich jede dieser Banknoten auf funfzigtausend Francs.

Und sehen Sie auch, Durchlaucht, wie viel solcher Banknoten ich hier auf den Tisch gelegt habe?

Wie mir scheint, sind es deren zwanzig.

Sehr richtig, Fürst, und zwanzig Banknoten, jede zu funfzigtausend Francs, das macht?

Ich glaube, das macht eine Million, sagte Talleyrand lächelnd.

Ja, das macht eine Million, sagte Herr von Sahla, sich emporrichtend. Ew. Durchlaucht sehen also, daß es nicht so gar schwer ist, Millionen in Wirklichkeit zu setzen, denn ich habe in weniger als einer Viertelstunde hier eine Million aufzählen können.

Aber, wenn ich nicht irre, sprachen Sie von drei Millionen Francs? Drei Millionen möchten doch schwieriger aufzuzählen sein.

Nicht im Mindesten, sagte Herr von Sahla, einige andere Papiere aus seinem Portefeuille nehmend. Erlauben Sie mir nur zuvor, Ihnen den Plan meines edlen und unglücklichen Königs auseinander zu setzen. Ich sagte Ihnen vorher, daß der König Demjenigen, welcher hier auf dem Congreß für ihn wirken und sprechen wolle, Demjenigen, welcher durch seinen Einfluß ihm seine Krone und sein Land erhalten würde, eine Belohnung von drei Millionen Francs geben wolle. Aber es versteht sich, daß die Klugheit hierbei einige Vorsichtsmaßregeln erheischt, und daß mein König nicht belohnen kann, ehe das Ziel erreicht ist, um das es sich handelt. Ew. Durchlaucht wissen vielleicht, wie es der König Ludwig der Sechszehnte in einem

ähnlichen Fall mit dem Grafen Mirabeau gehalten hat?

Nein, mein Herr, ich gestehe zu meiner Beschämung, daß ich das nicht weiß.

Graf Mirabeau versprach auch dem König Ludwig dem Sechszehnten durch seinen Einfluß und seine Beredtsamkeit seinen Thron und seine Macht zu erhalten. Der König bezahlte dafür Mirabeau's Schulden, die sich auf mehr als zweimalhunderttausend Francs belaufen mochten, gab ihm eine monatliche Revenue von sechstausend Francs, und außerdem einige Wechsel, im Gesammtbetrage von einer Million, die der Graf Mirabeau, sobald das Ziel erreicht und der König wieder in den Besitz seiner Macht gesetzt sei, bei der königlichen Schatzkammer zu präsentiren hatte, um das Geld zu empfangen. *)

Oh, da hat der arme König also Frankreich eine Million gespart, sagte Talleyrand lächelnd, denn Mirabeau starb, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Und dieses Uebereinkommen zwischen Ludwig dem Sechszehnten und Mirabeau will Ihr König nachahmen?

---

*) Siehe: Theodor Mundt. Graf Mirabeau. Th. IV. S. 364.

Ja. Er giebt seinem Vertheidiger jetzt eine Million Francs, er giebt ihm außerdem Wechsel im Betrage von zwei Millionen Francs, Wechsel, welche indeß erst in einem Jahre fällig sind. Denn im Lauf eines Jahres muß doch jedenfalls Sachsen wieder hergestellt sein als eigenes selbstständiges Königreich, und ist es dies, so hat der Inhaber dieser Wechsel sie nur beim königlichen Schatzamt zu präsentiren, und sie werden ihm ausgezahlt werden. Ist es unsern Feinden gelungen, das Königreich Sachsen aus der Reihe der selbstständigen Staaten auszustreichen, so sind die Wechsel natürlich ungültig, da es alsdann keinen König von Sachsen mehr giebt. Sehen Sie, mein Herr Herzog, hier sind die Wechsel. Es sind deren zehn. Jeder Wechsel auf zweimalhunderttausend Francs. Sie tragen alle die Unterschrift: „Der König von Sachsen, für mich und meinen Nachfolger gültig."

Ich sehe, sagte Talleyrand, leise mit dem Kopf nickend, Sie haben mich wirklich überzeugt, mein Herr, daß es nicht so schwer ist, drei Millionen Francs in Wirklichkeit zu setzen.

Und werden Sie, Herr Herzog, mir jetzt auch dafür den Beweis liefern, daß es auch nicht so schwer ist, für diese drei Millionen Francs einen Vertheidiger

für Sachsen, und die Rechte des Königs von Sachsen ausfindig zu machen? fragte Herr von Sahla, indem er die Wechsel zu den Banknoten auf den Tisch legte.

Talleyrand bemerkte das sehr wohl, aber er sagte kein Wort dazu, sondern wandte sich um, und ging langsam einige Male in seinem Cabinet auf und ab. Herr von Sahla schaute ihm nach mit blitzenden Augen, in athemloser Erwartung.

II.

Wie man Geschichte macht.

Mein Herr, sagte Talleyrand nach einiger Zeit, indem er vor Sahla stehen blieb, Ihr König hat sich durch Sie vertrauensvoll an mich gewandt und begehrt meinen Rath. Ich werde mit demselben Vertrauen antworten, denn das ehrwürdige Haupt des Königs Friedrich August ist doppelt geheiligt; geheiligt durch das Unglück und durch eine Krone. Ich beuge mich aber in Ehrfurcht vor ihm und weihe ihm meine lebhaftesten Sympathieen, und ich bin ihm vor allen Dingen die Wahrheit schuldig. Ich muß ihm daher gestehen, daß Frankreich sich lebhaft für das Schicksal des Königs von Sachsen interessirt, nicht sowohl aus persönlicher und verwandtschaftlicher Zuneigung des Königs Ludwigs von Frankreich zu seinem Oheim, dem König von Sachsen, sondern mehr noch, um einem heiligen,

großen und unzerstörbaren Princip zu genügen. Dies ist das Princip der Legitimität! Frankreich will für sich selber nichts, es beansprucht nichts. Ich bin daher nur hier, um die politischen Principien aufrecht zu erhalten, und um zu verhindern, daß man kein Attentat auf dieselben unternehme. *) Preußen aber will ein Attentat auf unsere politischen Principien machen. Es will das Princip der Legitimität umstürzen, es will einen König, der durch göttliches und menschliches Recht Herr und Herrscher der Erbstaaten seines Hauses, des Königreichs Sachsen, ist, seines Thrones berauben, um sich durch diese sächsischen Lande bezahlt zu machen für seine Kriegsunkosten. Es entschuldigt sich damit, daß es den König von Sachsen einen Verräther an Deutschland nennt, weil er etwas länger und mit minderer Treulosigkeit der Bundesgenosse Frankreichs geblieben, als dies Preußen, Oesterreich und die andern deutschen Staaten gethan. Aber dafür, daß der König von Sachsen seinem Bundesgenossen treu geblieben, auch noch dann, als dieser schon im Unglück war, dafür darf man ihn nicht strafen, indem man ihn ganz willkürlich seines Eigenthums beraubt. Hat der König von Sachsen

*) Talleyrand's eigene Worte. Siehe: Carl von Nostitz. S. 133.

Strafe verdient, so überlasse man diese Strafe Gott und dem Volk, dessen Stimme man die Stimme Gottes nennt. Möge die öffentliche Meinung, möge sein Volk ihn richten, möge dieses, wenn es keinen Herrscher will, welcher die Interessen Deutschlands seiner persönlichen Zuneigung geopfert hat, möge es sich alsdann erheben und diesen Herrscher verjagen, oder möge es jetzt laut und feierlich vor dem hier versammelten Congreß, das heißt, vor Europa seine Stimme erheben und sich lossagen von seinem König und sich freiwillig unter die Krone Preußens stellen. Dann hätte, nach dem Sprichwort: vox populi, vox dei, Gott selber entschieden! Aber das Volk, die Stimme Gottes, hat sich in Sachsen für den König erklärt, das Volk hat an den hier tagenden Congreß eine Deputation gesandt, welche feierlich erklärt hat, daß Sachsen nicht einer fremden Krone sich unterordnen, sondern daß es seinen angebornen König wiederhaben will. Demzufolge haben die Menschen nicht das Recht, einen König zu strafen, den die Stimme Gottes nicht verurtheilt hat. Das Princip der Legitimität muß aufrecht erhalten werden, denn alle Throne Europa's würden bald schwanken und in Trümmer zerfallen, wenn dies nicht geschähe! Frankreich, welches keine Eroberungen, keine Gebietsvergrößerungen, keine

Vortheile von dem Congreß beansprucht, Frankreich beansprucht aber von dem Congreß, daß er dieses Princip aufrecht erhalte. Bis heute hat Frankreich versucht, auf dem Wege der Ueberredung, der Vorstellungen, ja sogar der Bitten auf den Congreß für Sachsen einzuwirken, aber da es sieht, daß alle seine friedlichen Bemühungen vergeblich sind, wird es von heute ab eine andere Sprache führen. Statt zu bitten wird es drohen, statt zu überreden wird es rüsten, und wenn es ihm nicht gelingt auf dem Wege der Verhandlungen Sachsen seinem angebornen König zu erhalten, Neapel seinem angebornen König wieder zu gewinnen, so wird es sein Ziel auf dem Wege des Krieges zu erreichen suchen, und wir werden dann sehen, ob Oesterreich, England und Rußland wirklich so unverständig sein wollen, ihre eigene Existenz zu untergraben, indem sie das Princip der Legitimität untergraben und Preußen und Joachim Murat unterstützen. — Sagen Sie dies Alles Ihrem König, Herr Baron von Sahla, sagen Sie, daß ich es für meine heilige Pflicht erachte, seine Interessen, welche die Interessen aller bestehenden Throne sind, zu unterstützen, nicht um Goldes oder Vortheils, sondern um der Ueberzeugungen willen, die allein während meines vielbewegten Lebens die Richtschnur meiner Handlungen

gewesen! Sagen Sie ihm, daß Frankreich von heute an für Sachsen in die Schranken tritt, daß es alle Mittel in Bewegung setzen wird, um Sachsen, wenn auch vielleicht in engeren Grenzen, aber doch als selbstständiges Königreich zu erhalten, und daß Frankreich entschlossen ist, entweder Sachsen zu erhalten oder mit ihm unterzugehen! Sagen Sie Ihrem König dies Alles, und fragen Sie ihn dann, ob er glaubt, daß ich des Vertrauens würdig bin, das er in mich gesetzt, und ob er immer noch hofft, daß ich ihm nützlich sein kann?

Er wird diese meine Frage mit einem lauten, freudigen Ja beantworten, rief Herr von Sahla mit strahlendem Angesicht. Er wird von heute an nicht mehr trostlos in die Zukunft sehen, denn er wird wissen, daß er einen Vertheidiger gefunden, der die Macht und den Willen hat, für ihn zu kämpfen, und der für ihn siegen wird! Segen über Sie, Fürst, über Sie, den Freund, den Bundesgenossen meines Königs, meines Vaterlandes!

Ich werde wenigstens versuchen, mir Ihren Segen zu verdienen, sagte Talleyrand mit einem sanften Lächeln, Sahla seine Hand darreichend. Herr von Sahla drückte diese Hand fest in der seinen und schaute mit einem

langen, durchdringenden Blick in das ruhige, unbewegliche Antlitz Talleyrands.

Ich schaue in Ihr Herz, sagte er feierlich, und ich weiß jetzt, daß Ihre Lippen die Wahrheit gesprochen, daß es Ihnen heiliger Ernst ist mit der Erhaltung Sachsens. Gehen Sie also hin, Durchlaucht, und sprechen und handeln Sie zum Wohle eines Volkes und eines Königs, die Beide zu Gott für Sie beten werden! Ich will gehen, die Thränen meines unglücklichen Königs zu trocknen, indem ich ihm sage, daß Gott ihm einen Rächer, einen Vertheidiger gesandt hat!

Er verneigte sich tief, und sich dann umwendend, eilte er dem Ausgange zu.

Talleyrand schaute ihm mit einem seltsamen, scheuen Ausdruck nach. Jetzt hatte der Calatravaritter die Thür geöffnet, und war schon im Begriff hinauszugehen.

Herr Baron von Sahla, rief Talleyrand, kommen Sie doch. Sie haben ja hier noch die Papiere und Wechsel Ihres Königs vergessen!

Sie werden ihm dieselben nach einem Jahr wiederbringen, Herr Fürst von Benevent, sagte Herr von Sahla lächelnd, indem er rasch hinaus trat, und die Thür hinter sich zudrückte.*)

*) Diese Bestechung Talleyrand's für und durch Sachsen ist

Herr von Talleyrand war jetzt allein. Er heftete noch eine Zeitlang die Blicke forschend und horchend nach der Thür hin, dann, als er sah, daß diese Thür sich nicht wieder öffnete, daß Herr von Sahla nicht zurückkam, die vergessenen Papiere zu holen, dann flog ein glänzender Ausdruck der Freude über sein Antlitz hin. Er eilte, so rasch es ihm sein hinkender Fuß er-

---

keine müßige Erfindung, sondern ein historisches Factum. Der Graf de la Garde spricht in seinen Memoiren über den Wiener Congreß ganz unbefangen darüber, daß Sachsen sich durch seine Millionen auf dem Congreß vertreten ließ. Der gute König von Sachsen, sagt er, hat jetzt die beste Partie erwählt. Er hatte, in der Furcht vor unangenehmen Wechselfällen und Verlegenheiten, Sorge getragen, sich ein kleines Reserve-Kapital zu sichern. Jetzt hat er davon einige Millionen losgerissen, um sie an zwei einflußreiche Personen des Congresses zu geben. Der Schlüssel von Gold wird ihm die Pforten seines Königreiches weit rascher und sicherer öffnen als alle Protokolle des Congresses. Siehe: Comte de la Garde II. S. 112. Der Graf de la Garde ist noch so discret, den Empfänger der Millionen nicht zu nennen, aber Chateaubriand ist offenherziger. Er sagt es geradezu, daß Talleyrand vom König von Sachsen für drei Millionen Francs gewonnen worden und daß er für diese Summe das wahre Beste Frankreichs, welches lieber Sachsen als den Rhein in Preußens Macht zu geben rieth, verkauft und verrathen habe. Siehe: Chateaubriand: Mémoires d'outre tombe. Vol. VI. S. 441. Siehe auch: Pertz, Leben des Ministers vom Stein. Th. IV. S. 119.

laubte, nach den beiden Thüren seines Cabinets hin, verriegelte sie beide, und trat dann zu dem Tisch, auf welchem die Banknoten und Wechsel lagen.

Drei Millionen Francs, sagte er, seine Hand auf die Papiere legend, drei Millionen Francs, das heißt ein Vermögen, um allen Wechselfällen des Schicksals Trotz bieten zu können. Drei Millionen! Hm, ich denke, ich habe in den letzten zwei Tagen ein ganz gutes Geschäft gemacht, und meine Erben werden mit mir zufrieden sein. Da drinnen in meinem Pult liegt ein Document von dem König von Sicilien, der mir das italienische Fürstenthum Dino als mein Eigenthum verschrieben und verbrieft hat, wenn ich ihm Neapel wieder verschaffe. Hier auf dem Tisch liegen drei Millionen Francs vom König von Sachsen. Ich werde also im Laufe eines Jahres Herzog von Dino sein, und ich werde ein herzogliches Vermögen haben! Ah, wie gut und nützlich ist es doch, wenn man mehr verschweigt, als sagt, wenn man ganz im Geheimen Politik macht. Wenn der König von Sachsen den geheimen Vertrag gekannt, den ich vor einigen Wochen mit Oesterreich und England abgeschlossen habe, so würde er vielleicht geglaubt haben, sein Königreich billiger erhalten zu können, und nur vielleicht eine Million dafür

ausgegeben haben.*) Denn da Oesterreich und England sich mit Frankreich zu gegenseitiger Hülfsleistung und Durchführung der von einer der drei Mächte gemachten Vorschläge verpflichtet haben, so werden wir wohl ohne allzugroße Anstrengungen im Stande sein, Sachsen und seinen König zu erhalten. Zum guten Glück sind die drei Mächte verschwiegen gewesen! Ah, wie wunderlich doch die Welt ist, und welch' eine feine Nase man haben muß, um ihre Wechselfälle und Wandelungen wittern zu können, und daher ihren Eventualitäten zuvor zu kommen. Als ich noch Bischof von Autun war, witterte ich die Revolution und ward Republikaner. Als Republikaner witterte ich das Kaiserreich, und ward daher thätig, aus dem ersten Consul einen Kaiser zu machen. Als wir das Kaiserreich hatten, da roch ich

*) Am 3. Januar 1815 schlossen Frankreich, Oesterreich und England einen geheimen Vertrag ab, durch welchen sie sich gegenseitig verpflichteten, im Einverständniß mit einander die Bestimmungen des Pariser Friedens aufrecht zu erhalten, das heißt, alle Mächte in ihren Rechten bestehen zu lassen und in keine Macht- und Gebietsvergrößerungen einzelner Staaten zu willigen. Ferner verpflichteten die drei Mächte sich, sich gegenseitig zu vertheidigen und mit ihren Armeen und ihrem Gold sich zu unterstützen, wenn man sie aus Haß gegen die von einer der drei Mächte gemachten Vorschläge angreifen sollte. Siehe: Pertz. Th. IV. S. 274.

schon den Geruch der Fäulniß aller unserer Zustände, und arbeitete und wirkte als Minister des Kaiserreichs für den Thron des Königs, der dem Kaiser folgen mußte. Und jetzt, da ich Minister des Königreichs Frankreich bin, für wen arbeite ich jetzt, und was wittert meine Nase? Nun, jedenfalls habe ich ein wenig für mich gearbeitet, und was auch die nächste Aventure Frankreichs sein mag, ich habe für mich ein Herzogthum und einige Millionen gewonnen. Dafür erhalte ich dem König von Sachsen zum Mindesten seine Krone, seine Residenzstadt Dresden, und einige Städte und Städtchen dazu! Dafür setze ich den König von Sicilien wieder auf den Thron von Neapel, und verjage Joachim Murat, meinen lieben Freund früherer Tage. Und das, seufzte Talleyrand, indem er die Millionen zusammen packte, und sie in seinem Schreibtisch verschloß, das nennt man Geschichte machen, und für das Wohl der Völker thätig sein!

III.

Fouché.

Fürst Metternich kehrte eben aus der Conferenz zurück in sein Cabinet. Sein Antlitz, welches sonst immer so ruhig und lächelnd erschien, war heute von Wolken beschattet, und seine Augen, welche sonst in so heiterm Glanz strahlten, schauten finster drein. Es war heute eine sehr stürmische Congreßsitzung gewesen, und der politische Horizont fing immer mehr an, sich zu verdunkeln. Eine unerwartete Brise hatte heute diese Wolken noch dichter zusammen gezogen. Diese Brise war von England herüber geweht. England, das bis jetzt in den sächsischen und polnischen Fragen im innigsten Einvernehmen mit Frankreich und Oesterreich gewesen, England hatte plötzlich seine Meinung geändert, und Lord Castlereagh hatte heute in der Conferenz Metternich ganz offen gestanden, daß die neuesten De-

peschen des Regenten von England es ihm zur Pflicht machten, den Frieden zu erhalten, und ihm, wenn es sein müßte, Sachsen zu opfern, das heißt, es zuzulassen, daß Preußen sich in den Besitz Sachsens setze.

Diese unerwartete Nachricht war es, welche die Stirn Metternichs verdüstert hatte, und welche machte, daß er jetzt in seinem Cabinet gedankenvoll und in ernste Betrachtungen versenkt auf- und abging.

Ich sehe da nichts als Verwickelungen, als Zwistigkeiten, sagte er leise vor sich hin. Alles ist Unfrieden, Neid und Bosheit, und Alles wird aus einander platzen, wie eine überladene Bombe, die Alles in Brand steckt. Preußen beginnt schon zu drohen, und der Herr von Hardenberg hat mir heut in der Conferenz mit blitzenden Augen versichert, daß Preußen nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand seine Ansprüche auf Sachsen vertheidigen werde. Frankreich droht wiederum mit Waffengewalt, wenn Preußen seine Ansprüche auf Sachsen nicht aufgeben wolle, und läßt schon seine Truppen zusammenziehen. Herr Talleyrand sagte heute mit seinem ruhigen Lächeln zu Hardenberg, Frankreich habe bereits eine Armee von achtundsiebenzig tausend Mann an seinen Grenzen aufgestellt, die kampfgerüstet den Feind erwarte. Rußland wird auch immer ungestü-

mer, und Kaiser Alexanders Augen schleudern Blitze auf mich, die jedenfalls geeignet wären, mich zu zerschmettern, wenn er der Gott Zeus, und ich nichts weiter wäre, als ein zu seinen Füßen gefesselter Titan. Sein Herr Bruder Constantin hat ja schon einen Aufruf an die Polen erlassen, sich zu erheben, die Waffen zu ergreifen, und bereit zu sein, auf den Ruf ihres Königs, des Kaisers Alexander, die Unabhängigkeit und Freiheit ihres Vaterlandes zu vertheidigen. Und wir selber, Wir, Oesterreich? Sehen wir uns nicht auch genöthigt, zu drohen, zu rüsten, und auf einen neuen Krieg vorzubereiten? In Böhmen haben wir schon ein Heer zusammengezogen, um nöthigenfalls Sachsen zu vertheidigen. Jetzt müssen wir ein anderes Heer hierher ziehen, um Wien im Fall des Krieges gegen die Russen zu decken. Und ein drittes Heer haben wir in Italien aufgestellt, für den guten Joachim Murat, der den Hochmuth hat, noch länger König von Neapel bleiben zu wollen. Nichts als Rüstungen! Und das ist der Erfolg davon, daß die Diplomaten Europa's hier seit fünf Monaten versammelt sind, um über den Weltfrieden zu berathen! Wahrhaftig, wenn die Sache nicht so abscheuliche Folgen haben könnte, so müßte man darüber lachen. Seit fünf Monaten Friedens-Con-

ferenzen, und der Erfolg davon, — Krieg — Krieg auf allen Seiten!

Metternich lachte laut auf, und warf sich auf den Divan, um ein wenig auszuruhen von den Anstrengungen der Conferenz. Aber immer wieder führten ihn seine Gedanken zu derselben zurück und belästigten seine Seele mit ihren Aufregungen und Verdrießlichkeiten.

Ah bah, sagte Metternich, sein Haupt schüttelnd, als wolle er die lästigen Insecten verjagen, die ihn beunruhigten, ah bah, vergessen wir doch diese Langweiligkeiten! Es ist am besten, sich gar nicht mehr mit ihnen zu beschäftigen, sondern die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gehen! Ich will heute nichts mehr damit zu thun haben, sondern will mich mit nützlicheren und angenehmeren Dingen beschäftigen. Ich habe da vor allen Dingen die Arrangements und Einladungen zu dem Ballfest zu überlegen, das ich in acht Tagen geben will. Zuerst also die Einladungen!

Er ging zu seinem Schreibtisch, setzte sich vor denselben, und nahm Papier und Feder. Zuerst also: die kaiserliche Familie! sagte er, dieselbe aufschreibend. Nun, die wird mir nicht fehlen! — Dann: der Kaiser und die Kaiserin von Rußland! Aber wird der Kaiser kommen wollen? Darf ich ihn direct

einladen, ohne eine brusque, abschlägige Antwort zu riskiren? Ich werde General Harbegg als meinen Abgesandten zu ihm schicken! Weiter! Der König von — Nun, Jean, was giebt es? fragte er den eintretenden Kammerdiener.

Durchlaucht, es ist im Vorsaal ein fremder Herr, der durchaus Ew. Durchlaucht, wie er sagt, in dringenden Angelegenheiten, zu sprechen wünscht.

Hat er seinen Namen nicht genannt?

Nein, Durchlaucht. Er hat mir nur dies Papier gegeben.

Und er hielt dem Fürsten einen silbernen Teller dar, auf welchem sich ein Streifchen Papier befand, mit allerlei seltsamen Zeichen und Strichen beschrieben.

Metternich nahm das Papier ganz achtlos entgegen, dann, als er die Augen auf die Hieroglyphenschrift des Papiers geheftet hatte, zuckte er zusammen und betrachtete staunend von allen Seiten die geheimnißvolle Schrift.

Laß diesen Herrn sogleich eintreten, sagte er, hastig nach der Thür deutend, und während Jean hinaus eilte, murmelte der Fürst, indem er das Papier in kleine Stücke zerriß: es ist unmöglich. Er kann es

nicht sein! Er wird mir irgend einen seiner Agenten senden!

Der Kammerdiener öffnete die Thür und ein Fremder trat ein. Metternich heftete auf ihn seine großen, forschenden Augen. Ich hatte Recht, sagte er zu sich selber, er ist es nicht! Einer seiner Agenten, nichts weiter!

Er stand auf, und ging mit ernster, stolzer Ruhe, und etwas zurückhaltendem Wesen dem Fremden entgegen, der rasch und ungezwungen sich ihm näherte, und ihn lächelnd anschauete.

Ew. Durchlaucht kennen mich nicht? fragte er, als Metternich ihn noch immer nicht willkommen hieß.

Der Fürst zuckte leise die Achseln. Ich habe leider nicht die Ehre, sagte er.

Nun, sagte der Fremde lächelnd, das beweist wenigstens, daß Andere mich nicht erkennen werden, und daß meine Verkleidung gut war! Erlauben Sie, Durchlaucht!

Ohne eine Erlaubniß abzuwarten, drehte er sich um, zog mit einem raschen Griff die hellblonde Perücke, welche in einer Fülle köstlicher Locken sein Haupt schmückte, von demselben fort, und mit ihr zugleich den vollen Backenbart, der sein Gesicht wie ein ange-

nehmer winterlicher Fußsack umgab, und den untadelhaften Schnurrbart, der sich wie ein breites undurchdringliches Schutzdach über seinem Munde wölbte. Alsdann richtete er die rechte Schulter, welche bis dahin tief gesenkt gewesen, empor, und wandte sich in dieser Metamorphose wieder dem Fürsten zu.

Fouché! rief dieser erschrocken. Sind Sie es wirklich!

Ah, Ew. Durchlaucht kennen mich also doch! rief Fouché lachend. Und jetzt, nicht wahr, Durchlaucht, jetzt heißen Sie mich willkommen?

Ja, von Herzen willkommen, Herr Herzog von Otranto, sagte der Fürst, ihm mit seinem verbindlichsten Lächeln die Hand darreichend. Aber, Sie werden mir verzeihen, wenn ich nichtsdestoweniger sehr verwundert bin, den Herrn Polizeiminister des einstigen Kaisers Napoleon so unerwartet hier in Wien bei mir zu sehen!

Sie sind verwundert, rief Fouché, mein Gott, Fürst, wie beneidenswerth Sie sind, sich noch über irgend Etwas wundern zu können. Ich meinestheils habe diese glückliche Eigenschaft ganz und gar verloren. Ich wundere mich über nichts mehr! Aber sagen Sie, Durchlaucht, wollen Sie mir eine Viertelstunde schenken?

Nicht mehr, als eine Viertelstunde! Ich bin mit Courierpferden, als mein eigener Courier, hierher gefahren, und werde als Courier mit den Depeschen des Fürsten Talleyrand in einer Viertelstunde wieder Wien verlassen, um nach Paris zurückzukehren.

Und Fürst Talleyrand kennt den Courier nicht, er ahnt nicht, daß Sie es sind, Herr Herzog?

Nein, er hat mich so wenig erkannt, wie Ew. Durchlaucht. Niemand darf ahnen, daß ich hier bin, weder in Wien noch in Paris. Selbst den Späheraugen meiner frühern Polizeispione hoffe ich dies Geheimniß entziehen zu können. Ich bin bloß hierher gekommen, um eine Unterredung mit Ihnen zu haben. Wollen Sie mir diese bewilligen? Komme ich Ihnen nicht unbequem?

Ach, Herr Herzog, welche Frage! Mein ganzer Tag steht Ihnen zur Verfügung!

Ich sagte Ew. Durchlaucht schon, daß ich nur eine Viertelstunde beanspruche! Aber wollen Sie die Gnade haben, Ordre zu geben, daß man uns nicht stört, daß Niemand hier eintritt? Meine Maskerade darf nur für Ew. Durchlaucht kenntlich sein!

Sie haben Recht, wir wollen uns vor Störungen sichern, sagte Metternich und er eilte in den Vorsaal,

um Jean zu benachrichtigen, daß, so lange der Fremde bei ihm sei, Niemand vorgelassen werde und keiner in das Cabinet eintreten dürfe.

Jetzt, sagte er, zu Fouché zurückkehrend, jetzt wollen wir uns außerdem auch noch vor jedem bösen Zufall sichern!

Er verschloß die Thür des Vorsaals und die zweite in sein Wohnzimmer führende Thür.

Herr Herzog, sagte er dann, nun sind wir vor jeder Störung gesichert, und wenn es Ew. Durchlaucht gefällig ist, setzen wir uns.

Er führte den Herzog zu dem Divan hin und nahm ihm gegenüber auf dem Fauteuil Platz.

Und jetzt, Herr Herzog, sagte er lächelnd, jetzt erlauben Sie mir, Ihnen zu gestehen, daß ich auf Ihre Worte so gespannt bin, wie ein junges Mädchen auf die erste Liebeserklärung, die man ihr zu machen im Begriff ist.

Nur daß es sich bei meinen Erklärungen viel weniger um Liebe als um Haß handelt, Durchlaucht, rief Fouché. Ich komme, Ihnen zu gestehen, daß ich rathlos bin, daß ich nicht mehr weiß, wohin wir gehen, noch was wir wollen.

Ah, mein Freund, sagte Metternich achselzuckend,

dann sind Sie in Paris genau so weit, wie wir hier in Wien auch sind. Wir befinden uns hier auch bereits in einem Chaos, aus dem uns schwerlich etwas Anderes herausziehen wird, als das Schwert!

Wir aber, sagte Fouché ernst, wir stehen am Vorabend einer Revolution, und ich komme hierher, Sie zu fragen, was geschehen soll, wenn diese Revolution den König Ludwig den Achtzehnten gestürzt hat?

Ach, Sie nehmen das als eine unumstößliche Gewißheit an? rief Metternich.

Ja, es ist eine Gewißheit, sagte Fouché ernst. Frankreich steht auf einem Vulkan, der in jeder Stunde seinen Krater öffnen und seine glühende Feuerlawa ausströmen kann. Der König ist ein verlorner Mann, denn das Volk liebt ihn nicht, das Militair verabscheut ihn, und die Legitimisten selbst zürnen ihm wegen der freisinnigen Institutionen, die er gegeben, und wegen der Nachsicht, die er den Bonapartisten erzeigt. Frankreich ist nur noch eine einzige große Verschwörung. Ueberall gährt es, überall nimmt das Volk eine drohende Miene an, empört es sich offen und geheim gegen die Regierung, welche nur noch ein reifes Geschwür ist, das Frankreich bei der ersten Gelegenheit abstoßen wird.

Was für ein Pflaster aber wird es dann auf

seine offene Wunde legen? fragte Metternich achselzuckend.

Das ist es eben, weshalb ich Sie um Rath fragen möchte, sagte Fouché rasch. Ich glaube, Durchlaucht, Sie haben das Pflaster, welches Frankreich alsdann bedürfen wird. Ach, dieses arme Frankreich! Man hätte es retten, man hätte es den Bourbonen erhalten können, aber man hat es nicht gewollt! Diese Leute sind blind mit sehenden Augen. Sie rennen in ihr Verderben trotz aller Warnungen! Es ist, als ob eine allgemeine Verblendung die Regierung und alle ihre Anhänger und Beamten befallen habe. Man conspirirt öffentlich, an jeder Straßenecke, in jedem Hause! Selbst die Frauen sind von dem allgemeinen Schwindel ergriffen; die Herzogin von Bassano wirbt ohne Scheu ihre Freundinnen dazu an, ihre Männer zu bekehren, daß sie sich den Conspirationen anschließen. Sie hat sich jüngst erst der Marschallin Augereau fast zu Füßen geworfen und sie mit Thränen beschworen, den Marschall zum Anschluß an die große Napoleonische Verschwörung zu bewegen. Die Marschallin Augereau ist loyal genug gewesen, dem Polizeiminister André dieses Ansinnen der Herzogin von Bassano mitzutheilen. Der Polizeiminister hat ihr gelassen zugehört und hat gelacht

über diese Klatscherei schöner Frauen. *) Er hat auch gelacht, als der Präfect des Vardepartements ihm kürzlich berichtete, daß viel verdächtige Leute, anscheinend von Elba kommend, an der Küste der Provence landeten, sich im Lande umhertrieben und für Napoleon würben. Herr André hat ihn ebensowenig einer Antwort gewürdigt, als mir Herr Talleyrand geantwortet hat auf ein Schreiben, das ich vor vier Wochen an ihn richtete, und in welchem ich ihn warnte und ihm mittheilte, wie ich aus genauen Quellen wüßte, daß Joseph Bonaparte in der Schweiz Mannschaften sammele und bewaffne, daß er verdächtige Umtriebe habe mit mehreren Generälen der Armee. Aber diese Leute wollen nicht hören! Sie haben auch Barras nicht gehört, als der zu Herrn von Blacas kam, um ihn vor einer gegen den König gerichteten Verschwörung zu warnen, als er dem Minister vorschlug, Napoleon auf Elba verhaften zu lassen, als er sich erbot, alsdann Murat zur freiwilligen Niederlegung seiner Krone zu bereden. Diese Leute wollen nicht hören. Sie haben auch ihren eigenen Kriegsminister Dupont nicht gehört, als der, erschrocken über den bonapartistischen, aufwieglerischen Geist des

*) Pertz. IV. S. 369.

Heeres, dem König und Herrn von Blacas vorgeschlagen hat, das Heer zu verringern und die Vertheidigung des Landes mehr der Nationalgarde anzuvertrauen. Diese Leute werden so lange taub sein, bis der Donner der Revolution, das Krachen des über ihren Häuptern zusammenbrechenden Gebäudes sie zu spät aus ihrer Sorglosigkeit aufschreckt.

Und denken zu müssen, daß sie dies Alles vermeiden konnten, wenn sie klug genug gewesen, sich einen Polizeiminister, wie der Herzog von Otranto es war, zu sichern, sagte Metternich, einen raschen, forschenden Blick auf Fouché werfend.

Er sah sehr wohl das Aufblitzen seiner Augen, das düstere Zusammenziehen seiner Stirn. Sie bedurften Meiner nicht, sagte Fouché mit einem verächtlichen Lächeln, sie ließen mich unbeachtet, und in Unthätigkeit. Nun, mögen Sie jetzt die Früchte Ihrer Thaten ernten. Ich komme nicht hierher, um Sie, Herr Fürst, zu beschwören, die Regierung Frankreichs zu warnen, und ihren Fall zu verhindern. Ich komme nur, um Ihnen zu sagen: die Regierung Frankreichs wird fallen! Um Sie ehrlich und offen zu fragen: was wird Oesterreich thun, wenn sie gefallen, wenn der König verjagt ist? Wird es Ludwig den Achtzehnten vertheidigen?

Wird es Frankreich verhindern, seine Republik zu erneuern?

Das Alles sind ja innere Fragen Frankreichs, sagte Metternich achselzuckend, was kümmern die uns? Möge Frankreich seinen König absetzen, möge es die thörichte Comödie seiner Republik noch einmal durchspielen, wir werden es nicht verhindern, vorausgesetzt, daß Frankreich sich selber leitet und nicht von Andern verleitet wird. Was Ihren König Ludwig den Achtzehnten und die französischen Bourbonen anbetrifft, so kann Oesterreich Dem nur beistimmen, was vor einigen Tagen der Kaiser von Rußland sagte.

Und was sagte der, Durchlaucht?

Er sagte: „wir haben die Bourbonen wieder auf den Thron gesetzt, mögen sie sich darauf halten. Fallen sie abermals, so bin ich es ganz gewiß nicht, der ihnen wieder emporhilft.“*) Ich habe Ihnen jetzt ehrlich und offen Ihre Frage beantwortet. Jetzt, Herr Herzog, beantworten auch Sie mir mit derselben Ehrlichkeit und Offenheit eine Frage!

Fragen Sie, Durchlaucht.

Nun denn, Herr Herzog, sagen Sie mir: glauben

---

*) Méneval: Mémoires. II. 116.

Sie, daß Frankreich in der That nur deshalb conspirirt und revolutionirt, um sich das Königthum abzustreifen zu Gunsten einer Republik?

Nein, Durchlaucht, das glaube ich ganz und gar nicht, sagte Fouché mit einem feinen Lächeln.

Dieses Lächeln fand einen Wiederschein auf dem Angesicht Metternichs. Glauben Sie also, fragte er leise, glauben Sie, daß Frankreich die Bourbonen verjagen will zu Gunsten der Bonapartisten? Glauben Sie, daß es seine Regentin Marie Louise und den König von Rom in Frankreich willkommen heißen würde?

Ah, rief Fouché lebhaft, Sie sprechen da das Wort aus, um dessetwillen ich gekommen bin! Ja, Durchlaucht, ja, niemals ist der Augenblick für die Wiederherstellung der Regentschaft in Frankreich so günstig gewesen, wie eben jetzt. Die königliche Regierung hat alle Geister verstimmt, sie ist es am meisten gewesen, die Propaganda für den Bonapartismus gemacht hat. Ich sage Ihnen, Durchlaucht, wenn jetzt in dieser Zeit der Sohn des Kaisers, von einem Bauer geführt, auf einem Esel reitend, in Straßburg erschiene, so würde das erste beste Regiment, dem er vorgestellt würde, ihn

ohne alle Hindernisse nach Paris bringen, und Ludwig vom Thron stürzen, um ihn darauf zu setzen.*)

Um ihn als Napoleon den Zweiten auszurufen, oder ihn nur so lange auf dem Thron zu halten, bis Napoleon der Erste von Elba zurückgekommen?

Das hängt von den Umständen ab, Durchlaucht, und ich glaube, man muß den Umständen ein bischen zu Hülfe kommen. Die Rückkehr Napoleons wäre nicht blos für Frankreich, sondern für ganz Europa ein Mißgeschick, denn die Kriege würden sich wieder erneuern, und neue Umwälzungen wären die Folge davon. Napoleon ist eine Verlegenheit für Europa, und man müßte daher bemüht sein, sie zu beseitigen.

Beseitigen! Das ist ein vieldeutiges Wort, sagte Metternich. Ich hoffe, Sie denken dabei nicht an die Beseitigungen, wie sie die Bravi der Republik Venedig früher verstanden?

Ich denke an eine Beseitigung, wie sie zum Beispiel Oesterreich früher mit dem König Richard Löwenherz vornahm, den es auf lange Zeit in einen Thurm verschwinden ließ.

Ah, und ich bin sicher, Herzog, daß Sie alsdann

---

*) Fouché's eigene Worte. Siehe: Ménéval. Memoires. III. 98.

für diesen zweiten Richard Löwenherz nicht die Rolle eines Blondel übernehmen würden! rief Metternich lachend. Aber das Beseitigen ist in diesem Falle schwerer, als damals, denn Richard Löwenherz zog durch Oesterreich, Napoleon aber horstet auf Elba.

Man müßte ihn heimlich von seinem Horst entführen. Man müßte ihn von Elba aufheben, ihn auf eins der vor Elba kreuzenden englischen Schiffe bringen, und ihn auf irgend einer wüsten Insel absetzen, ihn im Weltall entschwinden lassen. Es bedürfte dazu nur einiger weniger Männer, die muthig, entschlossen und treu sind.

Kennen Sie solche Männer? fragte Metternich rasch.

Ja, Durchlaucht, ich kenne solche Männer, und ich stelle sie Ew. Durchlaucht zur Verfügung!

Ah, nicht mir, rief Metternich fast erschrocken, ich will nichts zu thun haben mit diesen Dingen! Ich wiederhole und sage, was Talleyrand sagte, als ihm Lord Castlereagh neulich den Vorschlag machte, bei dem Congreß auf die Verhaftung und weitere Fortführung Napoleons anzutragen.

Was sagte Talleyrand?

Er sagte achselzuckend: „Mylord, reden wir nicht mehr von Napoleon. Er ist ein todter Mensch.“*)

Ah, rief Fouché verächtlich, dieser schlaue Fuchs hat also ganz und gar die Witterung verloren, wie es scheint! Aber Sie, Durchlaucht, werden ihm nicht nachahmen wollen, Sie werden Napoleon nicht für einen todten Mann halten, sondern Sie wissen, daß er lebt, und daß er das Triebrad aller dieser Machinationen ist, die jetzt Frankreich in Unruhe und Aufruhr versetzen.

Ich gestehe, daß ich darin Ihre Ansicht theile, Herr Herzog.

Aber Sie wollen dennoch nicht die Verantwortung für die Entführung Bonaparte's übernehmen, Durchlaucht? Doch Sie würden es zufrieden sein, wenn die Sache geschähe, und würden keinen Groll hegen gegen Den, der sie veranlaßt hätte?

Groll gegen Den, der den Frieden Europa's gesichert hätte?

Sie würden dem Entführer also dankbar sein?

Wenn die Entführung erst ein fait accompli ist, so würde Oesterreich den heimlichen Veranstalter die-

---

*) Pertz. Leben des Ministers vom Stein. IV. S. 369.

ser Entführung unterstützen und fördern, so viel es in seinen Kräften stände.

Es würde ihm zum Beispiel die Stelle eines Regentschaftspräsidenten des kleinen Kaisers Napoleon des Zweiten bewilligen, und die Kaiserin Mutter, Marie Louise, veranlassen, daß sie ihn als ihren ersten Minister und Rathgeber betrachte?

Oesterreich würde dies als die erste Pflicht seiner Dankbarkeit betrachten, vorzüglich wenn der kühne Mann, der Bonaparte von Elba verschwinden ließe, der den König von Rom als Kaiser auf den Thron Frankreichs setzte, wenn dieser kühne Mann der Herzog von Otranto, der große Fouché wäre!

Durchlaucht, rief Fouché lächelnd, dem Fürsten seine Hand darreichend, Durchlaucht, wir sind also einig. In vier Wochen wird Napoleon von Elba entführt, und der König von Rom zum Kaiser von Frankreich erklärt sein, mit seinem Regentschaftsrath neben sich.

Aber Oesterreich darf sich nicht als Partei in dieser Sache hinstellen, sagte Metternich, es darf Ihnen nicht freiwillig und zuvorkommend den König von Rom entgegenführen.

Nein, wir werden ihn entführen, und Oesterreich wird nur die Güte haben, seine Flucht und Entführung

erst dann zu bemerken, wenn wir die französische Grenze überschritten haben! Wir entführen Vater und Sohn! Den Erstern, um ihn verschwinden zu lassen, den Letztern, um ihn auf den Thron zu setzen.

Aber nur unter der Bedingung, daß Fouché der Präsident seines Regentschaftsrathes sei.

Sie garantiren mir Oesterreichs Zustimmung?

Ich garantire sie!

Durchlaucht, die Sache ist also abgemacht, und meine Viertelstunde ist um! Leben Sie wohl! Bald werden die Sterbeglocken des Königs, und die Krönungsglocken des Kaisers von Frankreich läuten! Leben Sie wohl! Sie müssen mir schon zuvor noch erlauben, in Ihrer Gegenwart meine Toilette zu machen!

Ah, Herr Herzog, lassen Sie mich dabei Ihr Kammerdiener sein!

Einige Minuten später verließ Fouché, wieder vollkommen unkenntlich und verwandelt, das Cabinet des Fürsten Metternich. Dieser schauete mit einem eigenthümlichen Lächeln dem Enteilenden nach, und horchte auf seine verhallenden Schritte.

Und dieser Mensch glaubt, daß wir auf seine Straßenräuberpolitik eingehen werden, flüsterte er achselzuckend. Er hält es für möglich, daß Oesterreich mit

ihm ein Complott mache, und die Aventure des französischen Kaiserthums durch den eigenen Enkel des österreichischen Kaisers noch werde fortspielen lassen. Ah, man muß eben Jacobiner und Conventsmitglied gewesen sein, um solche Monstruositäten für möglich zu halten! Aber um seine Pläne durchschauen zu können, mußte ich schon auf dieselben eingehen. Jetzt liegt es an mir, sie entweder zu vernichten, oder sie je nach den Umständen zu fördern und zu benutzen. Frankreich, das ist klar, Frankreich geht einer neuen Revolution entgegen, und das muß man benutzen zur Förderung des Congresses und unserer Interessen! Sobald die Empörung in Frankreich ausgebrochen ist, müssen wir sie zu einem politischen Handstreich benutzen, und durch denselben müssen die brennenden Fragen des Congresses, an denen er fünf Monate lang brütet, auf Einen Schlag entschieden werden. Dieser Coup de main muß Oesterreich die Lombardei und Venedig bringen, Rußland befriedigen durch den Besitz Polens, dem König von Sachsen sein Königreich wiedergeben, und den Erbfeind Oesterreichs, das ehrgeizige Preußen isoliren!

Aber um das zu bewirken, fuhr er nach einer Pause fort, um den Coup de main vorzubereiten, muß

Oesterreich vor allen Dingen sich mit Rußland einigen, und eine Trennung Rußlands von Preußen zu Stande bringen. Ah, jetzt ist es Zeit, von der Denkschrift Hardenbergs Gebrauch zu machen! Ich werde dieselbe noch heute dem Kaiser von Rußland übergeben! —

IV.

Intriguen.

Während Fürst Metternich so in seinem Cabinet die Vortheile überlegte, welche die nahende Revolution Frankreichs für Oesterreich haben solle, war Fouché noch immer eifrig damit beschäftigt, die Dinge, welche sich in Frankreich begeben sollten, vorzubereiten.

Das Palais des Fürsten Metternich verlassend, schritt er eilig über die ihm von vielfachem Aufenthalt her wohlbekannten Straßen Wiens dahin. Jetzt trat er in eine kleine Nebengasse ein, und blieb vor einem niedrigen, unscheinbaren Häuschen stehen.

Mit sorgsamen, prüfenden Augen betrachtete er das Haus, und las die über der Thür angebrachte, halb von der Sonne und Staub verwischte Hausnummer.

Ja, es ist richtig, sagte er. Hier werde ich mit dem Bonapartisten ein Rendezvous haben.

Er klopfte drei Mal hastig und leise an die Thür. Diese öffnete sich und Fouché trat ein. Eine alte Frau stand auf dem Flur und fragte ihn mit mißtrauischen Blicken nach seinem Begehr.

Ich bin hierher berufen, um den Maler Lestocq zu frisiren, sagte Fouché. Er wohnt doch hier im Hause?

Ja wohl, er wohnt hier, sagte die Alte, und er hat mir auch gesagt, daß er einen Friseur erwartet. Gehen Sie also nur die Treppe hinauf, und klopfen Sie da oben an die Thür. Man wird Ihnen aufmachen!

Fouché war schon beschäftigt, die düstere schmale Treppe hinauf zu klimmen, und stand jetzt vor der einzigen auf dem obern Flur befindlichen Thür. Wieder klopfte er drei Mal.

Jenseits der Thür vernahm man jetzt annähernde Schritte, und eine Stimme fragte: Sind Sie die Lilie, oder der Adler?

Ich bin der Adler, sagte Fouché.

Sofort ward die Thür geöffnet, und auf der Schwelle derselben erschien die hohe schlanke Gestalt des Grafen Montbrun.

Treten Sie ein, Herr Herzog, sagte er leise, Sie sehen, ich erwartete Sie!

Sie haben also die Botschaft erhalten, Herr Graf,

die ich Ihnen vor drei Tagen sandte? fragte Fouché, in das kleine, ganz als das Atelier eines Malers eingerichtete Gemach eintretend.

Ich habe sie erhalten, Herr Herzog, sagte Montbrun, indem er mit einer leichten Handbewegung nach dem Divan hindeutete. Fouché setzte sich und heftete dann seine großen, blitzenden Augen mit einem forschenden Ausdruck auf das bleiche edle Angesicht des Grafen, der seinem Anschauen mit einem festen Blick begegnete.

Ich bin sehr glücklich, daß ich endlich den Mann von Angesicht zu Angesicht sehe, auf dessen Treue, wie ich weiß, der Kaiser mit so zuversichtlichem Vertrauen rechnet, sagte Fouché nach einer Pause.

Graf Montbrun lächelte. Ich bedauere, Herr Herzog, Ihr Compliment nicht erwiedern zu können, sagte er, aber ich versichere, daß ich auch glücklich sein würde, Sie von Angesicht zu Angesicht sehen zu können.

Ah, Sie sehen also, daß ich Incognito hier bin? rief Fouché lächelnd.

Ja, und ich warte, daß Sie die Güte haben wollen, dies Incognito aufzuheben, um mir dadurch zu beweisen, daß Sie mir vertrauen!

Fouché ließ einen schnellen, forschenden Blick durch das Zimmer schweifen, und erst, als er sich überzeugt

hatte, daß kein Meuble, kein Vorhang sei, hinter dem irgend ein Lauscher sich verborgen halten könne, legte er die Perücke und den Bart ab.

Jetzt, Herr Herzog, heiße ich Sie von Herzen willkommen, sagte Montbrun, sich tief verneigend. Ich heiße Sie um so mehr willkommen, da Ihr Hiersein mir beweist, daß die Stunde der Entscheidung naht.

Sie freuen sich dessen? Sie lieben also den Kaiser sehr?

Er weiß, daß ich ihm mit Leib und Seele ergeben bin!

Ja, ja, er kennt Ihre Anhänglichkeit, rief Fouché, und er hat mir oft von Ihnen erzählt. Seltsam, daß wir uns niemals begegnet sind.

Ich war immer im Dienst des Kaisers auf Reisen, sagte Montbrun lächelnd, ich war in Italien, in Spanien, in Deutschland und Rußland, je nach den Befehlen und Instructionen, die der Kaiser mir sandte.

Und ich war im Dienst des Kaisers fast immer in Paris, rief Fouché, so ist es gekommen, daß die beiden ergebensten und treuesten Anhänger und Diener des Kaisers sich niemals begegnet sind.

Graf Montbrun verneigte sich schweigend.

Ich hoffe doch, sagte Fouché, daß Sie an mei-

ner Treue und Anhänglichkeit für den Kaiser nicht zweifeln?

Ich würde es nicht wagen, an Ihren Worten zu zweifeln, sagte Montbrun scharf betonend.

Ah, ich verstehe, Sie wünschen aber auch meine Thaten in Uebereinstimmung mit meinen Worten zu sehen, rief Fouché. Sie werden das sehen, Herr Graf. Setzen Sie sich zu mir, und lassen Sie uns offen mit einander reden.

Graf Montbrun nahm einen Stuhl und setzte sich dem Herzog gegenüber.

Sie wissen wohl, Herr Herzog, sagte er, daß ich Ihnen nichts zu verschweigen beabsichtige. Ich bin freilich hier in Wien, gleich Ihnen, in einer Verkleidung, und man hält mich für einen unschädlichen Aventurier, für einen heruntergekommenen Marquis, der, Dank seinem altadlichen Namen, von der Gnade der Bourbonen die Wiederherstellung seines Reichthums erhofft, und bis dahin sich in den Antichambres unserer Gesandten, und den Spielsälen der hier aus allen Ländern der Welt zusammengeströmten Spieler von Fach umhertreibt. Aber Ihnen gegenüber, Herr Herzog, verberge ich mich nicht. Sie haben mir vor einigen Tagen durch eine vertraute Mittelsperson ein Memorial

gesandt, in welchem Sie die Güte hatten, mir ausführlich und genau die Zustände unseres gemeinsamen Vaterlandes, das wir Beide gleich sehr lieben, auseinander zu setzen. Ich habe dies Memorial mehr als Einmal mit der größten Aufmerksamkeit gelesen, und es hat mich überzeugt, daß jetzt die Stunde gekommen ist, welche wir so lange vorbereitet und ersehnt haben, die Stunde, in welcher der Kaiser nach Frankreich, das ihm seine Arme entgegenbreitet, zurückkehren muß.

Sie haben Recht, rief Fouché lebhaft, der Kaiser muß zurückkehren. Frankreich bedarf Seiner, und ihm selber droht Gefahr, wenn er länger auf Elba bleibt.

Sie sind also der Meinung, daß die Herren vom Congreß endlich doch ihre Worte und Drohungen in Thaten umsetzen. Daß sie endlich den Antrag des Lord Castlereagh und des Grafen Pozzo di Borgo annehmen werden? Daß sie es wagen werden, den Kaiser auf Elba zu verhaften, und ihn heimlich von dort zu entführen?

Ja, sie werden es wagen, sagte Fouché. Meine hiesigen Kundschafter und Freunde haben mir die bestimmtesten und unzweifelhaftesten Nachrichten gegeben: der Congreß hat Furcht vor dem gefesselten Löwen, und er will daher seinen Kerker noch weiter ab in das

Weltmeer entrücken. Es ist daher nothwendig, den Herren Diplomaten zuvorzukommen, und den Löwen zu befreien.

Und Sie sind überzeugt, Herr Herzog, daß Frankreich bereit ist, ihn wieder auf den Thron zu setzen?

Ich bin davon überzeugt. Ich habe meine Verbindungen in allen Regimentern der Armee. Ich unterhandle und verkehre mit allen napoleonischen Genelälen, welche der Unverstand Ludwigs des Achtzehnten bei der Armee belassen hat. Sie sind alle bereit, den Kaiser mit ihren Regimentern willkommen zu heißen.

Aber sind sie auch bereit, zuvor mit ihren Regimentern den König zu stürzen und zu verjagen?

Das wird nicht vorher, sondern zur selben Zeit geschehen, sagte Fouché. Wenn das Gewitter gerade über uns steht, folgt Blitz und Donner unmittelbar auf einander. Der einschlagende Blitz, das wird der Kaiser sein, und der rollende Donner wird von dem fortbrausenden Wagen des entfliehenden Königs herrühren. Jetzt kommt es nur darauf an, daß Jeder von uns seine Rolle bei dem großen Drama, das Frankreich dem staunenden Europa vorspielen will, richtig durchführt, und sein Stichwort nicht verfehlt. Wir müssen

uns also darüber verständigen, was wir gethan haben, und was uns noch zu thun übrig bleibt.

Was wir gethan haben, sagte Montbrun, das ist in kurzen Worten zusammen zu fassen: wir haben conspirirt. Was uns zu thun übrig bleibt, ist: den Kaiser wissen zu lassen, daß Frankreich ihn erwartet, und ihm die Gemahlin und den Sohn wieder zuzuführen.

Ah, wenn der Kaiser erst wieder in Frankreich ist, rief Fouché sorglos, wenn er erst seinen Thron wieder eingenommen hat, dann wird Oesterreich sich beeilen, ihm Beide wieder zuzuführen, und sich zu verrühmen, daß es dem Kaiser diese Pfänder von Oesterreichs Liebe getreulich bewahrt hat.

Nein, Herr Herzog, sagte Montbrun ernst, Oesterreich wird niemals einwilligen, die Kaiserin, welche man hier nur noch die Erzherzogin Marie Louise nennt, den König von Rom, welcher hier keinen andern Rang hat, als den, daß er der Sohn seiner Mutter ist, wieder nach Frankreich gehen zu lassen. Oesterreich wird Beide als Geißeln hier behalten, und als Beweis vor ganz Europa, daß der Kaiser Franz nicht gesonnen ist, Napoleon jemals wieder als seinen Schwiegersohn anzuerkennen. Ich habe auch meine Freunde und

Agenten auf dem Congreß, und in den Hofkreisen, und sie sind einflußreich und mächtig genug, um die Wahrheit erforschen zu können. Wenn wir die Kaiserin und den Sohn des Kaisers nach Frankreich zurückführen wollen, müssen wir sie Beide mit Gewalt entführen.

Wollen Sie diese schwierige Aufgabe übernehmen, Herr Graf? fragte Fouché hastig. Wollen Sie, der Sie hier mit den Localitäten, den Persönlichkeiten bekannt und vertraut sind, die Rolle des Entführers der Gemahlin und des Sohnes unsers Kaisers übernehmen?

Ja, Herr Herzog, sagte Montbrun, ich will diese Rolle übernehmen. Ich will die Kaiserin und den König von Rom dem Kaiser zuführen, ich schwöre das bei dem Allen, was mir heilig und theuer ist.

Sie werden Ihr Ziel erreichen, davon bin ich überzeugt, sagte Fouché. Sie sind besonnen, tapfer, klug und verschwiegen, und Sie haben die Begeisterung Ihrer politischen Ueberzeugung und Ihrer Liebe zu dem Kaiser.

Ich werde mein Ziel erreichen, oder ich werde sterben, sagte Montbrun feierlich.

Aber wann, fragte Fouché, aufstehend und sich zum Gehen anschickend, indem er seine Verkleidung wieder

anlegte, wann werden Sie das Werk beginnen, und die Entführung unternehmen?

Wenn ich durch unsern Agenten von Elba die Nachricht erhalten habe, daß der Kaiser Elba verlassen wird.

Noch Eins, sagte Fouché. Ich bin freilich hauptsächlich hierher gekommen, um Sie zu sprechen, theuerster Graf, aber meine Reise hatte auch einen kleinen Nebenzweck. Es ist nicht genug, daß wir für den Kaiser arbeiten und wirken, sondern wir müssen auch darauf bedacht sein, den Kaiser zu warnen. Ich weiß, daß der Congreß schon seine geheimen Agenten ausgesandt hat, die den Kaiser beobachten, den Moment erspähen sollen, um ihn zu überfallen, und auf ein bereit liegendes englisches Schiff zu bringen. Ich habe das hier in Wien erfahren, und es ist daher nöthig, daß wir sogleich sichere Agenten nach Elba senden, welche den Kaiser beschwören, auf seiner Hut zu sein, und nicht, wie er das zu thun pflegt, einsame Spazierritte am Ufer des Meers zu unternehmen. Haben Sie irgend einen sichern, zuverlässigen Mann, den Sie entsenden können?

Ich werde wenigstens noch heute einen solchen ermitteln, und er wird in dieser Nacht noch abreisen, sagte Montbrun.

Und Gott gebe, daß er zu rechter Zeit auf Elba anlangt, um den Kaiser zu warnen. Leben Sie wohl, Herr Graf, der Zweck meiner Hierherreise ist erreicht. Ich habe Sie kennen gelernt, ich weiß, daß Sie mit tapferem Arm und offenem Auge bereit sind, zur rechten Stunde die Kaiserin und den König von Rom nach Frankreich zurückzuführen, und daß Sie dem Kaiser einen warnenden Boten zusenden werden. Jetzt kehre ich nach Paris zurück, um den Tag der Heimkehr vorzubereiten, und dem Kaiser die Wege zu bahnen. Haben damals bei der Heimkehr der Bourbonen die Legitimisten die Lilien und weißen Cocarden bereit gehalten, und dem König einen würdigen Empfang bereitet, so ist es jetzt die Pflicht der Bonapartisten, die Veilchen und die Tricoloren bereit zu halten, und dem Kaiser auch einen würdigen Empfang zu bereiten. Ich übernehme es, dem heimkehrenden Kaiser Paris im Festschmuck und Jubel zu zeigen! Noch einmal Lebewohl, und Gott sei mit uns Allen!

Er eilte der Thür zu, aber schon im Begriff hinaus zu gehen, wandte er sich noch einmal um. Sagen Sie gefälligst, Herr Graf, sagte er, kennen Sie hier einen gewissen Baron Brandon? Er hat sich durch einen unserer Vertrauten an mich gewandt, und

mir seine Dienste angeboten. Er nennt sich einen treuen und ergebenen Anhänger des Kaisers. Darf man ihm vertrauen?

Nein, Herr Herzog, sagte Graf Montbrun eifrig, man darf ihm nicht vertrauen, sondern man muß sich sorgsam vor ihm hüten. Dieser Baron Brandon ist ein treuloser Verräther, ein Spion im Solde von Jedermann, der ihn bezahlt, ein verwegener Spadassin und Abenteurer, der sich bei mir und meinen Freunden einzuschleichen versuchte, um unsere Geheimnisse zu erlauschen, und sie an die Wiener Polizei, an das französische Gesandtschaftshôtel und Gott weiß an wen sonst noch zu verrathen. Wir waren auf unserer Hut; um ihn zu erproben, theilten wir ihm einige falsche Nachrichten mit, und wir hatten nachher die Beweise, daß er sie verkauft hatte. Trauen Sie ihm also nicht, Herr Herzog, denn das würde heißen, Ihre Geheimnisse an einen Feind, an einen enragirten Legitimisten zu verrathen.

Ich danke Ihnen für die Warnung, Herr Graf, sagte Fouché, und ich werde mich vor dem Spion zu hüten wissen!

Er reichte Montbrun zum Abschied die Hand dar und ging hinaus. Der Graf begleitete ihn bis zur

Treppe und kehrte dann in sein Gemach zurück. Mit hastigem Schritt durcheilte er dasselbe, stieß das Fenster auf, und schaute vorsichtig spähend hinaus.

Er sah Fouché, welcher eben das Haus verließ, und er sah den zerlumpten Bettler, der drüben an dem gegenüberliegenden Hause lehnte, und in halber Trunkenheit sich ein Liedchen zu summen schien. Aber seine Trunkenheit verhinderte ihn doch nicht, zu sehen, daß Graf Montbrun ihm mit der Hand einen Wink gab, und hindeutete auf Fouché, welcher nachdenklich und langsam die Straße hinunter schritt.

Der Bettler nickte leise mit dem Kopf, und ging singend gleichfalls die Straße hinunter.

Jetzt, sagte Montbrun, sein Fenster wieder schließend, jetzt werden wir ja sehen, ob der schlaue Fuchs in die Falle geht, die wir ihm aufgestellt! —

Fouché wanderte indessen immer weiter durch die Straßen dahin, und immer weiter auf der andern Seite der Straße ging auch der Bettler dahin. Nun hatte er aufgehört zu singen und seine Augen verriethen nichts mehr von Trunkenheit. Sie waren mit scharfen, beobachtenden Blicken immer wieder hinüber gerichtet auf Fouché. So ging es dahin über Straßen und Plätze, aus der innern Stadt hinaus nach der Land-

straßen Vorstadt. Jetzt blieb Fouché vor einem stattlichen Hause stehen und zog an der Hausklingel. In diesem Moment schlüpfte der Bettler quer über die Straße zu ihm heran und hielt Fouché seine Hand entgegen, ihn um eine Gabe ansprechend. Aber ehe Fouché noch Zeit hatte, seine Börse zu ziehen, ward die Hausthür geöffnet, und das fragende Gesicht des Portiers erschien in derselben.

Herr Baron Brandon zu Hause? fragte Fouché.

Ja, mein Herr, er ist zu Hause.

Fouché trat in das Haus ein, dessen Thür sich hinter ihm schloß.

Er ist in die Falle gegangen, murmelte der Bettler lächelnd vor sich hin. Heute Abend beim Grafen Aldini in der General-Versammlung wird Brandon uns berichten, was für saubere Aufträge man ihm gegeben hat. —

Fouché schritt indessen die Treppen hinauf, und blieb vor der, von dem Portier ihm bezeichneten Thür stehen, um die an derselben befestigte Visitenkarte zu lesen.

„Baron de Brandon" stand mit großen Lettern auf derselben.

Mit diesem werde ich nicht viele Umstände machen,

sagte Fouché, der Graf Montbrun hat ihn mir zu warm empfohlen, als daß ich Grund hätte, ihm zu mißtrauen. Ich werde ihn bezahlen, das ist Alles! —

Er klopfte, und auf das laute von Innen erschallende Herein öffnete Fouché die Thür. — Das Gemach, in welches er eintrat, war glänzend ausgestattet, und in seiner prachtvollen Einrichtung ganz seines Bewohners würdig, dieses schlanken schönen Herrn, der da in einem kostbaren türkischen Schlafrock auf dem Divan lag, und sich damit amüsirte, die Brillantringe, mit welchen er alle Finger geschmückt hatte, in der Sonne spielen zu lassen.

Von dieser Beschäftigung warf er einen gleichgültigen Blick hinüber nach dem Eintretenden, den er für irgend einen Bittsteller, oder sonstigen untergeordneten Menschen halten mochte, denn er erhob sich nicht aus seiner ruhenden Stellung, sondern fragte nur mit vornehmer Nachlässigkeit: was wünschen Sie, mein Freund?

Ich wünsche nichts weiter, sagte Fouché mit dem Hut auf dem Kopf gerade auf ihn zuschreitend, nichts weiter, als den Herrn Baron Brandon zu benachrichtigen, daß ich seine demüthigen Bittgesuche empfangen habe, und daß ich Willens bin ihn zu beschäftigen.

Und mit vollkommener Gelassenheit sich auf einen

Fauteuil hinstreckend, nahm er seine Verkleidungsstücke ab, und warf sie nachlässig auf den Tisch hin.

Der Herzog von Otranto! rief der junge Mann, entsetzt von dem Divan emporschnellend.

Still, nicht so laut! sagte Fouché. Es ist nicht nöthig, daß irgend Jemand außer Ihnen erfahre wer ich bin. Schließen Sie die Thür, und dann kommen Sie hierher, und lassen Sie uns plaudern.

Der Baron gehorchte, und kehrte dann mit einem verlegenen und beschämten Gesicht zu Fouché zurück.

Gnädiger Herr, bat er mit flehender Stimme, ich beschwöre Sie, mir zu verzeihen, daß ich Sie nicht sofort erkannte. Aber wer hätte auch ahnen können, daß Sie selbst in eigener hoher Person hier in Wien anwesend sind, und daß Sie mir die Ehre eines Besuches würden gönnen wollen.

Machen wir keine Redensarten, sondern kommen wir zur Sache, Herr Baron, sagte Fouché ungeduldig. Sie haben mir Ihre Hülfe angeboten im Dienst Bonaparte's und der Umsturzpartei, welche jetzt in Frankreich ihr wühlerisches Wesen treibt. Sie haben sich mir als einen eifrigen Bonapartisten angepriesen, und meinen hiesigen Freunden und Agenten sich auch

so vorgestellt. Indessen, ich kenne Sie besser, und ich weiß, daß Sie ein eifriger Legitimist sind.

Herr Herzog, ich versichere Sie —

Still! Wollen Sie es etwa leugnen? Wollen Sie etwa alles Ernstes, und verstehen Sie mich wohl, auf Ihre Gefahr hin, mich glauben machen, daß Sie zu diesen Revolutionairen und Wühlern gehören, die jetzt, indem sie die Maske des Bonapartismus vor ihr Antlitz legen, und sich den Anschein geben, nur im Dienste Anderer zu handeln, doch nur ihre eigenen und eigensüchtigen Zwecke verfolgen, und Frankreich nur in neue Unruhen, in ein neues Chaos stürzen wollen, weil sie meinen, dann am sichersten aus diesem Chaos für sich Ehrenstellen, Titel, Würden, und vor allen Dingen Gold und Schätze zu retten? Ich, mein Herr, ich gehöre nicht zu diesen Leuten, und wenn Sie wirklich mich zu denselben zählten, so sage ich Ihnen ehrlich und offen, daß Sie Sich in mir geirrt haben. Ich bin ein treuer und ergebener Anhänger des Königthums, und wünsche nichts sehnlicher, als dem König dienen zu können zur Erhaltung der Ruhe, zur Sicherung des Thrones und der Monarchie. Jetzt, mein Herr, kennen Sie meine Ansichten, und ich bin begierig zu erfahren, ob Sie noch ferner Lust haben, mir Ihre Dienste anzubieten?

Ja, Herr Herzog, sagte der Baron eifrig und ehrerbietig, ja, jetzt erst biete ich Ihnen in Wahrheit und Freudigkeit meine Dienste an, jetzt erst kann ich Ew. Durchlaucht in voller hingebender Wahrheit sagen, daß ich bereit bin, Alles zu thun, was Ew. Durchlaucht mir befehlen werden, bereit für den König, für die heilige Sache der Bourbonen mein Leben zu wagen. Denn auch ich liebe meinen König, auch ich wünsche nichts sehnlicher, als zur Erhaltung seines Throns beitragen zu können. Ich bekenne Ew. Durchlaucht demüthigst und reuevoll, daß ich vor Ihnen eine Rolle gespielt habe, und zum Beweise, daß ich es jetzt ehrlich meine, sage ich Ew. Durchlaucht, daß man Ihnen in Paris höheren Ortes mißtrauet, daß man alle Ihre Schritte überwacht, und daß ich den Befehl erhielt, mich in Ihr Vertrauen zu drängen, um Ihre Pläne zu erforschen, und davon Anzeige zu machen, daß ich ferner den Befehl erhielt, hierher nach Wien zu gehen, um hier die Bonapartisten, welche, da sie hoffen, hier weniger scharf überwacht zu werden, wie in Frankreich, als der Troß des Congresses sich hier niedergelassen haben.

Und die hiesigen Bonapartisten vertrauen Ihnen?

Ich glaube, sagte der Baron mit einem feinen Lä-

cheln, ich glaube, daß Sie mir eben so sehr vertrauen, als dem Herrn Herzog von Otranto.

Nun, desto besser können wir Beide uns trauen, Herr Baron, rief Fouché, und ich will Ihnen gestehen, daß mich der Polizeiminister des Königs, Herr Baron André, an Sie gewiesen hat. Es gilt, dem König, der Sache der Ordnung, Frankreichs und des Friedens einen wichtigen Dienst zu leisten. Sind Sie bereit dazu?

Ich sagte schon, daß ich dem König mit Leib und Leben ergeben bin.

Beide können bei dem, was ich Ihnen vorzuschlagen habe, gefährdet werden. Fürchten Sie sich?

Nein, aber im Fall des Gelingens —

Wünschen Sie, für die überstandenen Gefahren sich belohnt zu sehen, unterbrach ihn Fouché. Ich finde das sehr natürlich, und wir sprechen nachher darüber. Zuerst sagen Sie mir, haben Sie vier bis fünf tapfere Männer, die bereit sind, einen kühnen Handstreich zu wagen?

Ich habe deren mehr als fünf.

Vier genügen schon. Nun hören Sie! Mit diesen vier Gefährten werden Sie, unter dem Schein, eifrige Anhänger des Kaisers zu sein, sich nach Elba begeben.

Um Bonaparte zu beobachten?

Nein, um ihn gefangen zu nehmen, um ihn zu entführen. Ah, Sie entsetzen sich! Der Plan scheint Ihnen zu gefährlich? Sie treten zurück?

Der Plan ist gefährlich, aber ich trete nicht zurück, sagte Brandon nach kurzem Besinnen.

Wenn der Plan gelingt, so harrt Ihrer nicht blos eine Belohnung von hunderttausend Francs, sondern man wird auch gar leicht den Baron in einen Grafen, den Grafen mit der Zeit in einen Herzog verwandeln können.

Der Baron verneigte sich. Vorläufig indessen, sagte er, muß ich Reisegeld für mich und meine vier Gefährten haben.

Hier ist es, sagte Fouché, einige Banknoten aus seinem Portefeuille nehmend, und sie dem Baron darreichend. Es sind zwanzigtausend Francs in Banknoten. Genügt das?

Es genügt, Herr Herzog. Wollen Sie mir jetzt Ihre Instructionen ertheilen?

Ich habe sie hier aufgezeichnet, damit Sie genau nach denselben handeln können, sagte Fouché, ihm einige beschriebene Blätter übergebend. Es ist ein detaillirter Plan, der Ihnen genau angiebt, wie Sie Napoleon ver-

haften, ihn unter einer Verkleidung auf eins der englischen Schiffe bringen, das dann mit ihm die Anker lichtet. Sie lassen sich von dem Schiff an der Südküste Frankreichs an's Land setzen, kommen mit Courierpferden nach Paris, um mir das glückliche Gelingen zu melden, und Ihre weitern achtzigtausend Francs zu empfangen.

Ich werde kommen, Ew. Durchlaucht das glückliche Gelingen unseres Plans zu melden, oder ich werde bei der Ausführung desselben umgekommen sein!

Aber Eine Bedingung noch! Sie werden in vier Stunden mit Ihren Gefährten von hier abreisen. Alles was Sie bedürfen zu Ihrem Unternehmen, finden Sie in Livorno bereit, von wo Sie sich nach Porto Ferrajo einschiffen.

Ich werde in vier Stunden abreisen, sagte der Baron ruhig.

Alsdann sind wir zu Ende, sagte Fouché, indem er sich zum Gehen vorbereitete. Eilen Sie an's Werk! Seien Sie vorsichtig, besonnen, tapfer, und vor allen Dingen, seien Sie treu! Vergessen Sie nicht, daß man Sie beobachtet, daß man den muthigen Getreuen belohnen, den Verräther aber bestrafen wird! —

Und jetzt, sagte Fouché, als er den Baron ver-

lassen hatte, und wieder dem bescheidenen, kleinen Gasthof zuwanderte, in welchem er abgestiegen war, jetzt glaube ich gegen alle Wechselfälle gesichert zu sein und ruhig den Dingen, welche da kommen, zuschauen zu können. Ich habe die Zustimmung des Fürsten Metternich, daß Oesterreich die Entführung des Königs von Rom nicht hindern, die Regentschaft aber anerkennen wird. Ich habe einen eifrigen bonapartistischen Parteigänger zu der Entführung der Kaiserin und des Königs von Rom gewonnen. Dieser selbe Parteigänger, dem Bonaparte vollständig vertraut, hat von mir den Auftrag, einen sichern Mann nach Elba zu schicken, um den Kaiser zu warnen vor den Umtrieben und Plänen seiner Feinde, die damit umgehen, ihn von Elba nach einer weitentlegenen wüsten Insel zu entführen. Dieser Warner wird aber erst morgen früh abreisen, während Derjenige, der Bonaparte entführen soll, mit seinen Leuten schon heute abreist, und also zehn Stunden vor dem Andern voraus hat. Gelingt die Entführung und Verhaftung Bonaparte's, so bedarf es keiner Entschuldigung und die Thatsachen werden für mich bei König Ludwig sprechen. Mißlingt das Unternehmen, so wird der Warner einige Stunden später in Elba anlangen, und er wird Bonaparte sagen, daß ich es bin, der ihn

warnen läßt. Kehrt der Kaiser alsdann zurück, so wird er mich als einen Getreuen willkommen heißen, und Meiner nicht entbehren wollen. Kehrt er nicht zurück, mißlingen alle Pläne, und Ludwig bleibt König von Frankreich, so werde ich ihm beweisen können, daß ich es war, der Bonaparte verhaften ließ, der schon vorher Talleyrand warnte, der selber nach Wien reiste, um den Umtrieben der Bonapartisten überall nachzuspüren. Kurz, das Resultat aller meiner Pläne wird sein, daß ich wieder aus meinem Dunkel und aus meiner Unthätigkeit hervorgehen werde, und daß die Zukunft mir gehört! —

Als der Abend dunkelte, bestieg Fouché seinen Reisewagen und verließ Wien, um nach Paris zurückzukehren.

In derselben Stunde verließ auch der Baron Brandon Wien, um sich nach Elba zu begeben. Aber nicht als der Diener und Helfershelfer Fouché's, nicht um den Kaiser zu entführen, sondern als der Abgesandte Montbrun's, um den Kaiser zu warnen. *)

*) Ueber diese Intriguen Fouché's und seine zweideutigen Pläne siehe Rovigo Mémoires VII. S. 338.

V.

Die Anklage.

König Friedrich Wilhelm ging in heftiger Erregung in seinem Gemach auf und ab. Sein sonst so stilles und ernstes Antlitz war jetzt flammend in düsterm Zorn. Zuweilen warf er einen raschen, finstern Blick hinüber nach dem Staatskanzler von Hardenberg, der drüben in der Fensternische neben dem dort befindlichen, mit Papieren und Actenstücken beladenen Tisch stand, dann setzte er sein heftiges Auf- und Abgehen wieder fort, schweigend, in sich zusammen genommen, als wolle er seine Aufregung erst niederkämpfen, bevor er das Gespräch mit dem Staatskanzler wieder anknüpfe.

Hardenberg schien diesen Moment mit vollkommener Ruhe und Gelassenheit zu erwarten. Sein edles Angesicht zeigte keine Spur von Aufregung oder Furcht, seine Stirn war klar und heiter, wie immer, und sei-

nen feingeschnittenen schönen Mund umspielte das gewohnte anmuthige und feine Lächeln.

Es ist also richtig doch Alles so gekommen, wie ich gesagt habe, rief der König endlich, nicht länger im Stande, seinen Unmuth zu bekämpfen. Warum warteten wir nicht die Entscheidung ab? Wozu ist der Congreß anders zusammengekommen, als um zu entscheiden über die Länder und Völker, welche entschädigt oder bestraft werden sollten? Warum hatten wir also nicht Besonnenheit genug, in ruhiger Würde den Congreß über unsere Rechtsansprüche auf Sachsen entscheiden zu lassen? Aber da wollte man wie immer selbst handeln und entscheiden, wollte sich gleich im Voraus sichern. Ließ die russische Besatzung Sachsens abziehen, und nahm feierlich in meinem Namen von Sachsen Besitz. Hab's gleich von Anfang her gesagt, daß es ein unüberlegter Schritt gewesen, aber Sie wollten ja Alle klüger sein, meine Herren Diplomaten! Nun ist die Prostitution fertig, nun werden wir wieder mit Schimpf und Schande abziehen müssen. Es geschieht gar nichts Kluges und Verständiges mehr, aber es soll immer Alles so aussehen. *) Jetzt ist das Ridicule fertig,

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Carl von Nostiz. S. 165.

und es bleibt uns nichts weiter übrig, als Ordre zu geben, daß unsere Truppen und Beamte Sachsen verlassen.

Da sei Gott vor, daß wir dies thun sollen, sagte Hardenberg lebhaft. Nein, Majestät, Preußen muß seine Ansprüche aufrecht erhalten. Es muß sie vertheidigen auf jede Weise.

Das heißt, wir müssen einen Krieg mit Sachsen anfangen, rief der König heftig. Wir wollen Europa das Schauspiel geben, zu sehen, daß wir nicht minder ländergierig und eroberungssüchtig sind als der Mann, den wir eben mit der Hülfe Gottes und unserer Heere von seinem angemaßten Thron verjagt haben, weil er sich nicht genügen ließ an dem Thron von Frankreich, sondern seine ehrgeizigen Hände ausstreckte nach fremden Thronen und nach fremden Kronen. Will keine Aehnlichkeit haben mit dem Bonaparte. Es soll nicht von mir gesagt werden, daß ich mein unglückliches Volk abermals, da es kaum seine Todten begraben, und noch nicht einmal von seinen Wunden genesen, wieder zu unseligem Blutvergießen hinausjage. Nein, nein, sage ich! Ich bin kein eroberungssüchtiger Mann, und ich will keinen neuen Krieg! Ich will nicht den Fluch meines Volkes auf mich laden, blos um meine Grenzen zu erweitern.

Und doch, Majestät, würde in dieser Erweiterung der Grenzen Ihres Landes, Ihrem Volk Glück und Wohlstand erblühen, und Ihr Volk würde Sie dafür segnen, sagte Hardenberg innig. Es ist wahr, die Dinge haben sich verwirrt, und für den Augenblick ist der politische Horizont bewölkt. Aber diese Wolken werden und müssen vorübergehen, und Preußens gerechte Sache wird den Sieg davon tragen über die Eifersucht Oesterreichs und die Händelsucht Frankreichs. Preußen kann und darf nicht aus diesem schrecklichen Kampfe, worin es so große und edle Anstrengungen gemacht hat, in einem beschämenden Zustand von Schwäche hervorgehen. Preußen kann nicht zusehen, wie sie sich hier Alle, Alle vergrößern, abrunden, Sicherheit gewinnen und zwar größtentheils doch nur durch seine Anstrengungen. Man kann Preußen doch nicht mit irgend einem Schatten von Recht zumuthen, daß es ganz allein so schmerzliche Opfer bringe, bloß zur Satisfaction der Andern! Nein, dies können, dies dürfen Ew. Majestät nicht zugeben, und lieber müssen Sie Alles Andere auf's Spiel setzen.*)

*) Hardenbergs eigene Worte. Siehe: Pertz, Leben Stein's. IV. S. 229.

Das heißt, lieber muß ich mein eigenes Land, das was ich jetzt besitze, auf's Spiel setzen, sagte der König heftig. Denn in diesem Krieg, den ich unternehmen soll, würde nicht allein Oesterreich und Frankreich mir gegenüber stehen, sondern auch Baiern, Würtemberg und die Herzogthümer Sachsen.

Aber Rußland wird zu Ihnen halten, Majestät, und es wäre überdies nicht das erste Mal, daß Preußen dem ganzen Deutschland und Frankreich gegenüber stände. Friedrich der Große hatte ganz Europa gegen sich, und er siegte über alle seine Feinde.

Aber ich habe durchaus nicht die Vermessenheit, mich mit Friedrich dem Großen vergleichen zu wollen, rief der König. Ueberdies, als Friedrich seinen Krieg um Schlesien begann, waren seine Heere nicht erschöpft von jahrelangen Kriegen, seine Kassen nicht erschöpft von jahrelangen, seinen Unterdrückern gezahlten Steuern, der Enthusiasmus seines Volkes nicht erschöpft durch jahrelange Schlachten und Großthaten. Auch hatte Friedrich auf Schlesien begründete Rechtsansprüche, er konnte aus alten Erbverträgen unseres Hauses beweisen, daß Schlesien der Krone Preußens zugefallen, und wenn er auch Deutschlands Heere gegen sich hatte, so hatte er doch Deutschlands öffentliche Meinung fast ganz

und gar für sich. Die öffentliche Meinung ist ein sehr mächtiger Bundesgenosse, und er fehlt uns bei unsern Ansprüchen auf Sachsen.

Nein, Majestät, er fehlt uns nicht, der Bundesgenosse der öffentlichen Meinung steht viel mehr auf unserer Seite, als auf der des Königs von Sachsen. Der Sächsische Staat ist von Preußen und seinen Bundesgenossen ganz und gar erobert worden, der König Friedrich August selbst ist zum Gefangenen gemacht. Die Erwerbung Sachsens durch das Eroberungsrecht ist daher unbestreitbar. Ganz Deutschland hat das politische Betragen des Königs von Sachsen während des Jahres 1813 gemißbilligt, denn es war die Quelle der größten Unglücksfälle und aller der Gefahren, denen die große Sache Europa's damals ausgesetzt war. Er lehnte alle Aufforderungen Eurer Majestät, sich mit Preußen zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes zu vereinigen, nicht allein ab, sondern blieb der Bundesgenosse des Bedrückers des Vaterlandes, und stand im Kriege als Feind Preußen gegenüber, und als Feind eroberte Preußen das Land seines Feindes, des Königs von Sachsen. Das von dem Völkerrechte zugelassene Recht der Eroberung spricht Preußen das eroberte Königreich Sachsen zu, und kraft

des Rechtes des Eroberers hat sich Preußen das Königreich Sachsen gewonnen. — Es ist ihm überdies in dem Bündniß von 1814 von Oesterreich, Rußland und England feierlichst zugesagt worden, daß es wiederhergestellt werden solle nach seiner Größe und seinen Grenzen von achtzehnhundert und fünf. Preußen hat aber seitdem seine Besitzungen in Polen verloren, und diese werden jetzt von dem Kaiser von Rußland beansprucht, ferner seine Besitzungen in Franken, denn es hat die Markgrafenthümer Anspach und Baireuth an Baiern abtreten müssen, es hat ferner in Niedersachsen und Westphalen einen Länderdistrict mit dreimalhunderttausend Seelen verloren. Zusammengenommen hat es seit 1805 Länderdistricte mit zwei und einer halben Million Seelen verloren, und es muß dafür laut den bestehenden Verträgen entschädigt werden. Dazu genügt Sachsen noch nicht einmal, denn das Königreich Sachsen faßt nur zwei Millionen Seelen, und deshalb beansprucht Preußen außer Sachsen noch eine weitere Entschädigung durch das linke Rheinufer und das Herzogthum Berg. *)

Nun ja, das klingt Alles recht schön und verstän-

*) Pertz. Leben des Freiherrn vom Stein. IV. S. 234.

dig, sagte der König milder gestimmt, wäre auch vortheilhaft für Preußen, und scheint auch gerecht. Aber man muß über seinem Vortheil nicht der Mäßigung vergessen. Können uns ja genügen lassen an einem Stück von Sachsen, können dem Herrn Friedrich August eine Ecke von Sachsen belassen, wo er seinen Thron hinstellen und König spielen kann. Wenn wir uns damit zufrieden erklären, würde die Sache schnell abgethan sein, denn unsere Verbündeten und alle Schreier des Congresses würden dadurch zum Schweigen gebracht, und man könnte uns nicht den Vorwurf machen, daß wir das Princip der Legitimität, das sie hier jetzt Alle auf ihre Fahnen gehoben, verletzt haben, und eigensinnig auf unsere Wünsche bestehen.

Aber es wäre ein eben so großer politischer Fehler, Majestät, als ihn Oesterreich beging, indem es Baiern bestehen ließ. Dies kleine zerstückelte Sachsen würde immer eine Preußen feindliche Macht sein, ein unzufriedener, grollender Nachbar, der immer den Moment zu erspähen suchen würde, um seine verlorenen Provinzen wieder zu erobern, der immer bereit sein würde, sich mit Preußens Feinden zu verbünden, und ihm so viel Schaden als möglich zuzufügen.*) Außerdem würde

*) Aus der Denkschrift Stein's über die Theilung von Sachsen.

ein kleines unbedeutendes geschwächtes Königreich Sachsen, welches man dem König Friedrich August zur Erhaltung des Princips der Legitimität belassen wollte, dem Lande selbst nur Unheil und Verderben bringen, denn dem in seiner Macht und seinen Einkünften geschwächten König von Sachsen würden die Mittel fehlen, für die Verbesserung seines Landes, für die Unterstützung seiner Unterthanen Genügendes zu thun, und allgemach würde also das kleine Königreich Sachsen in Trümmer zerfallen und zu Grunde gehen.

Wenn das Alles so klar und unumstößlich wäre, wie Sie es da hinstellen, rief der König, so würde Jedermann mit uns übereinstimmen müssen, und Niemanden könnte es in den Sinn kommen, unsere Besitznahme Sachsens zu tadeln, und unser Recht auf dasselbe anzweifeln zu wollen. Es geschieht dies aber, wie Sie wissen, sehr viel, nicht blos mit gesprochenen Worten, sondern auch mit gedruckten, und ich habe da auf meinem Tisch wenigstens zehn Broschüren, welche im heftigsten und beleidigendsten Ton wider Preußens Anmaßung und Eroberungssucht eifern, und die Rache des Himmels und der Völker wider uns anrufen.

Aber, sagte Hardenberg, indem er sich über den Tisch neigte, und die Druckschriften musterte, ich sehe

da zu meiner Freude auch drei bis vier Broschüren, welche die Berechtigung Preußens zu der Einnahme Sachsens beweisen, und diese Broschüren haben den Vorzug, daß sie in sehr klarer und ruhiger Sprache geschrieben sind. Da sind die vortrefflichen Schriften von Niebuhr und Eichhorn, die eben so klar als würdevoll die Ansprüche auf Sachsen vertheidigen, und da sind noch einige andere, von ungenannten Autoren, aber durchaus gerüstet, unseren Angreifern gegenüber zu treten.

Und wollen Sie mir nicht etwa noch als zur Vertheidigung unserer Ansprüche dienlich jenes Gedicht da vorrechnen, das ich gestern zugesandt erhielt, und das, wie ich weiß, auch die beiden Kaiser und alle Diplomaten des Congresses erhalten haben?

Majestät verzeihen, sagte Hardenberg, nicht alle Diplomaten. Ich zum Beispiel kann mich nicht rühmen, eine poetische Anerkennung unserer Ansprüche auf Sachsen erhalten zu haben.

Es ist auch das nicht, rief der König achselzuckend, es ist blos ein wilder Kriegsruf, eine dieser hochtrabenden Versklingeleien, mit denen man in den letzten Jahren meine Ohren bis zum Uebermaß betäubt hat! Lesen Sie einmal diese kühne Herausforderung, welche irgend ein zahmer Dichter an seinem Schreibtisch zu-

sammengereimt hat, und die ganz dazu geeignet ist, alle Welt glauben zu machen, daß Preußen nichts sehnlicher begehrt, als den Krieg auf's Neue zu beginnen. Da, nehmen Sie jenes Papier dort und lesen Sie laut.

Der Staatskanzler nahm das vom König ihm bezeichnete Papier und las:

Die Fahne Brandenburgs, mein Lied,
Die schwinge noch einmal,
Und noch einmal, erzürnt Gemüth,
Ergreif' den tapfern Stahl.

Denn dort ein feiger Mameluk
Und hier ein Jesuit,
Das grinst uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umglüht.

Das hängt an unser Hochgesims
Pechkranzes brennend Reis,
Und hetzt' die Hund' auf uns voll Grimms,
Und mehr noch voll Geschrei's.

Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden uns'rer Jagd,
Auf Kugelnblitz, auf Lanzenpfeil
Die Hunde wollen Schlacht.

Sie haben sie! Geschoß Apoll's,
Verkünd' es durch die Gau'n!
Was sie geschürzt, das Eisen soll's
Auf ihrem Kopf zerhau'n. *)

---

*) Dies Gedicht, das man dem Herrn von Stägemann zu-

Ich bitte um Gnade, Sire, rief hinter dem König eine sanfte Stimme, und wie Friedrich Wilhelm entsetzt sich umschaute, gewahrte er da in der offenen Thür den Kaiser Alexander, der ihn mit einem sanften Lächeln begrüßte. Ich wiederhole, Sire, ich bitte um Gnade, sagte der Kaiser, weiter vorschreitend und dem König seine beiden Hände darreichend. Einmal um Gnade für meinen armen Kopf, der das Zerschlagen des geschürzten Eisens durchaus nicht zu ertragen vermöchte, und dann um Gnade, weil ich es gewagt habe, hier ohne alle Anmeldung und Erlaubniß einzutreten. Aber wir haben uns einmal während unsers hiesigen Aufenthaltes das schöne Versprechen gegeben, nicht wie fürstliche, von der Etiquette bewachte, sondern wie bürgerliche Freunde und Brüder miteinander zu verkehren und jedes Mal ganz unangemeldet und ohne Ceremoniell zu einander einzutreten. Ich machte also ganz einfach nur von meinem Recht Gebrauch, indem ich hier unangemeldet eintrat.

Und Ew. Majestät ist, wie immer, hoch willkommen,

---

schrieb, circulirte in hunderten von Abschriften auf dem Wiener Congreß, und machte wegen seines kriegerischen Tons und seiner Begeisterung ungeheures Aufsehen bei den Herren des Congresses.

sagte Friedrich Wilhelm, die dargereichte Hand des Kaisers in der seinen drückend. Gerade dieses herzliche und zwanglose Hierherkommen Ew. Majestät beweist mir ja, daß Sie noch in unveränderter, gütiger und freundschaftlicher Gesinnung mir zugethan sind, und daß Ew. Majestät nicht einstimmen in das allgemeine Geschrei, das sich gegen Preußen hier erhebt.

Während die Monarchen freundlich und lächelnd sich begrüßten, hatte der Staatskanzler geräuschlos und still einige der auf dem Arbeitstisch befindlichen Papiere zusammengepackt, und unter den Arm nehmend ging er leise mit denselben nach der Thür hin.

Das Auge Alexanders war ihm indessen gefolgt, und jetzt, da der Staatskanzler eben im Begriff war, die Thür zu öffnen und hinauszugehen, rief der Kaiser hastig: bleiben Sie, Herr Staatskanzler von Hardenberg, bleiben Sie, denn es ist um Ihretwillen, daß ich hierher gekommen bin.

Um meinetwillen, Sire? fragte Hardenberg mit einem ungläubigen Lächeln.

Ja, um Ihretwillen, Herr Staatskanzler von Hardenberg, sagte der Kaiser ernst, und sich an den König wendend, fuhr er fort: ich bin gekommen, Sire, um bei Ihnen den Herrn Staatskanzler zu verklagen, und

ihn in Ihrem Beisein zur Rechenschaft zu ziehen. Ew. Majestät haben die Güte meine Klage anzunehmen?

Ich nehme sie an, Sire, obwohl es mir leid thut, daß mein erster und angesehenster Staatsminister Ew. Majestät zu einer Klage sollte Veranlassung gegeben haben.

Und Sie werden dem Staatskanzler erlauben, hier in Ihrem Beisein den Versuch seiner Rechtfertigung zu machen?

Ich erlaube es ihm und werde froh sein, wenn ihm dieser Versuch gelingen möchte.

Nun denn, Herr Staatskanzler von Hardenberg, sagte der Kaiser feierlich und ernst, ich klage Sie an, daß Sie bestrebt gewesen, zwischen mir und dem König von Preußen Haß und Unfrieden stiften zu wollen, ich klage Sie an, daß Sie es sind, welcher heimlich meinen Plan auf den Besitz von Polen untergräbt, sich eifrig bemüht, mir Feinde zu schaffen, und die Mitglieder des Congresses gegen das, was Sie meine Eroberungspläne nennen, mißtrauisch zu machen. Ich klage Sie an, daß Sie gegen mich intriguiren, und unter dem Deckmantel der Freundschaft heimlich bemüht sind Preußen zu rüsten, zu einem baldigen Krieg gegen Rußland.

Das ist eine sehr starke und sehr energische Anklage, Sire, sagte Hardenberg gelassen, aber es genügt zu der Begründung derselben nicht bloß die Beschuldigung, sondern es bedarf der Beweise, — um diese bitte ich jetzt Ew. Majestät.

Beweise! rief Alexander lebhaft. Sire, wollen Sie mir erlauben, noch einmal in kurzen Umrissen die Begebenheiten der letzten Tage Ihnen vorzuführen?

Ich bitte Ew. Majestät darum, wenn das zum Verständniß dieser Sache nöthig ist, sagte Friedrich Wilhelm, denn ich gestehe Ew. Majestät, ich bin so verwirrt und betäubt von Ihren Worten, daß ich mich kaum aller Details erinnern würde.

Nun denn, sagte Alexander ernst, ich erinnere also Ew. Majestät daran, daß ich während der ganzen Dauer des Congresses immer Ihnen als Freund zur Seite gestanden bin, immer mit Aufrichtigkeit und Treue Preußens Ansprüche auf Sachsen unterstützt habe, obwohl ich mich nicht verrühmen kann, daß Preußen in gleich freundlicher Gesinnung meine Ansprüche auf Polen unterstützt hätte. Ich blieb meiner Zuneigung getreu und wie sehr Oesterreich mich auch zu verlocken suchte, wie sehr es auch bemüht war mir die Gesinnungen Preußens zu verdächtigen, so glaubte ich ihm

nicht, und hielt treu zu meinem Bundesgenossen. Preußen verlangte zu seiner Entschädigung das Königreich Sachsen, und ganz Europa, alle Diplomaten des Congresses schrieen Zeter über dieses Verlangen. Ich allein unterstützte Preußens Anforderungen, obwohl der Fürst Metternich mich mehr als Ein Mal beschwor, mit Preußen zu brechen, obwohl er mir zwei Mal mit feierlichen Worten gelobte, daß Oesterreich in meine Besitznahme Polens willigen werde, wenn ich ihm dafür Preußen opfern, und mich mit Oesterreich, Frankreich und England verbünden würde, um Sachsen zu erhalten. Ich opferte meinem Lieblingsplan indessen den Freund, den Bundesgenossen nicht auf, ich entsagte der österreichischen Zustimmung zu meiner Besitznahme Polens, und blieb an Preußens Seite. Indessen ward die Aufregung auf dem Congreß immer lauter, alle Stimmen erhoben sich gegen Preußen, und vor einigen Tagen mußte Preußen zu seiner Ueberraschung inne werden, daß auch Oesterreich, auf dessen Zustimmung es im Geheimen immer gerechnet hatte, sich gegen seine Ansprüche erhöbe. Fürst Metternich erklärte in einer Note, die er an alle Vertreter der Mächte sandte, daß er nicht in die preußische Besitznahme Sachsens willigen könne, daß man wenigstens

Preußen nur einen sehr geringen Theil desselben bewilligen könne, und bedacht sein müsse, Preußen anderweitig zu entschädigen.*) Alle Welt freuete sich dieser offenen, mannhaften Erklärung Metternich's, ich allein bekämpfte sie, und wandte mich dem Bundesgenossen nicht ab. Ich glaubte an die Treue und Aufrichtigkeit Preußens, ich glaubte an ihm einen ehrlichen Bundesgenossen zu haben. Heute morgen indessen bin ich eines Andern belehrt. Fürst Metternich ist zu mir gekommen, und er hat mir, um mir zu beweisen, wie sehr ich mich in Preußen irre, wie wenig Veranlassung ich hätte, demselben zu vertrauen, diese Papiere übergeben. Eine Denkschrift des preußischen Staatskanzlers von Hardenberg, in welcher derselbe den Fürsten Metternich auffordert, mit ihm zusammen gegen Rußland zu stehen; in welcher er zu beweisen sucht, welche unermeßliche Gefahren für Deutschland aus der wachsenden Macht Rußlands entstehen würden, und wie nothwendig es daher sei, Rußland nicht weiter in Polen vordringen zu lassen, sondern es in seine Grenzen zurückzudrängen.

Hier ist diese Denkschrift, fuhr der Kaiser fort, einige Papiere aus seinem Busen ziehend,

*) Pertz. IV. S. 245.

sehen Sie dieselben an, Herr Staatskanzler, und sagen Sie mir, ob Sie dieselbe wirklich geschrieben, oder ob, wie ich hoffe und glaube, der Fürst Metternich, in der Absicht, Preußen und Rußland zu trennen und zu entzweien, Sie nur fälschlich der Autorschaft beschuldigt hat?

Hardenberg nahm die dargereichten Papiere, und schlug sie auseinander. Die Blicke Alexander's und Friedrich Wilhelm's waren fest und scharf auf ihn gerichtet, in lebhafter Spannung beobachteten Beide das Antlitz des Staatskanzlers. Aber keine Miene desselben veränderte sich, kein Zug verrieth, daß er Furcht oder Schrecken empfinde, vielmehr war der Ausdruck seines Gesichtes ruhig, heiter und edel, wie immer.

Eine Pause trat ein, dann reichte Hardenberg die Papiere wieder dem Kaiser dar.

Sire, sagte er mit fester klarer Stimme, Sire, der Fürst Metternich hat Ew. Majestät die Wahrheit gesagt. Ich habe diese Denkschrift geschrieben!

Der König zuckte leise zusammen, und sich abwendend, trat er in die nahe Fensternische, als wolle er Niemand die lebhafte Unruhe und Bewegung seines Angesichts sehen lassen.

VI.

Diplomatische Doppelzüngigkeit.

Sie gestehen es also? rief Alexander. Sie verleugnen diese Schrift nicht, in welcher Sie Rußland als den gefährlichsten Feind Deutschlands bezeichnen?

Ich verleugne sie nicht, sagte Hardenberg, denn ich habe niemals meine Ueberzeugungen verleugnet, und es ist auch selten, daß ich meine Ueberzeugungen geändert habe. Ja, es ist meine Ueberzeugung, die ich nie verleugnen werde: Rußland's wachsende Macht ist eine Gefahr für Deutschland, und ein Tag wird kommen, wo der russische Adler mit schwerem Flügelschlag über Deutschland daher rauschen und die deutsche Unabhängigkeit in seinen Fängen ertödten wird, wenn Deutschland nicht zu rechter Zeit dem russischen Eroberungsgeist Grenzen zieht, wenn es nicht eine Mauer aufrichtet gegen die hereinbrechenden Sturmeswogen Rußlands. Diese Mauer hat aber

die Geschichte und der Weltgeist selber zwischen Rußland und Deutschland aufgerichtet. Diese Mauer, das ist Polen! — Dies war es, was ich dem Fürsten Metternich in jener Denkschrift gesagt habe, und dies darf ich auch jetzt nimmermehr verleugnen. Sire, wäre ich ein Russe, so würde ich mit Begeisterung den vorwärts strebenden Plänen Ew. Majestät folgen, so würde ich sagen: Rußland hat die himmlische Kraft der Jugend, und es muß seine Jugend gebrauchen, es muß lernen, studiren, sich bilden, und wenn es ein Mann geworden, so muß es erobern, denn Europa und Asien sind da, um von ihm erobert zu werden. Ich will Ew. Majestät helfen, Ihr junges Rußland zum Manne zu erziehen, und es würdig zu machen, daß es einst die Welt sich erobern könne! — Aber ich bin ein Deutscher, und als Deutscher rufe ich es laut allen deutschen Fürsten zu: Rußland ist das Meer, welches sich aufbäumt, um in Deutschland herein zu fluthen. Rußland ist des Damokles Schwert, welches über Deutschland schwebt, und bereit ist, herniederzufallen auf unsere Freiheiten, unsere Selbstständigkeit, unsere Unabhängigkeit. Dieses Schwert hängt nur noch an einem Faden! Beeilt Euch, aus diesem Faden eine Schnur, aus der Schnur ein Tau, aus dem Tau eine Kette zu machen,

damit Ihr das Schwert bändigt und fesselt, auf daß es nicht herunterfallen kann auf Deutschland, auf daß es an seinen eigenen Ketten gehalten wird!

Und wäre ich ein Deutscher, rief Alexander glühend, ja, wäre ich ein Deutscher, wie Sie, so würde ich sprechen und handeln wie Sie!

Sire, rief Hardenberg erstaunt, Sie vergeben mir also, Sie —

Ich vergebe Ihnen nicht, sondern ich danke Ihnen, rief der Kaiser, indem er mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Naturells auf Hardenberg zuschritt, ihn innig umarmte und einen Kuß auf seine Stirn drückte. Ja, ich danke Ihnen, daß Sie mich die Stirn eines wahren, eines echten Mannes haben küssen lassen. Ach, es ist so selten, daß man einem Mann begegnet, und ich muß leider gestehen, daß das hier auf dem Congreß auch eine Seltenheit ist. Sie, Hardenberg, Sie sind ein Mann, und ich bin glücklich, daß Sie Sich mir so gezeigt haben, daß Sie immer noch der trotzige, unverzagte, begeisterte deutsche Mann sind, als welcher Sie Sich Ihrem König bewährt haben in den schlimmen, wie in den guten Tagen! Ich kam hierher, um Sie zu prüfen, um zu sehen, ob Sie auch nur ein Diplomat sind wie alle Andern, heimtückisch, intriguant, händelsüchtig und doch

feigherzig, wenn sie von einer Gefahr bedroht werden. Deshalb klagte ich Sie an, deshalb wollte ich sehen, ob Sie den Muth hätten, Ihre gegen mich gerichtete Schrift anzuerkennen.

Sire, meine Schrift war nicht gegen Ew. Majestät gerichtet, sondern nur gegen Rußland, sagte Hardenberg. Ach, wenn wir gewiß sein könnten, in Rußland immer Herrscher zu haben, welche Ew. Majestät gleichen und nacheifern, so würden wir von Rußland nichts zu fürchten haben, denn der edle, loyale, hochherzige Sinn Eurer Majestät würde niemals einen Angriff auf die Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands unternehmen wollen. Aber Ihre Nachfolger können eroberungssüchtiger, eigennütziger sein, sie können in ihrer Ländergier die Rechte Anderer übersehen, und da sie die Macht haben, Deutschland zu schaden, so können sie auch den Willen dazu haben. Das war es, was ich in jener Denkschrift auseinandergesetzt habe. Ueberdies schrieb ich dieselbe beim Beginn des Congresses, und damals schon übergab ich sie dem Fürsten Metternich, der sie jetzt als eine Waffe gegen mich benutzen will.

Aber es soll ihm nicht gelingen, sagte Alexander. Ich durchschaue sehr wohl das Betragen Metternich's, der immer nur bestrebt ist, mich von Preußen zu trennen

und Unfrieden zwischen uns auszustreuen. Jetzt, da sein räuberischer Falkenblick in der Luft irgend eine nahende Gefahr für Oesterreich erkannt haben mag, jetzt wollte er versuchen, an Rußland einen Bundesgenossen zu gewinnen, und deshalb spielte er seinen letzten großen Trumpf aus und brachte mir Ihre Denkschrift, indem er hinzufügte, er habe noch mehrere derartige Schreiben von Ihnen, von denen er aber keinen Gebrauch machen könne, da sie die Geheimnisse eines Dritten seien.*) Aber diese Perfidie Metternich's gegen Sie hat bei mir gerade das Gegentheil bewirkt von dem, was er beabsichtigte, sie hat mich erkennen gelehrt, daß Metternich ein gefährlicher und treuloser Mann ist, der seine Freunde von gestern heute preisgiebt und hinopfert, wenn das seinem Vortheil und seinen Interessen bequem ist. Ich will daher nichts mit ihm zu thun haben, und ich bin gekommen, um Sie, Herr Staatskanzler, vor Ihrem treulosen Freunde zu warnen, indem ich Ihnen Ihre Denkschrift wiederbringe, und um mit Ihnen, Majestät, zu überlegen, was wir zu thun haben, um uns dieses zweideutigen Vermittlers zwischen uns und dem Kaiser Franz zu entledigen und selber und unmittelbar mit dem Kaiser zu verhandeln.

*) Pertz. IV. S. 248.

Sire, Sie sprechen da einen Wunsch aus, den ich schon lange im Stillen gehegt habe, sagte der König rasch. Kaiser Franz ist ein biederer, ehrlicher Mann, der, wie ich glaube, die Zweideutigkeiten seines Staatskanzlers nicht kennt, sonst würde er sie nicht dulden.

Wollen die Majestäten mir erlauben, daß ich, bevor ich mich ehrerbietigst zurückziehe, noch einige Worte in Bezug auf die vorher gegen mich gerichtete Anklage erwidern darf? fragte Hardenberg.

Ich bitte, sprechen Sie, rief Alexander, das heißt, wenn mein königlicher Freund nichts dagegen hat!

Der König gab durch einen Wink mit der Hand und ein hastiges Kopfnicken seine Zustimmung zu erkennen.

Sire, sagte Hardenberg, sich an den Kaiser wendend, es waren in jener drohenden Anklage, welche Ew. Majestät vorher gegen mich richteten, zwei Punkte, auf welche ich mir erlaube zurückzukommen. Ew. Majestät sagten, daß der Fürst Metternich Ihnen mehrmals zugesichert habe, Oesterreich werde Ihnen seine Stimme für Polen geben, wenn Ew. Majestät dafür Preußen nicht in seinen Anforderungen auf Sachsen unterstützten. Ich habe dies wenigstens so verstanden,

und ich bitte Ew. Majestät mich gnädigst zu berichtigen, wenn ich darin irren sollte.

Nein, nein, es ist so, rief Alexander, mehr als Ein Mal hat mir Metternich Polen angeboten, wenn ich dafür Preußen hindern wollte, Sachsen zu erwerben.

Ich werde mir erlauben, später auf diese Worte Ew. Majestät zurückzukommen, sagte Hardenberg, sich verneigend. Zuvor aber wollte ich nur sagen, daß Fürst Metternich mir mehrmals mit feierlichen Betheuerungen seiner Freundschaft für Preußen das Königreich Sachsen angeboten hat, wenn Preußen dafür Rußland hindern wolle, Polen in Besitz zu nehmen.

Alexander lachte laut auf. Ah, rief er, immer noch lachend, das ist wie der Fuchs in der Fabel, der dem Marder und dem Iltis jedem in's Geheim dasselbe Huhn verspricht, und es nachher für sich allein verspeist.

Haben Sie aber auch Beweise für Ihre Behauptung, Herr Staatskanzler? fragte der König ernst.

Geruhen Ew. Majestät sich zu erinnern, daß ich, um mich über mein politisches Verhalten zu rechtfertigen, und zu beweisen, daß Fürst Metternich bis zu diesem Augenblick wegen Sachsen mit uns im vollen Einverständniß gewesen, hierherkam, um Ew. Majestät einige zu meiner

Rechtfertigung bestimmte Papiere zu überbringen. Diese Papiere habe ich dort auf dem Schreibtisch niedergelegt. Wollen Ew. Majestät mir erlauben, zwei derselben Sr. Majestät dem Kaiser vorzulegen?

Thun Sie das, sagte der König. Fürst Metternich hat Sie angeklagt, es ist daher sehr natürlich, daß Sie Sich zu rechtfertigen suchen.

Hardenberg eilte zu dem Tisch hin, und unter den Papieren suchend wählte er unter denselben zwei Briefe aus, mit denen er zu den Monarchen zurückkehrte.

Sire, sagte er, dem Kaiser einen der Briefe darreichend, hier ist ein vertrauliches Handbillet des Fürsten Metternich, in welchem er Preußen unumwunden Sachsen verspricht, wenn Preußen sich mit ihm gegen Rußland verbinde.

Alexander überflog das Papier mit raschen Blicken und reichte es dann dem König dar.

Es ist Metternich's eigene Handschrift, sagte er, und seine Worte sind unzweideutig. Er verspricht Ihnen Sachsen. Ah, wir wollen ihn beim Wort halten! Und was, fuhr der Kaiser fort, sich wieder an Hardenberg wendend, was enthält jenes Papier, das Sie da noch in der Hand halten?

Sire, für dieses Papier muß ich um Verzeihung bitten, daß ich wage, es Ew. Majestät vorzulegen. Aber, wie mein königlicher Herr die Gnade hatte, zu sagen, Fürst Metternich hat mich angegriffen, ich muß mich also zu vertheidigen suchen. Ew. Majestät haben mir vorher feierlich versichert, daß Fürst Metternich Ew. Majestät Polen angeboten hätte, wenn dafür Ew. Majestät sich verpflichteten, Preußens Ansprüche auf Sachsen nicht zu unterstützen. Diese Worte Ew. Majestät überraschten mich nicht, denn Ew. Majestät hatten schon vor einigen Wochen Dasselbe dem Herrn von Stein erzählt, und dieser, um mich zu warnen, hatte die Güte gehabt, mir die Erzählung Ew. Majestät zu wiederholen. Ich fand mich dadurch veranlaßt, an den Fürsten Metternich zu schreiben, ihn von den mir zugekommenen Erzählungen zu benachrichtigen, und bei ihm förmlich anzufragen, ob er wirklich Ew. Majestät solche Versprechungen gemacht habe.

Und Metternich hat Ihnen auf Ihre Anfrage geantwortet? fragte Alexander rasch.

Ja, Sire, sagte Hardenberg feierlich, ja, er hat mir geantwortet. Sire, hier ist die Antwort des Fürsten Metternich.

Der Kaiser riß das Papier ungestüm an sich, und

wie er es dann überlas, erblaßte er, und seine sonst so heitere Stirn legte sich in düstere Falten.

Er leugnet es ab, rief er mit zorniger Stimme. Hören Sie, Majestät, Metternich wagt es, mich der Lüge zu zeihen. Er schreibt hier mit klaren, einfachen Worten, es sei nicht wahr, daß er mir solche Anerbietungen gemacht habe. Er giebt die bestimmte Versicherung, daß Kaiser Franz in die Abtretung Sachsens an Preußen eingewilligt habe.*)

Und jetzt, rief der König empört, jetzt erläßt der Fürst Metternich im Widerspruch mit jener schriftlichen Versicherung eine Note, in welcher er erklärt, Oesterreich könne nicht in die Einverleibung Sachsens in Preußen willigen, „weil die Grundsätze des Kaisers, die Familienbande, und die Grenz- und Nachbarverhältnisse sich entgegenstellten.“**)

Er ist ein zweideutiger und unzuverlässiger Mann! rief der Kaiser. Er hat es überdies gewagt, mich der Lüge zu zeihen. Hätte ich das Glück ein Privatmann

---

*) Diese Erklärung Metternich's ist vom 7. November, und findet sich in Pertz: Leben des Freiherrn vom Stein. IV. S. 201.

**) Worte aus jener Note Metternich's. Siehe: Pertz. IV. S. 245.

zu sein, würde ich ihn dafür mit der Pistole in der Hand zur Rechenschaft ziehen. Aber da meine Verhältnisse mir dies verbieten, so will ich ihn wenigstens nicht mehr sehen.*)

Aber Ew. Majestät werden dies ebenso wenig als ich vermeiden können, sagte der König achselzuckend. Er ist das Organ, durch welches Kaiser Franz mit den andern Mächten unterhandelt, die Stimme, welche die Gedanken des Kaisers in Worte übersetzt.

Der Kaiser wird hinfort die Güte haben müssen, mit seiner eigenen Stimme zu uns zu sprechen, rief Alexander heftig. Ich werde wenigstens keine andere Stimme mehr hören. Vereinigen wir uns, Sire, zu einem festen und entschiedenen Kampf gegen Metternich, enthüllen wir dem Kaiser Franz alle die Intriguen, Zweideutigkeiten und Hinterliste seines Ministers und fordern wir von ihm fest und unabweislich, daß er unmittelbar und persönlich mit uns unterhandele! Wollen Sie das?

Ja, ich will es, sagte der König. Ich bin bereit, mich allen Ihren Schritten in dieser Sache anzuschließen.

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Pertz. IV. S. 278.

So kommen Sie, Sire, rief der Kaiser hastig. Lassen Sie uns sogleich aufbrechen!

Wohin, Sire?

Zum Kaiser Franz von Oesterreich, um bei ihm seinen Minister anzuklagen, um ihm zu erklären, daß wir Beide nur unmittelbar mit dem Kaiser selbst unterhandeln wollen, und uns die Einmischung des Fürsten Metternich entschieden verbitten.*)

Wohlan, lassen Sie uns gehen, sagte der König, und um unsern Worten gleich die Beweise hinzuzufügen, wollen wir die Papiere, welche mir der Staatskanzler gebracht hat, zur Einsicht des Kaisers Franz mitnehmen.

Thun wir das! Auch ich habe Papiere, welche den Kaiser von der Zweideutigkeit seines Ministers überzeugen, und unsern Antrag rechtfertigen werden. Fahren wir also, wenn es Ew. Majestät gefällig ist, bei mir vor, und dann zum Kaiser Franz. Ah, wir wollen doch einmal sehen, ob die diplomatische Falschheit und Hinterlist über unser gerades und offenes Handeln den Sieg davon tragen wird.

---

*) Historisch. Siehe: Pertz. IV. S. 248.

VII.

Der Ballabend des Fürsten Metternich.

Der seit acht Tagen schon angekündigte Ball im Hôtel des Fürsten Metternich sollte heute stattfinden. Alle Räume waren schon in den Morgenstunden dieses festlichen Tages glänzend geschmückt und von den Decorateuren und Gärtnern auf das Herrlichste und Geschmackvollste hergestellt worden.

Fürst Metternich war so eben von einer Conferenz, zu welcher ihn sein Kaiser plötzlich und ganz unerwartet hatte einladen lassen, zurückgekehrt, und durchwanderte jetzt die Reihe der glänzenden Säle, um sich durch eigenes Anschauen zu überzeugen, daß alle seine Befehle ausgeführt worden, daß nirgends etwas an den Ausschmückungen versehen und vernachlässigt worden sei.

Wie er eben, ganz vertieft in diese Prüfung der Festanordnungen, durch den Empfangssaal dahin ging,

ward die Thür des Vorsaals hastig geöffnet und Hofrath von Gentz trat ein.

Der Fürst schritt ihm lächelnd entgegen, und reichte ihm zur Begrüßung seine Hand dar.

Gut, daß Sie kommen, sagte er. Sie können mich auf meiner Wanderung durch die Säle begleiten. Sie verstehen Sich ja auf Fest-Arrangements und haben einen feinen geläuterten Geschmack. Kommen Sie, geben Sie mir also Ihren Arm, lassen Sie uns die Säle durchwandern, und gewinnen Sie es über sich, mir ohne alle diplomatische Umschreibungen Ihre wahrhaftige Meinung zu sagen: ob Sie finden, daß die Arrangements gut, ob sie der hohen fürstlichen Gäste würdig sind, die ich heute hier empfangen werde.

Ich gestehe Ew. Durchlaucht, daß mir zu diesen Betrachtungen heute ganz und gar die Stimmung fehlt, sagte Gentz, und ich beschwöre Ew. Durchlaucht, daß Sie die Güte haben, statt Ihre Aufmerksamkeit dem Zimmerschmuck zu schenken, sie lieber mir zuzuwenden. Ich habe durchaus, und ganz nothwendig mit Ihnen zu sprechen, und ich bin deshalb ganz eilig, kaum dem Bett entstiegen, und ohne erst meine Tasse Bouillon getrunken zu haben, hierher gekommen.

Ah, Ihre berühmte, aus sechs Pfund Rindfleisch bereitete

Tasse Bouillon, sagte Metternich lächelnd. Nun freilich, wenn Sie diese merkwürdige Tasse Bouillon dem Wunsch einer Unterredung mit mir geopfert haben, so müssen Sie mir etwas sehr Ernstes vorzutragen haben.

Es ist auch in der That etwas sehr Ernstes und Wichtiges, rief Gentz eifrig.

Um so mehr ist es nothwendig, daß ich vorher mit der Besichtigung der Fest-Arrangements zu Ende bin, sagte Metternich gelassen, denn wenn ich erst Ihre ernsten und wichtigen Nachrichten erfahren habe, möchte mir der Sinn und Geschmack dazu fehlen. Kommen Sie also, lassen Sie uns Alles mit prüfenden Kennermienen betrachten.

Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, lassen Sie uns in Ihr Cabinet gehen; ich habe —

Sie haben durchaus eine unbezwingliche Lust, Ihre großmächtigen Neuigkeiten aus Ihrer Brust zu entlassen, unterbrach ihn Metternich. Mein Gott, immer noch der heißblütige Feuerkopf, der immer stürmt, immer exaltirt ist, nichts mit Ruhe erwarten, nichts mit Besonnenheit vertagen kann! Der Himmel wird nicht zusammenfallen, die Sonne wird sich nicht verfinstern, wenn ich auch Ihre Nachrichten erst in einer Viertelstunde erhalte!

Aber Ihre Fest-Arrengements werden vielleicht zusammenfallen, die Kerzen Ihrer Kronleuchter werden vielleicht heute Abend gar nicht zum Leuchten und Brennen kommen, wenn Sie erfahren haben, was ich Ihnen sagen will!

Ah, welch ein großes Kind Sie sind, und was für Mährchen Sie sich aufbinden lassen. Mein Haus steht auf festem Grunde, und wird nicht zusammenstürzen bei dem ersten besten Sturmwind; die Kerzen meiner Kronleuchter sind von solidem Wachs und werden nicht gleich erlöschen vor dem Athem Ihres Mundes. Kommen Sie! Wenn Sie wollen, daß ich Sie nachher in mein Cabinet begleiten soll, so sträuben Sie sich nicht länger, sondern kommen Sie.

Gut, seufzte Gentz, ich komme. Aber versprechen mir Ew. Durchlaucht wenigstens, daß wir uns beeilen wollen mit der Besichtigung dieser Fest-Arrengements.

Ich verspreche es Ihnen!

Er nahm den Arm, den Gentz ihm seufzend darbot, und wanderte plaudernd, lächelnd, Alles besichtigend, Alles prüfend durch die Säle dahin.

Zum guten Glück für den ungeduldigen Hofrath Gentz waren alle Anordnungen genau den Befehlen des Fürsten entsprechend, gemacht worden, und es fand

daher in keinem der Säle ein Aufenthalt, eine Verzögerung statt. Es genügte, sie zu durchwandern, um sich befriedigt und erfreut zu fühlen von ihrer Einrichtung voll wahrhaft fürstlicher Pracht.

Jetzt, sagte der Fürst, als sie eben vor der Thür seines Cabinets angelangt waren, jetzt müßte ich eigentlich nothwendiger Weise erst eine Viertelstunde hinüber gehen zu meiner Tochter, bei welcher sich eben ihr Tanzmeister befindet, um ihr einen russischen Tanz einzuüben, den sie heute Abend mit dem jungen Grafen Narischkin vor den russischen Majestäten tanzen soll. Ich habe meiner Tochter versprochen, heute der letzten Tanzprobe beizuwohnen, und —

Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, rief Gentz mit fast weinerlicher Stimme, wollen Sie mich nicht länger martern, wollen Sie mir erlauben, Ihnen jetzt sogleich meinen Vortrag zu halten.

Nun denn, es sei, sagte Metternich lächelnd, ich sehe schon, daß ich Sie Ihrer Neuigkeiten entladen muß, wenn ich nicht will, daß Sie davon wie eine Bombe auseinander platzen!

Er öffnete die Thür seines Cabinets, und trat, gefolgt von Gentz in dasselbe ein.

Vor allen Dingen setzen wir uns! sagte der Fürst,

indem er sich auf den Divan niedergleiten ließ, und für Gentz auf einen Fauteuil hindeutete. Und nun lassen Sie mich Ihre ungeheuerlichen Nachrichten erfahren, mein armer Freund, der Sie mir fast an dieser Neuigkeitsindigestion erstickt wären. Was giebt es denn?

Durchlaucht, sagte Gentz feierlich, es giebt eine Verschwörung gegen Sie, gegen Oesterreich, gegen uns Alle. Wenn Sie Ihren Feinden nicht zuvorkommen, wenn Sie nicht sogleich, heute noch, energische Maßregeln ergreifen, so sind Sie verloren, und mit Ihnen ist es Oesterreich, mit Ihnen ist es Deutschland! Denn Sie vertreten Oesterreich, und Oesterreich vertritt auf diesem Congreß die Ordnung, die Gesetzlichkeit, die Rechte der Fürsten, der Reichsunmittelbaren, der Bevorzugten gegen die Wühlereien, gegen die neumodischen Umsturzfürsten, die, um sich populär zu machen, mit freisinnigen Redensarten, wie mit Spielbällen umher werfen, und um die Völker anzuziehen, mit liberalen Ideen allerlei Jongleurkünste treiben. Deutschland geht, wenn diese Umsturzfürsten die Oberhand gewinnen, nicht blos einem neuen Kriege, sondern seinem völligen Untergang entgegen, denn mit freisinnigen Redensarten werden die Völker nicht in Banden gehalten, und mit lieberalen Ideen läßt sich nicht regieren. Ew. Durchlaucht haben also

die Verpflichtung, sich Oesterreich, sich Deutschland zu erhalten, und Alles zu thun, um die Intriguen und Pläne, die Ihre Feinde gegen Sie schmieden, zu vernichten.

Wer sind denn aber vor allen Dingen diese Feinde? fragte Metternich mit seinem ruhigen Lächeln.

Es sind der Kaiser von Rußland und der König von Preußen. Seit gestern Mittag coursiren die wunderbarsten Gerüchte in allen Salons. Jeder raunt es verstohlen dem Andern in's Ohr: „Fürst Metternich ist in Ungnade gefallen. Die Monarchen von Rußland und Preußen haben sich gestern Mittag zu Kaiser Franz begeben, und von ihm begehrt, daß er den Fürsten entlasse, und haben erklärt, daß sie Beide mit dem Fürsten keinen weitern Verkehr haben, ihn niemals wieder sehen wollten.“ — Gestern gegen Abend, als ich zur Herzogin von Sagan kam, um sie, wie wir das verabredet hatten, zur Soirée bei der Kaiserin Ludovica zu begleiten, kam die Herzogin mir ganz bleich und aufgeregt entgegen, und sagte mir, Kaiser Alexander sei eben bei ihr gewesen, habe sich in den bittersten und heftigsten Ausdrücken über Ew. Durchlaucht beschwert, habe gesagt, Sie hätten mit ihm und dem König von Preußen ein unwürdiges Spiel getrieben, hätten Sie

gegenseitig verfeinden und entzweien wollen, und seien sogar so weit gegangen, den Kaiser einer Unwahrheit zu zeihen.

Und diese Unwahrheit, deren ich ihn gezeiht haben soll, wäre natürlich die erste und einzigste Unwahrheit, die jemals über die Lippen des frommen und tugendhaften Kaisers gekommen, sagte Metternich achselzuckend. Die Freundschaftsbetheuerungen gegen Napoleon, die Umarmungen und Küsse in Erfurt, das Doppelspiel in Tilsit, wo Alexander dem König von Preußen ewige Freundschaft schwur und von Napoleon die preußischen Provinzen als Geschenk annahm, das Alles waren große, heilige Wahrheiten, welche vor den Augen der gottseligen Frau von Krüdener als Altarkerzen leuchten, und ihr Gelegenheit geben werden, in entzückte Krämpfe und Zuckungen zu verfallen, aus denen sie nur durch das Gebet des sogenannten Erzengels, des frommen Kaisers Alexander wird errettet werden können.

Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, bleiben wir bei der Sache, flehte Gentz. Der Kaiser hat ferner der Herzogin von Sagan erzählt, er sei so eben mit dem König von Preußen bei Kaiser Franz gewesen, und Beide hätten sie Ew. Durchlaucht angeklagt. Der Kaiser sei auch ganz von Ihrer Schuld überzeugt wor-

den, höchst aufgebracht auf Sie gewesen, und habe den Monarchen versprochen, Sie zur Rechenschaft zu ziehen, ja, Sie Ihres Amtes zu entlassen.

Und was sagte die Herzogin von Sagan zu diesen Neuigkeiten? fragte Metternich.

Sie war tief erschüttert, Thränen glänzten in ihren Augen —

Aber sie rollten hoffentlich nicht über ihre Wangen nieder und zerstörten nicht die schöne Rosenmalerei ihrer Schminke? Sagen Sie doch, Freund, Sie halfen doch der Herzogin, ihre Thränen abtrocknen, ehe sie ihren Augen entströmten?

Ich versichere Ew. Durchlaucht, daß die Herzogin im vollen Ernst tief bewegt und betrübt war, daß Sie wirklich an ihr eine treue und zuverlässige Freundin haben, rief Gentz heftig. Sie war noch ganz traurig und kummervoll, als wir uns zur Soirée begaben, und sie ging nur dorthin, weil sie hoffte, Ew. Durchlaucht dort zu sehen und Sie zu warnen.

Ach, hätte ich ahnen können, daß die liebenswürdige und schöne Herzogin von Sagan mich erwartete, so würde ich gewiß zur kaiserlichen Soirée gekommen sein, rief Metternich. Ich war aber bei Isabey, der mich, wie Sie wissen, zu seinem großen Congreßbilde

malt, dann wohnte ich einer Probe der lebenden Bilder bei, in der meine Tochter morgen eine Rolle spielt, und da man ihr ein schlechtes Costüm gewählt hatte, mußte ich schon selber ihr ein besseres aussuchen. So verging die Zeit, und es ward zu spät, um noch die Soirée besuchen zu können.

Und doch wäre es ein Glück gewesen, wenn Ew. Durchlaucht, ob auch noch so spät, und ob auch nur Einen Moment gekommen wären. Denn Ihre Abwesenheit erschien nun Allen als eine Bestätigung der umlaufenden Gerüchte. Jedermann war überzeugt, daß Ew. Durchlaucht wirklich in Ungnade gefallen, und daß Sie nur deshalb nicht die Soirée der Kaiserin besuchen könnten. Man sprach, nicht mehr leise, sondern ziemlich laut und vernehmlich, von Ihrem Sturz, man wiederholte sich mit hämischer Freude die heftigen Scheltworte, mit denen Kaiser Franz Ew. Durchlaucht entlassen habe. Man erzählte sich, daß der Graf Nesselrode von dem Kaiser Alexander gleichfalls entlassen sei, und nur aus dem einzigen Grunde, weil er mit Ihnen in nächster Verbindung gestanden. Nur die Herzogin von Sagan hatte den Muth, nicht in das allgemeine Anathem einzustimmen, und als der Kaiser Alexander sich ihr näherte, und wieder ganz laut und heftig gegen

Ew. Durchlaucht sprach, war sie kühn genug, Sie zu vertheidigen. Der Kaiser ward dunkelroth vor Zorn, und —

Und rief, unterbrach ihn Metternich, und rief heftig: „Wie können Sie Sich nur mit so einem Schreiber einlassen, Herzogin?“*) Und er wandte ihr den Rücken und sprach zu andern Personen laut und heftig gegen das, was er meine Ränkesucht nennt. Später unterhielt er sich mit der alten Fürstin Metternich, meiner Mutter, und ganz laut sagte er zu ihr: er könne Niemand achten, der nicht die Uniform trüge. **)

Ew. Durchlaucht wissen das schon? rief Gentz erstaunt.

Ja, sagte Metternich lächelnd, ich weiß das schon, denn wie es scheint, steht meine Mutter früher auf, als Sie. Ich weiß Alles, nur das weiß ich nicht, was Sie zu meiner Vertheidigung gesagt und gethan haben.

Ew. Durchlaucht, was hätte ich anders thun können, als schweigen und unglücklich sein?

Sie hätten zum Beispiel alle Diejenigen, welche

*) Pertz. IV.
**) Ebendaselbst.

sich erlaubten, mich zu verleumden, zum Duell fordern können.

Ich? Zum Duell fordern? rief Gentz entsetzt und tief erblassend. Aber Ew. Durchlaucht, ich, — mein Gott, Sie wissen, daß ich einen Abscheu habe vor Waffen, und daß die einzige Waffe, welche ich zu führen verstehe, die Feder ist.

Sie vergessen die zweite Waffe, welche Ihnen wenigstens noch zu Gebote steht, Ihre Zunge! Da Sie nicht für mich handeln konnten, hätten Sie mindestens für mich Ihre Zunge gebrauchen, für mich reden können.

Und was hätte ich sagen können, da Ew. Durchlaucht nicht die Güte gehabt, mich in Ihr Vertrauen zu ziehen, und mir einige Instructionen über mein Verhalten zu geben?

Sie hätten sagen können, daß man sich in Bezug auf mich ganz falscher Ausdrücke bediene, sagte der Fürst, dessen Antlitz jetzt seinen lächelnden Ausdruck verloren, und ernst und feierlich geworden war. Sie hätten sagen können, daß ich nicht ein Günstling und Favorit sei, der je nach der Laune seines Herrn und gleich den Mignons weiland der Kaiserin Katharina von Rußland, in Ungnade fallen könne, sondern daß ich der erste Minister des Kaisers Franz sei, und daß man wenig-

stens dem Kaiser Franz so viel Achtung schuldig sei, um ihn für unfähig zu halten, einen Mann, dem er seit vielen Jahren sein Vertrauen geschenkt, dasselbe zu entziehen, bloß weil sein Minister sich dem Wunsch und Willen eines fremden Souverains nicht beugen wolle, und weil der Schreiber ohne Uniform nicht die Wünsche des Kaisers von Rußland als Befehle hinnähme, sondern weil er den Muth habe, ihn öffentlich zu bekämpfen, und des Kaisers ehrgeizige und romantische Gelüste auf Polen zu hintertreiben.

Das Alles habe ich auch gesagt, aber man hat mich nicht hören wollen, rief Gentz.

Vielleicht weil Sie so leise und in sich hinein sprachen, daß Niemand Sie hören konnte, sagte Metternich. Aber ich bin Ihnen deshalb nicht gram, denn ich weiß, daß Ihr Naturell Ihnen nicht erlaubte lauter zu sprechen, daß Sie aber tief in Ihrem Herzen über mich trauerten, und an Ihrem Schreibtisch alle Mal den Muth finden würden, mich zu vertheidigen.

Ew. Durchlaucht lassen mir nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie anerkennen, daß ich Sie liebe und verehre, rief Gentz. Ich halte Sie für den einzigen nothwendigen Mann, der jetzt lebt, für den Einzigen, der im Stande ist die Principien der Ordnung und

der Fürstengewalt aufrecht zu halten gegen das wüste Freiheitsgeschrei des unsinnigen Volkes. Ich liebe und verehre Sie um Ihres edlen Herzens, Ihrer großen Seele und Ihres reichen Geistes willen, und wenn Sie untergingen, so würde ich es machen, wie es einem treuen Hunde gebührt, ich würde mich auf Ihr Grab legen und da Hungers sterben.

Ah, so weit wollen wir es indeß nicht kommen lassen, daß Sie um meinetwillen dem höchsten aller Ihrer Genüsse, dem Essen entsagen sollen, sagte Metternich lächelnd. Ich will versuchen, Sie ein wenig zu trösten, aber ich kann doch nicht verhehlen, daß die Sachen für mich in diesem Augenblicke ziemlich mißlich und bedenklich stehen.

Also doch, seufzte Gentz erschauernd, es ist also doch wahr, daß —

Daß Kaiser Alexander wüthend auf mich ist? Ja, das ist wahr! Und es ist auch wahr, daß er den König von Preußen auch gegen mich aufgehetzt hat, und daß Beide sich zum Kaiser Franz begeben haben, um mich bei ihm der Zweideutigkeit, Hinterlist, Falschheit, und was weiß ich sonst noch Alles anzuklagen.

Aber der Kaiser Franz hat ihnen nicht geglaubt,

und sie haben nichts beweisen können? fragte Gentz in athemloser Angst.

Doch, sagte Metternich ruhig, sie haben einige ihrer Anklagen beweisen können, denn, — ich will es Ihnen nur gestehen, ich hatte einen, für einen Diplomaten ganz unverzeihlichen Fehler begangen! Ich hatte mich nicht begnügt mit mündlichen Zusicherungen und Versprechungen, sondern ich hatte das gethan, was man niemals thun muß, wenn man eine Geliebte hat, die man verrathen, oder einen Nachbar, den man zum Bundesgenossen machen will, ich hatte schriftliche Versprechungen gemacht, und diese Schriftzüge mit ihrer nicht abzuleugnenden Wahrheit sprachen gegen mich. Ich habe einen Fehler begangen, und es ist daher ganz natürlich, daß ich ihn büßen muß.

Ew. Durchlaucht glauben also doch, daß Sie ihn werden büßen müssen? fragte Gentz kleinlaut.

Ja, ich werde ihn büßen müssen, sagte Metternich, und zwar in sehr empfindlicher Art, denn ich befürchte fast, daß heute das Aergste geschieht, daß —

Daß? fragte Gentz athemlos, als Metternich schwieg. Oh, ich beschwöre Ew. Durchlaucht, sagen Sie mir, was kann geschehen?

Es kann geschehen, daß in Folge dieser großen di=

plomatischen Streitigkeiten ein offenes Zerwürfniß ausbricht, und daß der Kaiser von Rußland und der König von Preußen eine fürchterliche Demonstration gegen Oesterreich und gegen mich machen.

Und worin könnte diese Demonstration bestehen? fragte Gentz mit zitternder Stimme und aschfarbenem Gesicht.

Darin, daß die beiden Monarchen heute Abend nicht auf meinem Balle erscheinen, sagte Metternich vollkommen ernsthaft.

Ah, mein Gott, rief Gentz unwillig, Sie vermögen es noch zu scherzen.

Ich scherze gar nicht, sagte Metternich, dies ist wirklich die einzige Kriegserklärung, die Rußland und Preußen noch gegen mich machen können, nachdem sie die andern beim Kaiser Franz schon gemacht haben, und ich gestehe, sie ist mir unangenehm genug, denn meine schöne Tochter Clementine käme dann um die Freude, heute Abend mit dem Grafen Narischkin ihren russischen Tanz auszuführen.

Also die andere Kriegserklärung, die beim Kaiser Franz, ist den Monarchen doch mißlungen?

Ja, sie ist ihnen mißlungen. Die Herren Alexander und Friedrich Wilhelm haben sich bitter über mich be-

schwert, Kaiser Franz hat mich ein wenig verleugnet, hat sich zur Großfürstin Catharina begeben, um sich auch vor den Damen zu vertheidigen, und auch dort mein Betragen zu mißbilligen und zu desavouiren.*) Aber das ist Alles, was die Monarchen erlangen konnten! Kaiser Franz hat mich getadelt, aber er denkt nicht daran, mich entlassen zu wollen, und ich will Ihnen auch sagen, warum er das nicht thut!

Weil er Ew. Durchlaucht liebt, rief Gentz begeistert, weil er Ihre großen Eigenschaften, Ihren edlen Geist kennt, weil —

Nein, ganz einfach, weil er nicht sogleich Jemand weiß, der mich ersetzen könnte, und weil er fürchtet, daß er selber mehr arbeiten, schreiben, unterhandeln und conferiren müßte, also weniger Siegellack fabriciren, Schächtelchen schnitzen und Cello spielen könnte, wenn ich nicht mehr an seiner Seite wäre. Ich weiß nicht, ob er mich liebt, aber er weiß, daß ich ein guter Arbeiter bin.

Ew. Durchlaucht glauben nie an eine uneigennützige und wahre Liebe, seufzte Gentz.

Das wäre auch eine schwer zu verzeihende Thorheit

*) Pertz. IV. S. 248.

für Jemand, der, wie ich, die Welt und die Menschen kennt, sagte Metternich lachend. Ich werde also, trotz der Anfechtungen Alexanders und Friedrich Wilhelms an meiner Stelle bleiben, denn ich bin dem Kaiser nothwendig, und wenn die Monarchen dies sehen, so werden sie vielleicht daran denken, mir einige Zugeständnisse zu machen, so wie ich auch bemüht sein werde ihnen einige zu machen, und mir wenigstens Preußen zu versöhnen. Ich werde also heute noch einen Vertrauten an Hardenberg schicken, und ihm neue Vorschläge in Betreff Sachsens machen.

Wollen mich Ew. Durchlaucht mit diesem Auftrag beehren?

Ja, gehen Sie zu Hardenberg, machen Sie ihm folgende Vorschläge. Sagen Sie ihm, ein für alle Mal wolle Kaiser Franz nicht einwilligen, den König von Sachsen ganz und gar seines Landes zu berauben, sondern er bestehe darauf, daß ihm ein Theil desselben verbleibe. Dadurch würden alle Parteien befriedigt, Frankreich und England könnten sich alsdann nicht beschweren, daß das Princip der Legitimität verletzt werde, denn der König von Sachsen solle ja seinen Thron behalten; Preußen und Rußland könnten sich nicht beschweren, daß man dem Rechte der Eroberung nicht

Gehör gegeben, und daß Oesterreich sich eifersüchtig und feindlich gegen die Vergrößerung Preußens auflehne. Machen Sie also den Vorschlag, daß Preußen in eine angemessene Theilung Sachsens willige. Diese Theilung soll so eingerichtet werden, daß Preußen die ganze Vertheidigungslinie der Elbe erhält; Kaiser Franz erklärt sich bereit auch Torgau an Preußen gehen zu lassen, wenn dies dafür einwilligt, dem König von Sachsen seine Residenzstadt Dresden, und die Stadt Leipzig als seine beiden Hauptstädte zu lassen, und ihm außerdem einen Landstrich am rechten Ufer der Saale bis zur Oberlausitz und der Böhmischen Grenze mit anderthalb Millionen Seelen zurück zu geben.*) Dafür solle aber Preußen eine größere Entschädigung am Rhein und in Westphalen erhalten.

Nun, ich denke, Preußen wird, so ländergierig es immer sein mag, doch sich mit diesen Anerbietungen zufrieden erklären, rief Gentz.

Wenn es das ist, so wollen wir gleich in der nächsten Conferenz diese neuen Anträge den andern Mächten vorlegen, damit endlich diese unleidliche sächsische Frage zur Entscheidung komme, sagte Metternich.

---

*) Pertz. IV. 287.

Preußen wird wenigstens in den ihm von Ihnen gemachten Vorschlägen Oesterreichs guten Willen, den Frieden und die Eintracht zu erhalten, erkennen müssen. Sagen Sie dem Minister von Hardenberg, daß ich dies sehnlichst wünsche, und daß, wenn er mir auch einen Beweis seines guten Willens geben wolle, er den König von Preußen überreden möge, mir die Ehre zu erzeigen, heute Abend auf meinem Fest zu erscheinen. Wahrhaftig, ich dächte doch, für dreiviertel des schönen reichen Sachsenlandes könnte er mir diesen Wunsch schon erfüllen!

In diesem Augenblick ward die Thür der Antichambre geöffnet, und der Kammerdiener meldete den General von Hardegg.

Fürst Metternich ging ihm lebhaft entgegen. Nun, mein lieber General, sagte er, haben Sie die Güte gehabt, meine diplomatische Mission zu übernehmen? Waren Sie beim Kaiser Alexander?

Ja, Durchlaucht, ich war dort, sagte Hardegg ernst, ich fragte den Kaiser in Ihrem Namen, ob Sie auf die Erfüllung seines gnädig gegebenen Versprechens noch immer hoffen dürften, ob der Kaiser die Gnade haben würde, heute Abend auf Ihrem Ball zu erscheinen.

Und was antwortete Ihnen der Kaiser?

Er antwortete mir wörtlich: Hören Sie, Sie sind Soldat. Metternich hat mich der Unwahrheit gezeiht; wenn meine Verhältnisse es erlaubten, wüßte ich, was ich zu thun hätte, aber jetzt muß ich mich damit begnügen, Metternich nicht mehr zu sehen. Ich und meine ganze Familie werden daher heute Abend nicht auf seinem Ballfeste erscheinen. *)

Das heißt, es werden überhaupt auch alle Russen nicht erscheinen dürfen, murmelte Metternich leise vor sich hin. Ich werde zum Gespött dieser Menschen werden, und — ah bah, wir werden sehen, den Dingen eine möglichst günstige Seite abzugewinnen, rief er laut. Ich danke Ihnen, General, daß Sie die Mühe dieser Sendung für mich übernommen haben. Ich bitte Sie, Herr Hofrath von Gentz, daß Sie Sich sogleich mit Ihrer Sendung zum Herrn Staatskanzler von Hardenberg begeben, und was mich anbetrifft, so habe ich mir selbst auch noch eine Sendung gegeben, zu deren Ausführung ich sogleich schreiten werde. Leben Sie also wohl, meine Herren, heute Abend auf dem Ball sehen wir uns wieder!

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: La Garde III. und Pertz IV.

Der Fürst begrüßte die beiden Herren zum Abschied und begleitete sie mit lächelnder Miene bis zur Thür. Aber kaum hatte sich diese hinter ihnen geschlossen, als seine Züge einen düstern Ausdruck annahmen.

Der Kaiser Alexander will sich auf eine kleinliche Weise an mir rächen, sagte er, aber ich werde versuchen, seiner Rache die Spitze abzubrechen. Möge er selbst mit seiner Familie immerhin heute Abend fehlen, aber er soll mir meine Gesellschaft nicht zerstören, er soll die Russen nicht durch sein böses Beispiel verführen. Wenn heute alle Russen in meinem Salon fehlen, so würde das so aussehen, als ob Oesterreich und Rußland in offenem Kriegszustande lebten, und ganz Europa würde Zeter schreien. Es ist aber noch zu früh dazu! Wir müssen erst sehen, wie sich die Dinge in Frankreich entwickeln. Ich will meine Russen haben! Die Fürstin Bagration muß sie mir locken! Auf also, zu meiner Freundin Bagration!

Der Fürst befahl seinen Wagen vorfahren zu lassen, und rief seinen Kammerdiener, um ihm bei seiner Toilette behülflich zu sein.

VIII.

Die Fürstin Bagration.

Die Fürstin Bagration befand sich in ihrem Toilettenzimmer; sie war in einem reizenden Negligée, und mit dem ernsthaftesten aller Gegenstände, mit der Wahl ihrer Toilette beschäftigt. Die glänzendsten Kleider, die herrlichsten Coiffüren, Spitzen und Blumen lagen auf den Stühlen und Tischen um sie her, und daneben standen die geöffneten Etuis mit den kostbarsten und glänzendsten Schmucksachen.

Indeß die Fürstin hatte für alle diese Dinge, welche sonst so oft ihr Herz erfreuten, heute gar keinen Sinn. Sie ging langsam, die schönen Arme über der Brust gefalten, zwischen den Blumen, den Spitzen und Roben auf und ab, und blieb nachdenklich zuweilen vor der großen Psyche stehen, die zwischen den Fensterpfeilern stand. Dann schauete sie mit einem seltsam ängstlichen

und befangenen Ausdruck auf ihr Spiegelbild hin, schüttelte dann heftig ihr Haupt und flüsterte leise: „nein, ich unternehme es nicht,“ und entfernte sich hastig von dem Spiegel, um ihr Auf- und Abwandeln wieder von Neuem zu beginnen.

Noch einmal trat sie zum Spiegel, prüfte ihr Angesicht, prüfte es mit einem Ausdruck von Angst, Entsetzen und Kummer. Dann trat sie seufzend zurück, und wieder sagte sie: „nein, ich unternehme es nicht.“

Nun verließ sie mit hastigen Schritten, gleichsam, als habe sie jetzt einen festen Entschluß gefaßt, das Toilettenzimmer, trat in ihr daneben belegenes Wohnzimmer, durchschritt es rasch, und sich vor ihrem Schreibtisch niederlassend, begann sie mit fliegender eiliger Hand zu schreiben. Dann faltete sie das Billet zusammen, siegelte und adressirte es, und klingelte heftig.

Sofort öffnete sich die Thür des Vorzimmers und der Kammerdiener trat ein. Hier, tragen Sie dies Billet sogleich zu dem Maler Isabey, befahl die Fürstin. Sagen Sie, daß meine Kammerfrau während Ihrer Abwesenheit im Vorzimmer bleiben und jeden Besuch abweisen soll. Ich bin leidend, sehr leidend, das soll sie Jedermann sagen. Ich könne Niemand empfangen und — hören Sie, wenn Sie vom Baron von Isabey

zurückkommen, so gehen Sie sogleich in das Hôtel Metternich, und bestellen Sie dort, ich ließe mich dem Fürsten und der Frau Fürstin gehorsamst empfehlen, und bedauere, heute Abend nicht erscheinen zu können, da ich krank sei und das Bett hüten müsse!

Gott sei Dank, daß ich mich mit meinen eigenen Augen vom Gegentheil überzeugen kann, rief eine Stimme hinter ihr, und wie die Fürstin sich umschauete, gewahrte sie da drüben in der geöffneten Thür des Vorzimmers denjenigen, den sie heute zu vermeiden beschlossen.

Metternich! rief die Fürstin erschrocken. Unangemeldet?

Verzeihen Sie, Fürstin, es war Niemand im Vorzimmer, der mich melden konnte, sagte Metternich, indem er lächelnd vorwärts schritt. Ich stand und wartete auf irgend einen dienstbaren Geist, da hörte ich hier durch die nur angelehnte Thür meinen Namen von Ihren schönen Lippen nennen. Ich glaubte, Sie riefen mich, und trat ein. So bin ich da, und erspare dadurch Ihrem Kammerdiener einen Weg in mein Hôtel. Oder hatten Sie ihm noch schriftliche Botschaft aufgetragen? Soll ich der glückliche Empfänger des Billets sein, das er da in der Hand hat?

Nein, sagte die Fürstin, es ist für Isabey. Gehen Sie, Jean, tragen Sie das Billet zu dem Baron und kehren Sie dann schnell zurück, damit mein Vorzimmer nicht wieder ohne Aufsicht ist.

Ach, das war ein grausamer Ausfall auf mich, seufzte Metternich, als Jean das Zimmer verlassen hatte. Sie wollten sogar Ihren Diener wissen lassen, daß ich in Ungnade gefallen sei, und nur ein Versehen mir heute hier Einlaß gegönnt hat?

Die Fürstin antwortete ihm nicht, sie schien seine Anwesenheit gar nicht zu bemerken, sondern streckte sich gemächlich auf dem Divan aus und lehnte das schöne Haupt langsam und ermattet zurück in die Kissen.

Metternich folgte ihr, und nicht einen Moment wich das Lächeln aus seinem Angesicht. Mit vollkommener Gelassenheit rollte er einen Fauteuil dicht neben den Divan hin, und setzte sich so, daß sein Arm fast das ruhende Haupt der Fürstin berührte.

Ach, welch ein Glück, sagte er aufathmend, welch ein Glück, endlich einmal wieder mit Ihnen allein zu sein, Katharina. Und Sie wollten mir diesen Genuß rauben, Sie wollten sich mir heute entziehen! Grausame, was that ich denn, um Ihren Zorn zu verdienen? Oh, sprechen Sie wenigstens, klagen Sie mich

an, zerschmettern Sie mich, indem Sie das Verdammungsurtheil über mich aussprechen, nur lassen Sie mich den süßen Laut Ihrer Stimme hören!

Die Fürstin schwieg immer noch, sie starrte zu der Decke des Zimmers empor, und leise mit den Fingern auf den Polstern spielend, summte sie halblaut die Melodie eines Liedes vor sich hin.

Oh, welch einen göttlichen Humor meine schöne Katharina besitzt, flüsterte Metternich. Sie ist so leidend und krank, daß sie sogar den Getreuesten ihrer Getreuen nicht empfangen wollte, und dennoch, inmitten ihrer Schmerzen, lebt und klingt die süße Musik der Engel in ihr weiter, und tönt leise, ihr selber unbewußt, von ihren Lippen.

Die Fürstin sang nicht mehr, sie schloß die Augen, als sei sie im Begriff einzuschlummern.

Schlafe, schlafe, meine schöne Katharina, Du letzter Traum meines Herzens, schlafe, flüsterte Metternich. Gönne mir das Glück, Deinen Schlummer zu bewachen. Ja, ich werde bei Dir bleiben, und wär's auch nur, damit die Vorübergehenden meine Equipage vor Deiner Thür stehen sehen, und also wissen und erkennen, daß Du nicht bist, wie die Andern, daß Du mich nicht verleugnest und verstößt, weil der Kaiser Alexander für

einen Tag die Laune hat, sich als meinen Feind zu betrachten. Nein, die edle, hochherzige Fürstin Bagration, die ist nicht feig und engherzig, wie es die Andern sind, die wird es nicht machen, wie die Herzogin von Sagan, sie wird den Freund nicht verleugnen in der Stunde der Verlegenheit.

Die Fürstin Bagration schlief nicht mehr. Sie hatte ihre schönen Augen groß und weit geöffnet, und das Haupt ein wenig dem Fürsten zuwendend, schaute sie ihn an mit fragenden, forschenden Blicken.

Oh, sagte Metternich gedankenvoll, und gleichsam nur zu sich selber sprechend, wie wird sie sich ärgern, wie wird sie sich beschämt fühlen, diese stolze Herzogin, wenn sie hört, daß Katharina Bagration den Muth hat, ihr zu trotzen, daß Katharina, größer, edler, selbstständiger, wie die Herzogin, nicht achtet auf den Bannspruch, den jene gegen mich geschleudert. Ach, es wird der Herzogin, welche vermeint, daß sie es ist, die hier die tonangebende Puissance der Gesellschaft ist, es wird ihr seltsam imponiren, daß die Fürstin Bagration den kühnen Muth hat, ihr zu trotzen, daß sie den armen Fürsten Metternich empfängt, von dem die Herzogin gestern Abend gesagt hat: „er ist ein todter Mann, und selbst die Bagration wird ihn nicht mehr auferwecken

dürfen. Selbst die Bagration wird dies Mal meinem Beispiel folgen, und sich mir unterordnen müssen.

Das hat sie gesagt? rief die Fürstin, sich rasch aufrichtend, und den Fürsten mit flammenden Blicken anschauend. Wie? Sie hat behauptet, ich würde ihrem Beispiel folgen, ihr mich unterordnen müssen? Was will sie denn? Was ist es denn, das sie beabsichtigt?

Sie waren also gestern nicht auf der Soirée? fragte Metternich, der es gar nicht zu beachten schien, daß er die Fürstin besiegt, daß er sie doch endlich gezwungen hatte, ihm Antwort zu geben. Sie fehlten also gleich mir auf dieser Soirée bei der Kaiserin?

Nein, ich war dort, sagte die Fürstin hastig, ich bekam auch meinen Theil von dem Ingrimm, den der Kaiser Alexander auf Sie geworfen. Er beschuldigte mich, daß ich eine heimliche Bonapartistin sei, da ich mit Ihnen verkehre, und Sie ohne alle Frage mit Bonaparte auf Elba conspirirten. Ich lachte dazu und vertheidigte sie, und der Kaiser wandte sich achselzuckend von mir ab. Aber was hat die Sagan mit allen diesen Dingen zu thun? Was hat sie von mir gesagt? Hinter meinem Rücken gesagt, wie sie das zu

thun pflegt? Ich verließ die Soirée früher, als sie, denn ich fühlte mich unwohl.

Nein, sagte Metternich, ihre Hand nehmend und sie an seine Lippen drückend, nein Sie fühlten sich nicht unwohl, sondern Ihr großmüthiges Herz wollte es nur nicht ertragen, daß man Denjenigen, welchen Sie Ihren Freund nannten, verlästerte und verhöhnte.

Aber was hat die Sagan gesagt? rief die Fürstin ungeduldig.

Sie hat, nachdem der Kaiser Alexander sich eine Zeitlang leise und angelegentlich mit ihr unterhalten, sich dem Kreise der Damen zugewandt, und zu allen russischen Damen hingehend, hat sie, laut genug, um auch von allen andern Damen verstanden zu werden, gesagt: der Kaiser hat mir eben gesagt, daß weder er, noch die Kaiserin, noch irgend Jemand von der kaiserlichen Familie morgen auf dem Ball des Fürsten Metternich erscheinen werde. Es ist daher für uns Alle eine Ehrenpflicht, der kaiserlichen Familie nachzuahmen. Ich selber, ich, welche man die Freundin des Fürsten Metternich nennt, ich werde nicht auf den Ball des Fürsten erscheinen, und ich denke, selbst die Fürstin Bagration wird nicht die Verwegenheit haben, dem Unwillen des Kaisers trotzen zu wollen. Sie wird

meinem Beispiel folgen und sich dem allgemeinen Anathem unterordnen müssen."

Unterordnen? Ich mich unterordnen! rief die Fürstin. Ah, diese Frau Herzogin von Sagan, welche immer ihre Meinung abhängig macht von dem Wind, der von dem Kaiserhof herüberweht, diese kluge Frau Herzogin, die vor lauter Klugheit immer feig und unselbstständig ist, sie soll sich doch in mir geirrt haben! Sie soll zu ihrer Beschämung erkennen müssen, daß Katharina Bagration wirklich die Verwegenheit hat, dem Unwillen des Kaisers zu trotzen, daß ihre Freundschaft und Zuneigung nicht wechselt, wie der Wind, sondern, daß sie dauernd und beständig ist, wie ein Fels im Meer! — Es war meine Absicht, heute nicht zu Ihrem Balle zu kommen, aber nicht, weil der Kaiser Alexander Ihnen grollt, sondern weil ich der Kaiserin Ludowika beweisen wollte, daß ich wirklich krank sei, und daher morgen nicht Theil nehmen könne an der Darstellung der lebenden Bilder. Aber jetzt komme ich, mein Freund. Ja, ich komme! Katharina Bagration wird die Verwegenheit haben, auf Ihrem Ball zu erscheinen, und sie wird mit Ihnen den ersten Tanz tanzen.

Ach, wie himmlisch Katharina Bagration da vor

mir steht, rief Metternich begeistert, wie eine Heldin ist sie anzuschauen mit den kühnen, flammenden Augen und dem stolz wogenden Busen. Aber ich unglücklicher, nüchterner Erdenmensch muß meine heldenmüthige Jeanne d'Arc doch aus ihrer Begeisterung wecken. Sie darf nicht für mich sich in den Kampf stürzen, denn meine Feinde sind stark und mächtig, und wie die Jeanne d'Arc des unglücklichen Königs von Frankreich von den Engländern verbrannt ward, so wird die Jeanne d'Arc des unglücklichen Fürsten Metternich von den Russen auf den Scheiterhaufen gebracht werden.

Immerhin, rief die Fürstin mit einem stolzen Lächeln, ich werde den Scheiterhaufen als meinen Thron betrachten, und wenn man Feuer an denselben anlegt, nun so werde ich wie ein Phönix aus der Asche emporsteigen. Ich komme heute Abend auf Ihren Ball.

Aber bedenken Sie, meine Heldin, daß Sie die einzige Russin sein werden! Die Herzogin von Sagan, voll glühenden Eifers dem Kaiser Alexander zu dienen, damit er ihr wieder diene, und ihr ihre Besitzungen in Kurland garantire, die Herzogin fährt heute Morgen bei allen russischen Damen vor, und ermahnt sie, dem Beispiel des Kaisers und der Kaiserin zu folgen, und heute nicht auf meinem Ball zu erscheinen.

Ah, ich werde sogleich Toilette machen, ich werde auch umherfahren, rief die Fürstin. Ich werde meinen Landsmänninnen sagen: „der Kaiser erscheint nicht auf dem Ball des Fürsten Metternich, weil er sich persönlich von ihm beleidigt fühlt; aber wir dürfen daraus nicht eine politische Demonstration machen. Wir dürfen eine persönliche Mißstimmung des Kaisers nicht zu einer Kriegserklärung Rußlands gegen Oesterreich erheben, wir dürfen Europa nicht das Schauspiel bereiten, daß die Mächte, welche sich hier zum Friedens-Congreß versammelt haben, nicht einmal im Stande sind untereinander in Frieden zu leben. In einigen Tagen wird die Mißstimmung des Kaisers verflogen sein, denn Metternich wird sich vor ihm zu rechtfertigen wissen, und dann wird Alexander es uns Dank wissen, daß wir uns nicht haben fortreißen lassen von seinem Zorn, daß wir ihm die Versöhnung und das Einlenken nicht durch unsere Demonstration noch erschwert haben."

Oh, wenn Sie so sprechen, Katharina, mit dieser edlen Ruhe, diesem erhabenen Ausdruck, dann werden Alle sich von Ihnen hingerissen fühlen, dann werden Alle die schlauen Worte der Herzogin vergessen, und Ihnen, nur Ihnen folgen!

Ah, ich will doch sehen, wer hier mächtiger ist, sie

oder ich, sagte die Fürstin, indem sie mit blitzenden Augen, mit glühenden Wangen, ganz Aufregung und Bewegung mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging. Ich will doch sehen, wer von uns Beiden endlich den Sieg davon tragen wird. Sie, welche niemals den Muth einer eigenen Meinung hat, oder ich, welche immer den Muth derselben hat. Es ist ewiger Kampf zwischen uns, nur daß sie gegen mich mit tausend Stecknadeln kämpft, und ich nur das einzige Schwert der Wahrheit in meinen Händen halte. Ueberall, ja überall ist sie meine Rivalin gewesen, in meinem Haß sowohl, wie in meiner Liebe, und doch haßt sie nichts, und doch liebt sie nichts! Sie konnte lächeln, und heiter sein in den Tagen unseres Unglücks, sie konnte Bonaparte einen großen Mann nennen, und ihn bewundern, weil sie sah, daß alle Welt ihm zu Füßen lag. Ich aber, ich haßte ihn auch damals, und als alle Welt ihn pries, da habe ich ihn immer noch laut und mit Thränen des Zorns verwünscht! Jetzt freilich prahlt sie mit ihrem Haß, jetzt giebt sie sich den Anschein zu Bonapartes glühenden Feindinnen zu gehören, aber sie thut es doch nur, weil sie dem Kaiser Alexander damit schmeicheln will, nicht, wie ich, aus dem tiefsten Instinct der Seele.

Katharina, sagte Metternich, vor ihr, die immer noch heftig auf- und abging, sich hinstellend, und sie so zwingend, einen Moment still zu stehen, Katharina, Sie sprachen von Ihrem gemeinsamen Haß. Wollen Sie nicht auch von Ihrer gemeinsamen Liebe sprechen?

Nein, rief die Fürstin glühend, nein, wir haben keine gemeinsame Liebe. Denn die Liebe geht bei ihr nicht tiefer wie der Haß. Sie tanzt bei ihr nur auf den Lippen, bei mir ruht sie tief im Herzen. In der Stunde der Gefahr verläßt sie Den, welchen sie liebt, ich, ich suche ihn auf in der Stunde der Gefahr, um an seiner Seite zu bleiben. — Ich komme heute Abend zu Ihrem Ball, Clemens, und ich komme mit allen meinen Freundinnen und Freunden.

Fürst Metternich sank vor ihr auf die Kniee nieder und blickte mit einem Ausdruck strahlenden Entzückens zu ihr empor.

Venus, meine Venus, ich danke Dir, flüsterte er.

Die Fürstin brach in ein lautes fröhliches Lachen aus. Nein, sagte sie, ich bin nicht Venus, will nicht Venus sein. Das ist es ja eben, um was ich seit drei Tagen zanke und streite, was die ganze Truppe der Kaiserin in Verzweiflung bringt. Niemand will

Venus sein. Aber still, was ist das für ein Geräusch im Vorzimmer? Hören Sie nur!

Der Fürst eilte nach der Thür hin und lauschte. Es scheint ein Besuch zu sein, der sich durchaus nicht will abweisen lassen, flüsterte er. Er sagt, er müsse die Fürstin Bagration sprechen. Die Kaiserin Ludovica sende ihn her.

Ach, ich erkenne die Stimme, rief die Fürstin, es ist Isabey, der arme Isabey, dem ich eben ein Absagebillet gesandt habe. Nun, wenn er von der Kaiserin kommt, muß ich ihn wohl annehmen, umsomehr, da er auch wahrscheinlich vor meiner Thür Ihre verrätherische Equipage gesehen hat. Oeffnen Sie ihm also die Thür, wenn ich bitten darf.

Der Fürst stieß rasch die Thür auf. Herr Baron Isabey, sagte er, die Frau Fürstin ersucht Sie, einzutreten.

Gott sei Dank, rief Isabey, mit erhitztem Gesicht durch das Vorzimmer herbeistürzend. Ich habe also durch mein unanständiges Schreien und Poltern doch mein Ziel erreicht, die Frau Fürstin hat mich gehört, und ihr Herz ist gerührt worden.

Er näherte sich der Fürstin, und mit halb wehmü-

thigem, halb zürnendem Gesicht in ihr rosiges, lächelndes Antlitz schauend, rief er: Und Sie wollen behaupten, daß Sie nicht schön genug sind? Sie wagen es, dieses Antlitz so zu beleidigen, daß Sie ihm nachsagen, es sei einer Venus nicht würdig? Ich bitte Sie, Fürst Metternich, stehen Sie mir bei, helfen Sie mir die Frau Fürstin zu überzeugen, daß sie sich selber verlästert! Denken Sie nur, Durchlaucht, die Frau Fürstin will keine Venus sein? Was sagen Sie dazu? Sie schlägt es aus, eine Venus zu sein?

Die Fürstin blickte mit einem schalkhaften Lächeln in Metternich's erstauntes Angesicht und brach dann in ein lautes, fröhliches Lachen aus.

Nein, rief sie, ich will keine Venus sein.

Oh, dieser Olymp tödtet mich noch, seufzte Isabey. Herr Fürst, Sie sehen in mir den unglückseligsten aller Götterboten! Diese olympischen Götter bringen mich in Verzweiflung, und hiermit schwöre ich feierlich, daß, wenn die Fürstin durchaus nicht Venus sein will, so lege ich mein Amt nieder, und kümmere mich um den ganzen Olymp nicht mehr.

Aber ich bitte Sie, haben Sie Erbarmen mit mir, rief der Fürst, was bedeutet denn dies Alles? Wo hat sich denn der Olymp auf die Erde niedergelassen,

und seit wann hat er den Baron Isabey, den Maler des Congresses, zu seinem Götterboten ernannt?

Ach, seit die Kaiserin Ludovica sich die Gesellschaft der Troubadoure geschaffen, welche lebende Bilder aufführt, ächzte Isabey, und seit ich Unglücklicher die Kühnheit hatte, dem Wunsch der Kaiserin gemäß das Arrangement des Olymps zu übernehmen.

Ach, rief Metternich lächelnd, jetzt begreife ich. Es sollen morgen bei dem Hoffest lebende Bilder aufgeführt werden, nicht wahr? Und wir werden das Glück haben, den ganzen Olymp sich den Augen der Sterblichen enthüllen zu sehen?

Ja, Sie werden das Glück haben, seufzte Isabey, wenn nämlich die Göttin Eris nicht wieder einen neuen Zankapfel auf die Göttertafel rollt. Gestern war dieser Zankapfel ein Schnurrbart, heute ist es eine römische Nase.

Gestern war es ein Schnurrbart? fragte Metternich mit einem so erstaunten Gesicht, daß die Fürstin wieder ein lautes fröhliches Lachen anstimmte.

Ja, sagte sie, gestern und auch vorgestern schon war der olympische Zankapfel wirklich ein Schnurrbart, und nur das Machtwort einer Kaiserin konnte ihn

verschwinden machen. Denken Sie nur, Fürst, Graf Wrbna, der den Apollo darstellen soll, hatte die Vermessenheit, seinen Apoll mit dem schönen und stattlichen Schnurrbart, der seine Oberlippe beschattet, repräsentiren zu wollen. Denken Sie doch nur, Apollo mit einem Schnurrbart! Selbst der Herzog von Coburg, der den Jupiter darstellt, hat sich seinen Bart abnehmen lassen, obwohl es dem Gott der Götter doch am ersten erlaubt sein könnte, einen Bart zu tragen. Auch Graf Zichy, der den Kriegsgott Mars repräsentirt, hat seinen Bart auf dem Altar der Götter niedergelegt. Und Apoll, der Gott der Künste, der Jugend und der Schönheit, der machte die Prätension, seinen Schnurrbart conserviren zu wollen.

Und mit einem Eigensinn, der durch nichts, weder durch vernünftige Vorstellungen, noch durch Schelten und Zürnen besiegt werden konnte, seufzte Isabey. Wahrhaftig, man hätte glauben sollen, Graf Wrbna habe einen Schwur geleistet, sich nur mit dem Leben von seinem Schnurrbart zu trennen. Apoll mit einem Schnurrbart! Sagen Sie, Durchlaucht, ist das nicht ein Gedanke, ganz dazu geeignet, einen Künstler in Verzweiflung zu bringen?

Ja wohl, ein fürchterlicher Gedanke, sagte Metter-

nich lächelnd. Und wie ist es Ihnen denn gelungen, das Entsetzliche abzuwenden?

Wir haben uns endlich in unserer höchsten Noth an die Kaiserin Ludovica gewandt, rief die Fürstin. Wir mußten wohl zu diesem großen Mittel unsere Zuflucht nehmen! Und es half. Die Kaiserin ließ sich herab, die Vermittlerin zu machen, sie wußte den eigensinnigen Grafen Wrbna mit so liebenswürdigem Humor zu verspotten und zu verhöhnen, daß er, verführt von ihrem Lächeln und ihrem Spott, sich für überwunden erklären mußte. Er verließ den Salon und kehrte in einer halben Stunde mit einer Oberlippe, so weiß und zart, wie die eines jungen Mädchens, zurück. Die ganze Truppe der Troubadours, ja die Kaiserin selbst, empfing ihn mit lautem Beifallsjubel, und nie hat der Apollo der Alten einen schönern Sieg gefeiert, als dieser Apollo des Wiener Congresses. *)

Und jetzt, da wir endlich hofften am Ziel zu sein, alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, jetzt will die Fürstin Bagration uns neue Hindernisse bereiten, klagte Isabey. Denken Sie, Durchlaucht, ich erhalte so eben ein Billet von der Fürstin, in welchem sie mir

*) Comte de la Garde. II. S. 18.

meldet, daß sie die Venus nicht übernehmen könne. Ihr Gesicht sei nicht geeignet dazu, sie habe eine römische Nase, und das gezieme sich nicht für eine Venus.

Ja, rief die Fürstin, eine Venus mit einer römischen Nase ist eine eben so große Unmöglichkeit wie Apoll mit einem Schnurrbart. Da ich mir aber meine Nase nicht, gleich dem Schnurrbart des Apoll abrasiren lassen kann, so bleibt es dabei, ich entsage der Venus.

Das heißt, sagte Metternich mit einem feinen Lächeln, Sie wollen sie nur nicht darstellen?

Nein, ich will sie nicht darstellen, rief die Fürstin. Ich will nicht die Medisance, die Bosheit meiner lieben Freundinnen hervorrufen. Ich bebe zurück vor der Vermessenheit, die Göttin der Schönheit darstellen zu wollen. Die Herzogin von Sagan würde mir das nie vergessen; um sich zu rächen, würde sie sagen, ich sei so alt wie Methusalem, und statt der Mutter des Amor könne ich lieber die Mutter aller Götter darstellen! Nein, nein, es bleibt dabei, ich übernehme die Venus nicht.

Gut, dann lege ich auch mein Amt als Ceremonienmeister der Götter nieder, sagte Isabey. Mag die Kaiserin sich einen andern Ceremonienmeister für ihren Olymp suchen. Ich bin es müde, den Göttern zu

dienen, und werde mich darauf beschränken, den Congreß zu malen.

Ich kann nicht, nein, ich kann die Venus nicht übernehmen, sagte die Fürstin. Ich zittere vor der Kühnheit dieses Unternehmens, und dann, ich gestehe, es widerstrebt meinem Stolz, so wie auf offenem Sclavenmarkt mein Antlitz Preis zu geben, Jedermann zu erlauben, seine Glossen zu machen, und mein Gesicht, wie eine Waare zu prüfen. Und dazu fordert die unglückliche Rolle der Venus heraus, es ist eine provozirende Rolle, — ich übernehme sie nicht.

Ich glaube, es gäbe ein Mittel, die Parteien zu versöhnen, sagte Metternich lächelnd.

Ein Mittel, rief Isabey, oh, ich beschwöre Sie, Durchlaucht, nennen Sie dies Mittel!

Ja, nennen Sie es, sagte die Fürstin, und ich gebe Ihnen mein Wort, wenn ich es vermag, will ich es annehmen.

Herr Baron Isabey, sagte Metternich, Sie haben Recht, Niemand ist so berufen und so geeignet, die Venus darzustellen, als die Frau Fürstin Bagration, und selbst der wirkliche Olymp würde sie mit freudigem Stolz als solche anerkannt haben. Frau Fürstin Bagration, Sie haben Recht, es ist provozirend, und einer wahren, hoheitsvollen, reinen Schönheit nicht ganz

würdig, gleichsam ihre Schönheit auszubieten, und ihr Gesicht, wie Sie sagten, gleich einer Waare prüfen zu lassen. Die Schönheit der Venus ist über allen Vergleich erhaben, und man hat nicht nöthig, ihr Antlitz zu schauen, um sie zu erkennen. Und Venus hat nicht nöthig, ihr Antlitz zu zeigen, um zu siegen. Zudem ist ein schönes Gesicht nicht eine so gar große Seltenheit. Auch Juno, auch Minerva glänzen durch die Schönheit ihres Angesichtes. Aber was die Venus über alle Göttinnen erhebt, das ist die Schönheit der Gestalt, das sind die Götterformen! Ich habe alle die Statuen der Venus gesehen, welche das schöne Hellas uns überliefert hat, wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu sagen, welche von Allen mir am Schönsten erschienen ist? Die Venus von Milos, die Statue, deren größte Schönheit in ihrer herrlichen Gestalt, in ihrem wundervollen Rücken sich darstellt. Ein schöner Rücken ist aber die größte Seltenheit, viel seltener, als ein schönes Gesicht, und die Frau Fürstin Bagration, glaube ich, besitzt diese seltene Schönheit.

Ah, rief Isabey, jetzt begreife ich. Sie meinen, wir sollten etwas ganz Neues, wundervoll Pikantes unternehmen. Wir sollten die Venus von der Rückseite darstellen?

Ja, das meine ich, sagte Metternich. Sie wollen die Götter des Olymps bei ihren Tafelfreunden darstellen. Sie werden es also nicht zu vermeiden haben, einige der an der Tafel Sitzenden von hinten darzustellen. Lassen Sie also die Venus sich darstellen in der Attitude der Venus von Milos, mit entblößtem Rücken, die Hüften leicht umschürzt von silberfunkelnden Gewändern, die nur im leichten Spiel der Bewegung von den Schultern niedergesunken sind. Machen Sie Ihre Arrangements so künstlerisch und decent, wie Sie wollen, nur stellen Sie die Venus dar, die Göttin der Schönheit, welche nicht ihres Gesichtes bedarf, um zu siegen. Nun, Fürstin, was sagen Sie, nehmen Sie meinen Vorschlag an?

Ich sage, daß Sie der größte, der bewunderungswürdigste, geschickteste aller Diplomaten sind, rief die Fürstin lachend. Ich sage, daß ich nun nicht mehr zweifle, Sie werden auch die Streitigkeiten der Congreßherren schlichten, da es Ihnen schon gelungen, die Streitigkeiten der Götter zu versöhnen. Ja, ich nehme Ihren Vorschlag an. Ich bin bereit, die Rolle der Venus zu übernehmen, aber ich werde sie von hinten darstellen und der neugierigen Menschenwelt nur ihren Rücken zeigen. *)

*) Méneval: Mémoires. Vol. III. S. 123.

Aber ich, flüsterte Metternich lächelnd, ich werde mich hinter die Göttertafel schleichen, um das Antlitz der Venus zu sehen!

Gott sei Dank, sagte Isabey aufathmend, Ew. Durchlaucht hat den Olymp gerettet. Aber nun, Fürstin, wage ich, Sie daran zu erinnern, daß heute morgen in den Gemächern der Kaiserin Probe ist. In einer halben Stunde erwartet die Kaiserin die Götter und Göttinnen.

Und die Venus soll ihr nicht fehlen, rief die Fürstin. Ich werde eilen, meine Toilette zu machen. Nach der Probe, sagte sie leise zu Metternich, nach der Probe aber mache ich meine Besuche und es wird mir schon gelingen, diejenigen, welche die Herzogin sich angeworben, wieder in unser Lager herüber zu ziehen.

Ich zweifle nicht daran, denn der Venus gelingt Alles, sagte der Fürst. Und heute Abend, Fürstin?

Heute Abend erscheine ich mit allen meinen Truppen bei Ihrem Fest. — —

Am Abend strahlten die Säle des Metternich'schen Hôtels im vollen Glanz der Kerzen und des reichen Schmucks der Verzierungen. Und in diesen Sälen bewegte sich eine glänzende Gesellschaft, an deren Spitze der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich mit allen

Erzherzogen und Erzherzoginnen sich befanden. Auch der König von Baiern war da und alle die kleinen deutschen Herzoge und Fürsten, und alle die berühmten und unberühmten Diplomaten des Congresses, und strahlend von Schönheit, Hoheit und freudigem Stolz stellte sich die Fürstin Bagration dar. Aber das Gefolge ihrer Freunde und Freundinnen war nur gering. Selbst der Ueberredungskunst der Fürstin hatte es nur bei wenigen ihrer russischen Landsleute gelingen können, sie zu ermuthigen, daß sie dem Unwillen ihres Kaisers Trotz zu bieten, und in einer Gesellschaft zu erscheinen wagten, welche das Stirnrunzeln und Mißfallen des Kaisers erregt hatte.

Fürst Metternich, strahlend von Heiterkeit, allen seinen Gästen der aufmerksamste, liebenswürdigste Wirth, wanderte mit dem Ausdruck unendlicher Befriedigung und Freude durch die Reihen seiner Gäste dahin und schien es fast gar nicht zu bemerken, daß fast alle die vornehmen russischen Familien, gleich dem Kaiser und der kaiserlichen Familie auf seinem Feste fehlten. Nicht einen Moment wich das Lächeln von seinen Lippen, und nur ganz leise sagte er zu sich selber: es ist Alles gut so wie es ist. Freilich fehlt mir hier Rußland! Aber Rußland wird mir schon wieder kehren, und dann

soll es mir den heutigen Abend theuer bezahlen! — Und während er das leise zu sich selber sagte, näherte er sich der Fürstin Bagration.

Venus, flüsterte er leise, ich danke Ihnen, daß Sie hier sind. Was kümmert mich Jupiter mit seinem ganzen Olymp, wenn ich die Venus an meiner Seite habe?

Auch Jupiter wird Ihnen wiederkehren, sagte die Fürstin, Venus wird das Herz des Gottes der Götter zu wenden suchen! Ach, Venus ist Ihnen so viel Dank schuldig! Der ganze Olymp war heute entzückt von der neuen pikanten Idee, die Venus von der Rückseite darzustellen, und ich feierte mit meinem Nacken und Rücken einen größern Triumph, wie ihn nur je das schönste Antlitz feiern kann.

Aber um des schönen Nackens willen dürfen wir doch Ihr schönes Götterantlitz nicht vergessen, flüsterte Metternich. Die kaiserliche Truppe der Troubadours ist nicht immer gut geschminkt. Es scheint mir, Ihr Garderobenmeister legt zu wenig Werth darauf, und doch kann das schönste Gesicht durch das falsche Auflegen der Schminke entstellt werden. Wann ist morgen die Generalprobe Ihres Olymps?

Um zwölf Uhr.

Darf ich vorher zu Ihnen kommen und Sie schminken?

Kommen Sie, Freund!

Gut, Theuerste, ich komme, und ich werde das Glück haben, meine Venus erröthen zu machen. Niemand versteht es besser als ich, den Damen die Schminke aufzutragen, und wahrhaftig, ich denke, das ist eine Arbeit, ganz würdig eines Diplomaten. *)

*) Fürst Metternich beschäftigte sich zur Zeit des Wiener Congresses in der That sehr viel mit den Arrangements der Hoffeste, und hielt es nicht unter seiner Würde, die Damen mit eigener hoher Hand zu schminken. Der Freiherr vom Stein schreibt darüber an seine Frau: „Metternich's Frivolität zeigt sich ungeachtet der Crisis der großen Angelegenheiten unvermindert. Er beschäftigt sich mit Anordnung der Hoffeste, lebenden Gemälden u. s. w. bis in die größten Kleinigkeiten, sieht dem Tanz seiner Tochter zu, während Castlereagh und Humboldt zu einer Conferenz auf ihn warteten, legt den Damen, die bei den lebenden Bildern erschienen, Roth auf u. s. w." Siehe: Pertz, Leben des Freiherrn vom Stein. IV. S. 258.

IX.

Der Mordversuch.

Endlich jetzt, zu Ende des Monats Februar, begannen die Unterhandlungen des Congresses sich ihrem Ziel zu nähern und eine Einigung unter den streitenden Parteien schien endlich zu Stande kommen zu können.

Fürst Metternich hatte, um die Aufregung Preußens über seine letzte widerspruchsvolle Note zu beschwichtigen, und um sich durch Preußen vielleicht mit Rußland zu versöhnen, es für nöthig erachtet, einige Zugeständnisse zu machen und dem Staatskanzler von Hardenberg einen neuen Plan, behufs einer Theilung Sachsens, übersandt.

Preußen war im Wesentlichen mit diesem Plan einverstanden gewesen, und nachdem man in mehreren Conferenzen der vereinigten Diplomaten über denselben unterhandelt hatte, war man endlich zu einer Art Einigung gelangt.

Preußen hatte sich nachgiebig und bereit gezeigt, den Wünschen und dem Begehr der übrigen Monarchen Gehör zu geben und den König von Sachsen nicht ganz und gar seines Thrones zu berauben. Es hatte sogar eingewilligt, dem König Friedrich August seine Residenz-stadt Dresden nicht allein, sondern auch seine Handels-stadt Leipzig zu lassen. Aber für diese Nachgiebigkeit war Preußen entschädigt worden durch die Großmuth des Kaisers Alexander, der dem König von Preußen die Stadt Thorn, welche Alexander bis dahin für sein Königreich Polen bestimmt hatte, abzutreten versprach, wenn Friedrich Wilhelm dafür Leipzig aufgeben wolle. Preußen nahm dieses Erbieten an und erklärte sich mit der ihm zugestandenen Hälfte des Königreichs Sachsen, mit 855,000 Seelen, zufriedengestellt, da es seine andere Entschädigungen an beiden Ufern des Rheins und durch Lauenburg erhalten sollte, und ihm dieselbe von allen Mitgliedern des Congresses feierlich zugesagt worden war.

Auch die andern Steitigkeiten des Congresses be-gannen allgemach sich zu schlichten, oder vielmehr, die Monarchen, des langen Haderns und Streitens müde, waren bereit den gordischen Knoten, den die gewandten Hände ihrer Diplomaten nicht zu entwirren vermochten, zu zerschneiden, das heißt, allen Zwistigkeiten und

Hemmnissen dadurch ein Ende zu machen, daß sie, unbekümmert über das Zustimmen oder Ablehnen des Congresses, unbekümmert um das Wollen und Begehren der Völker, aus eigener Machtvollkommenheit sich in Besitz der Länder, Provinzen, Titel und Gerechtsame setzten, die sie bis dahin vergeblich vom Congreß beansprucht hatten.

Der Kaiser von Rußland hatte also bereits mit fester Entschiedenheit erklärt, er werde, nicht achtend des allgemeinen Widerspruchs, ein selbstständiges, constitutionelles Königreich Polen errichten, und sich zu dem König desselben erklären.

Der Kaiser von Oesterreich hatte eben so entschieden und feierlich erklärt, er werde nicht allein die lombardischen Provinzen, welche früher schon dem Hause Oesterreich unterthänig gewesen, wieder in Besitz nehmen, sondern er werde sich auch Venedig zu Eigen geben.

Baiern hatte erklärt, daß es von Baden die Abtretung der Pfalz durchaus verlange, weil es doch einer Entschädigung für die Provinzen bedürfe, welche Oesterreich ihm zur Abrundung seiner militairischen Grenzen fortgenommen.

Hannover hatte bereits vom Congreß eine wichtige

Schenkung empfangen, es hatte die Städte Hildesheim und Goslar erhalten, dazu Ostfriesland, die Grafschaft Lingen und einen Theil des Eichsfeldes.

Auch ein neues Königreich hatte der Congreß jetzt schon geschaffen; das Königreich der Niederlande erhob sich aus dem Chaos der Conferenzen, und ward bei seiner Geburt beschenkt mit einem Theil von Westphalen, dem Bisthum Lüttich, den wichtigen Maasfestungen und einem Theil der gefürsteten Abteien Stablo und Malmedy, und der Fürst von Oranien durfte sich als König der Niederlande die von dem Congreß geschaffene Krone auf sein Haupt setzen.

Freilich hatte man bei diesem Zerreißen von Ländern und Provinzen, bei diesem Vertheilen der „Seelen" Diejenigen, welche in diesen Ländern und Provinzen wohnten, die Völker, welche man als Seelen verschenkte, gar nicht um ihre Einwilligung gefragt; genug daß man die Fürsten befriedigte, mochten diese es nachher versuchen, sich mit ihren neuerworbenen Unterthanen zu verständigen und zu einigen!

Auch den König von Sachsen hatte man bis jetzt noch nicht gefragt, ob er die Hälfte seines Königreichs aufgeben, mit der andern Hälfte desselben sich zufrieden erklären wolle.

Aber wo hätte der arme, gebeugte, unglückliche König von Sachsen, der zu Preßburg einsam klagte und weinte, wohl die Mittel und die Kraft hernehmen sollen, dem Willen des Congresses zu widerstehen? Wo hätte das unglückliche gebeugte sächsische Volk, das um seinen König klagte, Gehör finden können, da der Congreß der deutschen Fürsten es nicht hören wollte?

Das war es, was der Calatravaritter von Sahla sich immer wieder fragte, das war es, was ihn mit Verzweiflung und finsterm Zorn erfüllte: Sachsen war verloren, denn Niemand war da, der es erretten wollte! Sachsen sollte zerstückelt, zerrissen werden, die Hälfte des Volkes sollte gezwungen werden, die beschworne Treue gegen seinen angestammten König zu brechen, sollte aufhören, sich Sachsen nennen zu dürfen!

Dieser Gedanke erfüllte ihn mit Wuth und Todespein. Er liebte sein Vaterland, sein Sachsen grenzenlos, er wäre freudig bereit gewesen, sein Leben, sein Blut für dasselbe hinzugeben, und er konnte es doch nicht von seinem Unglück erretten, er konnte seinem König sein Land nicht erhalten!

Aber, sagte Sahla mit dumpfem Groll zu sich selber, wenn ich Sachsen nicht erretten kann, so kann ich es doch rächen! Wenn ich für meinen König nicht

mein Blut hingeben kann, so kann ich ihm das Blut seines Feindes wenigstens opfern!

Und nun schien er zu grübeln und zu brüten über finstern Entschlüssen, und wilde Gedanken und Pläne schienen sein Inneres zu durchtoben. Tagelang verbrachte er einsam, düster vor sich hinstarrend in seinem Gemach. Seine verschlossene Thür öffnete sich für Niemand, selbst den einzigen Freund, den er in Wien gefunden, den jungen Grafen Roß, ließ er vergeblich vor seiner Thür um Einlaß flehen. Er hörte seine liebevollen Worte, aber er antwortete nicht auf dieselben, und wie lange derselbe auch vor seiner Thür stand, wie viel er auch bat und drohte, wie lange und heftig er auch an dem Schloß rüttelte, die Thür öffnete sich nicht, und Sahla antwortete mit keinem Liebeswort auf die Beschwörungen seines Freundes.

Aber nach drei Tagen finstern Sinnens, gedankenvoller Schweigsamkeit schien Sahla endlich einen festen Entschluß gefaßt zu haben, endlich mit sich einig geworden zu sein, über das, was er zu thun habe.

Hatte er die finstern Gedanken besiegt, welche diese drei Tage her in ihm gekämpft? Oder hatte er von denselben sich besiegen lassen, sie zu seinen Herrn an-

genommen, und sich ihren unheilsvollen Befehlen unterworfen? —

Es sei so! rief er mit lauter, machtvoller Stimme, gleichsam beschwörend die Rechte gen Himmel erhebend, ich habe geschworen, mein Vaterland und meinen König zu retten oder wenn mir dies versagt ist, sie zu rächen!

Nun schien wieder Leben und Bewegung ihn zu durchglühen, nun ging er wieder geschäftig in seinen Zimmern hin und her, verließ, in seinen Mantel dicht gehüllt das Haus, welches er bewohnte, und wanderte rasch und eilig durch die Straßen Wiens, hier und dort in einen Laden eintretend, und allerlei Einkäufe machend, die er dann eilig wieder in seine Wohnung trug und in seinen Koffern verschloß.

Aber nicht blos in die Kaufläden ging er, sondern auch in den Dom zu St. Stephan. Da knieete er nieder an den Stufen des Altars und betete lange und inbrünstig, dann erhob er sich, und ging in einen der Beichtstühle, in welchem ein ehrwürdiger Priester bereit saß, die Beichte Derer, welche ihr Herz belastet fühlten, zu empfangen. Sahla kniete nieder, und das Haupt verhüllt mit der Kapuze seines langen schwarzen Mantels flüsterte er durch das Gitter die tiefverborgenen Geheimnisse seiner Seele in das Ohr des Priesters.

Es war eine lange Beichte, ein langes athemlos hingehauchtes Bekenntniß, das die bleichen Lippen des Verhüllten flüsterten, und je länger er sprach, desto bleicher ward das Antlitz des Priesters, desto kummervoller und ängstlicher seine Miene.

Die Abenddämmerung warf schon ihre langen Schatten durch den Dom, die hohen Hallen, deren Säulen wie schwarze Riesen emporragten, wurden leer von Andächtigen, und noch immer lag Sahla mit verhülltem Haupt auf seinen Knieen an dem Gitter des Beichtstuhls, und immer bleicher, schreckensvoller war das Antlitz des Priesters geworden, der, während der Andere sprach, den von seinem Gürtel herabhängenden Rosenkranz ergriff, und die Perlen desselben durch seine zitternden Finger gleiten ließ.

Jetzt endlich erhob sich Sahla von seinen Knieen, und durch die öde Stille des Doms hallte seine Stimme wie Geistergeflüster wieder in den Kreuzgängen und Kapellen.

Frommer Vater, sagte er, frommer Vater, gebt mir Eure Absolution.

Nein, rief der Priester, nein, die kann ich Dir nicht geben.

So gehe ich ohne dieselbe, rief Sahla, und er

sprang aus dem Beichtstuhl hervor. Aber ebenso schnell trat auch der Priester aus demselben heraus, und mit beiden Armen Sahla umklammernd, flüsterte er: bleibe, mein Sohn bleibe! Ich darf Dich nicht lassen, denn das, was Du beabsichtigst ist ein Verbrechen! Bleibe, bleibe, ich kann Dir die Absolution nicht geben, denn das hieße Gott lästern, und seiner Gebote spotten!

So lästere ich Gott, und so spotte ich seiner Gebote, rief Sahla; mit ungestümer Hand den greisen Priester zurückstoßend, machte er sich von seinen Armen frei, und eilte den weiten Kreuzgang hinunter.

Halt, halt, rief der Priester mit angstvoller Stimme.

Aber schon hatte Sahla die Ausgangsthür erreicht, schon war er jetzt draußen auf der Straße, und stürzte mit unaufhaltsamer Eile vorwärts, sprang dann in einen daherkommenden Fiacre und ließ sich nach dem Hause fahren, in welchem er wohnte.

Keine Absolution! sagte er leise vor sich hin, indem er in sein Zimmer trat. Nun wohl, so mögen mein Vaterland und mein König mich absolviren, wenn es der Priester nicht thun will.

Er warf Hut und Mantel von sich und begann in seinen Zimmern zu ordnen und aufzuräumen. Er

öffnete alle Kasten und Schränke, und that die Dinge, welche sie enthielten in seine beiden großen Reisekoffer; es schien als bereite er sich vor, eine Reise zu machen, und Wien zu verlassen, denn fast nichts ließ er in den Kästen und Schränken zurück, Alles packte er sorgfältig in die Koffer, dann verschloß er diese, wickelte die Schlüssel in ein Papier, und legte sie auf den Tisch.

Und jetzt zu meinem letzten Geschäft, sagte er. Jetzt bleibt mir nur noch übrig, mein Testament zu machen, und an meine Mutter zu schreiben!

Er setzte die sechs Leuchter mit den dicken Wachskerzen, welche sich in seinen beiden Zimmern befanden, alle zusammen auf seinen Schreibtisch, drei zu beiden Seiten, und zündete sie an. Diese feierliche Beleuchtung des öden, stillen Zimmers hatte etwas Unheimliches, Schreckenerregendes, und Sahla selber mochte das finden, denn mit einem seltsamen Lächeln flüsterte er: ich zünde die Kerzen an für mich, denn ich bin ja nur noch die Leiche Meiner selber!

Zwischen den Lichtern setzte er sich jetzt nieder und schrieb. Schrieb die ganze Nacht hindurch, und zuweilen, während des Schreibens rollten zwei Thränen langsam aus seinen Augen nieder, und ein leises Aechzen und Stöhnen kam aus seiner Brust hervor.

Aber immer wieder bezwang er seine Schwäche, schüttelte die Thränen aus seinen Augen fort und schrieb weiter.

Als der Morgen dämmerte, hatte er sein Werk beendet, lagen zwei große gesiegelte und adressirte Briefe und ein kleines Billet vor ihm auf dem Tisch.

Jetzt bin ich zu Ende, sagte er leise vor sich hin, jetzt will ich meinen letzten Schlaf thun!

Er ging in sein Schlafzimmer, warf sich, ohne indessen sich zu entkleiden, auf sein Bett, und bald verkündeten seine lauten, gleichmäßigen Athemzüge, daß er in einen tiefen ruhigen Schlaf gefallen sei.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Sahla erwachte. Rasch richtete er sich vom Bett empor und sah nach der Uhr.

Zehn Uhr! sagte er erschrocken. Es ist die höchste Zeit!

Mit hastigen Schritten eilte er in sein Wohnzimmer, und ordnete vor dem Spiegel seinen Anzug und sein langes Haar.

Jetzt bin ich fertig, und jetzt ist es Zeit, sagte er dann, indem er mit, vielleicht vor Eile, zitternden Händen die unter dem Spiegel stehende Commode aufzog, und die einzigen Dinge, welche er in derselben gelassen,

und nicht in die Koffer gepackt, aus derselben hervor nahm.

Diese Dinge, das waren zwei Pistolen und ein Dolch.

Sahla untersuchte mit ruhigem, festem Blick die Pistolen, die er schon am Tage zuvor geladen hatte, zog den Dolch aus der Scheide und prüfte an den Fingern seine Schärfe und Spitze. Dann nahm er aus der Commode einen breiten, ledernen, zierlich gestickten Leibgurt hervor, schnallte ihn um seine Taille und schob die Pistolen und den Dolch hinein.

Jetzt auf zum letzten Gange, sagte er, den langen, schwarzen Mantel überwerfend und den Hut aufsetzend. Ich habe geschworen, mein Vaterland zu retten, oder es zu rächen! Auf also, auf!

Er stürzte zur Thür hin, schob den Riegel zurück und eilte mit hastigem Schritt die Treppe hinunter, über den Hausflur dahin. Plötzlich blieb er stehen.

Die Briefe! Er hatte die Briefe vergessen, die er, bevor er seinen letzten Gang antrat, in der Wohnung seines Freundes, des Grafen Roß abgeben und diesem zur Besorgung anvertrauen wollte.

Hastig kehrte er wieder um, eilte die Stiegen hinauf, und trat wieder in sein Zimmer, das er dies Mal

nicht hinter sich verschloß. Da auf dem Tisch lagen sie noch, die Briefe, die letzten Zeugnisse seines Lebens, die letzten Grüße seiner Liebe.

Er nahm sie empor, und ganz zufällig fiel sein Auge auf die Adresse des einen der Briefe. An meine Mutter! flüsterte er. Oh, meine arme, geliebte Mutter! Trübsal wird mit diesem Brief in Dein Haus einziehen, und Deine lieben Augen werden Bäche von Thränen vergießen! Oh, meine Mutter, meine Mutter, verzeihe mir den Kummer, den ich Dir bereiten muß, und nimm von diesem Papier den letzten Kuß der Liebe, den ich jetzt auf dasselbe presse!

Er drückte den Brief lange und inbrünstig an seine Lippen, dann schob er ihn mit den beiden andern Briefen in seinen Busen.

Und jetzt fort, fort, flüsterte er, sorgfältig seinen Mantel wieder über der Brust zusammen ziehend und sich dann der Thür zuwendend.

Aber nun schreckte er zusammen und starrte nach der Thür hin, und eine dunkle Purpurgluth schoß einen Moment über seine fahlen Wangen hin.

In dieser Thür stand eine männliche Gestalt, das Antlitz ihm zugewandt, die forschenden, großen Augen mit einem ernsten, fast trotzigen Ausdruck auf Sahla gerichtet.

Graf Roß! murmelte Sahla in sich hinein, und einen Moment stand er unschlüssig und gesenkten Hauptes da. Aber dann richtete er sich wieder entschlossen empor, und gerade auf die Thür zuschreitend, wollte er, als habe er den Freund, der da stand, gar nicht bemerkt, an ihm vorüber und zur Thür hinausgehen.

Aber Graf Roß legte seine Hand fest und schwer auf seine Schulter und blickte ihn entschlossen an.

Herr von Sahla, fragte er, sehen Sie mich nicht? Wollen Sie mir nicht zum Gruß die Hand reichen?

Sahla schüttelte unwillig das Haupt. Ich habe jetzt nicht Zeit zum Plaudern und zum Händedrücken, sagte er hastig. Ein wichtiges Geschäft ruft mich von hinnen, und Tod und Leben hängt davon ab, daß ich zur rechten Zeit zur Stelle bin. Ich wollte aber an Ihrem Hause vorübergehen, einige Briefe bei Ihnen abgeben und Sie um deren Besorgung bitten. Hier sind sie, der eine an meine Mutter, der andere an meinen Rechtsbeistand.

Er zog die beiden Briefe vorsichtig, bemüht den Mantel nicht zu öffnen, aus seinem Busen hervor. Aber mit diesen Briefen kam auch das kleinere, in Billetform zusammengelegte Papier hervor, und fiel zur Erde nieder.

Da ist noch ein dritter Brief, sagte Graf Roß, sich bückend und das Papier aufhebend, soll ich diesen nicht auch besorgen? Ah, dies Billet ist an mich adressirt und —

Ja, dies Billet war an Sie, sagte Sahla verwirrt, ich wollte es an Ihren Diener mit den andern Briefen abgeben, und ich bat Sie darin, diese Briefe zu besorgen. Jetzt, da ich Sie selbst gesprochen, bedarf es keiner schriftlichen Worte mehr, und ich bitte also, geben Sie mir das Billet zurück.

Ich bitte aber, es behalten zu dürfen, sagte Graf Roß, den Freund mit prüfenden Blicken anschauend. Dies Billet ist an mich adressirt, und da ich es einmal in Händen halte, ist es mein Eigenthum geworden.

Nun wohl, behalten Sie es denn, rief Sahla, aber jetzt bitte ich, geben Sie die Thür frei und lassen Sie mich gehen, ich habe die höchste Eile!

Er näherte sich wieder der Thür, aber Graf Roß wehrte ihm den Ausgang.

Sagen Sie mir zuvor, wohin Sie gehen wollen? bat er mit eindringlicher, ernster Stimme.

Ich bin Niemand Rechenschaft schuldig über meine Wege, rief Sahla unwillig.

Doch, sagte der Graf ernst und feierlich, Sie sind Gott über Ihre Wege Rechenschaft schuldig. Glauben Sie, daß Sie vor ihm sich zu rechtfertigen vermögen?

Ah, rief Sahla mit einem rauhen Lachen, Sie wollen die Rolle eines Beichtvaters übernehmen. Unnöthig, mein Freund, ich habe gestern schon gebeichtet! Treten Sie zurück von der Thür, lassen Sie mich hinaus!

Nein, ich lasse Sie nicht! rief der Graf, und mit einer raschen Bewegung schob er den Riegel vor die Thür, und stellte sich mit gekreuzten Armen vor dieselbe hin.

Sahla stieß einen Schrei der Wuth aus, und stürzte auf den Grafen hin. Ihn mit beiden Armen umschlingend, versuchte er, ihn von der Thür fortzuziehen.

Aber dieser, ihm überlegen an Stärke, Kraft und Gewandtheit, wehrte ihn zurück. Schweigend, bleich Beide vor Aufregung und Zorn, ächzend und keuchend vor Anstrengung rangen sie mit einander, Sahla, immer bemüht den Grafen von der Thür fortzuziehen, dieser, den Rücken an die Thür gelehnt, mit festem Fuß sich da behauptend.

Nun im heftigen Ringkampf sank der Mantel von Sahla's Schultern nieder.

Sahla, rief der Graf, ihn mit einer Geberde des

Entsetzens zurückstoßend, Sahla, jetzt weiß ich, wohin Sie gehen wollten. Sie wollten einen Mord verüben!

Und mit aufgehobenem Arm deutete er auf die Pistolen und den Dolch hin, die Herr von Sahla in seinem Gürtel trug.

Dieser sagte kein Wort, bleich, mit bebenden Lippen wich er zurück und griff nach seinem Mantel, um ihn wieder um die Schultern zu ziehen.

Während er das that, wandte Graf Roß sich der Thür zu, verschloß sie, zog den Schlüssel aus, und steckte ihn in seinen Busen.

Jetzt, sagte er, von der Thür zurücktretend, jetzt wissen Sie, was Sie zu thun haben! Nehmen Sie eine Ihrer Pistolen, ermorden Sie mich, und dann ziehen Sie den Schlüssel aus meiner Brusttasche, denn ich schwöre es Ihnen, so lange ich lebe, werden Sie ihn nicht von mir erhalten, werden Sie dies Zimmer nicht ohne mich verlassen!

Und aus seinem Antlitz sprach so viel Festigkeit und Entschlossenheit, daß Sahla wohl fühlte, es sei ihm vollkommen Ernst mit seinen Worten.

Oh, Sie wissen nicht, was Sie thun, murmelte er, nicht, daß Sie mir den letzten Trost meines elenden Daseins rauben!

Ihre Rache, nicht wahr? fragte der Graf, ihn mit funkelnden Augen betrachtend. Ah, Sie erröthen, Sie schlagen die Augen nieder! Sie sehen, ich habe Sie errathen! Ja, ich ahnte Ihr furchtbares Vorhaben. Deshalb habe ich in diesen letzten drei Tagen Sie immer bewacht, bin Ihnen immer gefolgt, deshalb stand ich stundenlang vor Ihrer Thür und flehte um Einlaß, deshalb lauerte ich heute wieder drunten auf dem Hausflur, hinter der Hausthür verborgen. Ich sah Sie die Stiegen herunter kommen, sah bei einer Bewegung ihres Mantels die Pistolen in Ihrem Gürtel, und errieth Alles. Als Sie die Stiegen wieder hinauf gingen, folgte ich Ihnen, als Sie, Ihrer sonstigen Vorsicht vergessend, die Thür nicht hinter sich verschlossen, trat ich hinter Ihnen in Ihr Zimmer ein, und hier bin ich jetzt, und so wahr ein Gott über uns ist, schwöre ich Ihnen, Sie werden Ihr grauenvolles Vorhaben nicht ausführen, ich werde es nicht dulden, daß Sie Ihr Gewissen mit einem Mord beladen!

Wer sagt Ihnen, daß ich das will? fragte Sahla mit unsicherer Stimme.

Sie selber haben es mir verrathen, sagte der Graf ernst. Haben Sie vergessen, was Alles Sie mir sagten, als wir uns das letzte Mal sprachen? Sie hatten so

eben erfahren, daß der König von Preußen jetzt mit den übrigen Mitgliedern des Congresses sich geeinigt habe, und entschlossen sei, die Hälfte des Königreichs Sachsen als Kriegsbeute für sich zu nehmen. In Ihrem zornigen Schmerz verriethen Sie Ihre innersten Gedanken, und mit flammenden Augen riefen Sie: „Jetzt bleibt nur noch Ein Weg der Rettung! Gesegnet sei Der, der ihn wandeln will, der den kühnen Muth hat, dem König von Preußen die Pforten des Elysiums zu öffnen! Denn wenn Er todt ist, wird Sachsen nicht das Unglück haben, Preußisch werden zu müssen.“ *) Dieser Worte erinnerte ich mich, sie tönten immer wieder vor meinen Ohren, sie zwangen mich Ihnen zu folgen, Sie zu bewachen! Ich habe Sie in diesen drei Tagen niemals aus den Augen verloren. Als Sie ausgingen, bin ich Ihnen von fern gefolgt, überall hin, endlich auch in den Dom von St. Stephan. Während Ihrer langen Beichte wartete ich, hinter einer Säule verborgen, auf Ihr Hinausgehen. Ich war Zeuge Ihres Streits mit dem Priester, der Sie zurückzuhalten suchte. Als Sie von dannen stürzten, eilte ich zu dem

*) v. Sahla's eigene Worte. Siehe: Erlebtes aus den Jahren 1813—1820. Von Dr. Wilhelm Dorow. II. 62.

Priester hin, und beschwor ihn mir zu sagen, was Sie ihm gebeichtet, welche Frevelthat Sie ihm bekannt hätten. Er rief weinend: Die Kirche verbietet es mir, das Geheimniß des Beichtstuhls zu verrathen. Aber wenn Sie den Unglücklichen kennen, so folgen Sie ihm, so lassen Sie ihn nicht aus den Augen, so bewachen Sie ihn, denn es gilt ein Verbrechen zu verhüten. — Ich stürzte Ihnen nach, ich saß hinten auf dem Fiacre, in welchem Sie nach Hause fuhren, ich war die ganze Nacht hier im Hause und jetzt bin ich hier, und jetzt sage ich Ihnen: fallen Sie auf Ihre Kniee nieder, und danken Sie Gott, daß er mich zu seinem Werkzeug erwählt, um Sie von einem Verbrechen zurückzuhalten. Sahla, unglücklicher Mann, was wollten Sie beginnen! Sich selber, Ihr Haus, Ihre Familie wollten Sie schänden. Sie wollten Ihre Seele belasten mit einer Greuelthat! Sie wollten den König von Preußen ermorden!

Das ist nicht wahr, rief Sahla, nein, nein! Wer kann es mir beweisen! Wer kann mich überführen?

Ich kann es! Warum wollten Sie mir vorher das Billet entreißen? Warum erzitterten Sie, als Sie es in meinen Händen sahen? Es war doch an mich gerichtet? Aber Sie meinten, ich solle es erst erhalten,

wenn es zu spät sei, Sie an Ihrem Vorhaben zu verhindern. Ich habe das Billet noch nicht gelesen, aber ich ahne seinen Inhalt, und jetzt in Ihrer Gegenwart, jetzt will ich es lesen!

Nein, nein, Sie sollen es nicht lesen, rief Sahla, auf den Grafen zustürzend, und bemüht ihm das Papier zu entreißen.

Aber dieser, ihn an Größe weit überragend, hielt die Hand, in welcher er das Papier hatte, hoch empor, daß Sahla es nicht erreichen konnte.

Ermorden Sie mich erst, und dann nehmen Sie es, sagte er.

Ach, Sie wissen wohl, daß ich Sie nicht ermorden werde, seufzte Sahla. Sie wissen, daß ich Sie liebe, und kein Haar Ihres Hauptes verletzen möchte. Aber ich bitte Sie um Erbarmen. Geben Sie mir das Billet zurück, lesen Sie es nicht.

Graf Roß schüttelte sein Haupt. Ich muß den Inhalt des Billets kennen, ich muß Sie überführen können, sagte er. Rückwärts gehend, immer Sahla mit den Augen bewachend, näherte er sich der Thür, lehnte sich gegen dieselbe, und sicher jetzt in dem Gefühl, den Rücken gedeckt zu haben, öffnete er das Papier und las.

Oh Gott, mein Gott, murmelte Sahla, Du willst also nicht, daß ich diese That vollbringe. Du hältst den schon erhobenen Rächerarm auf, und statt ihn zu strafen, zerschmetterst Du mich!

Und ganz zerbrochen, und zerknirscht, sank er auf einen Stuhl nieder, und starrte mit vorwurfsvollen Blicken zum Himmel empor.

Graf Roß hatte jetzt gelesen, und mit dem offenen Papier in der Hand schritt er zu Sahla hin.

Unglücklicher, sagte er, da steht es geschrieben, von Ihrer eigenen Hand geschrieben: „Ich bin hingegangen, um das Werk der Rache zu vollführen. Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist die That vielleicht schon gethan, habe ich den König von Preußen ermordet.“ Sehen Sie, das sind die Worte, mit denen Ihr Brief an mich beginnt. Wollen Sie nun noch leugnen?

Nein, ich leugne nicht, rief Sahla, sich gewaltsam emporraffend. Ich wollte den König von Preußen ermorden, ich wollte mein Vaterland, meinen König rächen.

Sie wollten sich erniedrigen zu einem elenden, gemeinen Meuchelmord.

Ich wollte thun, was Brutus auch gethan hat, rief Sahla. Ich wollte mein Vaterland befreien von dem Tyrannen, der es unterjochen wollte.

Hochprahlerische Redensarten, mit denen Sie vergeblich versuchen, Ihr Verbrechen aufzuputzen, und aus einer nicht blos ganz gemeinen, sondern auch ganz unsinnigen That eine edle patriotische Heldenthat zu machen. Es ist aber gemein, als Meuchelmörder zu handeln, es ist unsinnig, daß Sie glaubten, sich Ihr Sachsen zu erretten, wenn Sie den König von Preußen mordeten. Sie konnten den König ermorden, aber Preußen blieb, und der König hatte seinen Nachfolger, und dieser Nachfolger, dieser neue König würde gleich seinem Vater, kraft des Eroberungsrechtes, kraft des historischen Vergeltungsrechtes, Sachsen, das eroberte Sachsen beansprucht, und sich zu Eigen gemacht haben. Ihre That wäre also nicht blos verbrecherisch, sondern auch nutzlos gewesen. Oder glaubten Sie vielleicht, man würde Ihnen gestatten, immer hinter dem König von Preußen, hinter jedem seiner Nachfolger zu stehen, und jeden neuen König zu ermorden, der die Hand nach Ihrem geliebten Sachsen ausstreckte? Ah, ich denke doch, man würde sich gleich nach seiner ersten fluchwürdigen That des blutigen Meuchelmörders ver-

sichert, und ihn auf dem Schaffot sein Verbrechen haben büßen lassen.

Nein, man würde mich nicht auf das Schaffot geführt haben, rief Sahla triumphirend. Für den König waren diese geladenen Pistolen, für mich war dieser Dolch!

Aber jetzt, sagte Graf Roß, ihn mit drohenden Blicken anstarrend, jetzt ist für Sie das Schaffot, und der Meuchelmörder wird es besteigen.

Was wollen Sie damit sagen? fragte Sahla entsetzt.

Ich will damit sagen, daß ich es sein werde, der Sie den Gerichten überliefert, daß ich diesen Brief hier den Gerichten übergeben werde, und daß man Sie, kraft Ihrer eigenen Handschrift, die Sie nicht ableugnen können, einer beabsichtigten Mordthat anklagen, Sie als einen Mörder verurtheilen wird. Sie werden das Schaffot besteigen, und Ihre unglückliche Mutter wird des verbrecherischen Sohnes fluchen, und Ihre Landsleute, und Ihr König werden sich schaudernd abwenden und keine Gemeinschaft haben wollen mit dem Mörder, der ihr Unglück entweihete, und dessen Mitschuldige sie nicht sein wollen. Die ganze Welt wird Sie verlachen um Ihre Narrheit und Thorheit, die sich Größe dünkte, und doch nichts war, als die Eitelkeit eines

Wahnsinnigen, der sich vermaß, Gott habe ihn zu seinem Werkzeug erwählt, und der jetzt inne wird, daß Gott ihn, gleich den Menschen, verwirft!

Ah, ich werde das Schaffot nicht besteigen, meine Mutter wird mir nicht fluchen, rief Sahla, und mit einer raschen Bewegung zog er den Dolch aus seinem Gürtel.

Aber rascher noch als er, stürzte Graf Roß sich auf ihn, entwand seinen zitternden Händen den Dolch, riß die Pistolen aus seinem Gürtel, und stand jetzt drohend mit aufgehobenen, bewaffneten Armen ihm gegenüber.

Oh, meine Mutter, meine arme Mutter, murmelte Sahla in sich zusammenbrechend. Sie wird es erleben müssen, daß ihr Sohn als Verbrecher das Schaffot besteigt. Jetzt kann ich es nicht mehr verhindern.

Sie können es verhindern, sagte Graf Roß, immer noch drohend, mit erhobenem Arm vor ihm stehend.

Wie kann ich es verhindern? fragte Sahla, erstaunt zu ihm aufblickend.

Hören Sie! Wir sind allein, Niemand weiß bis jetzt von Ihrem verbrecherischen Vorhaben, Niemand als Gott, ein Priester, der das Beichtgeheimniß, und ich, der die Gesetze der Freundschaft ehren wird.

Schwören Sie mir also bei dem Andenken an das Grab Ihres Vaters, der ein ehrenwerther Mann war, bei dem Andenken an Ihre Mutter, die eine tugendhafte Frau ist, schwören Sie mir bei Allem was Ihnen auf Erden und im Himmel theuer ist, daß Sie Ihr frevelhaftes Vorhaben aufgeben wollen, daß Sie für ewig und immer davon abstehen wollen, dem König von Preußen nach dem Leben zu trachten, oder sonst irgend einem Menschen mörderisch nachstellen zu wollen, schwören Sie das, und keines Menschen Ohr soll Jemals hören, was hier zwischen uns vorgefallen, keines Menschen Auge soll diese von Ihrer Hand geschriebenen Zeilen lesen, die Sie verurtheilen. Schwören Sie also, Ihre Hand nicht zu einer Mordthat zu erheben, in dieser Stunde noch Wien zu verlassen, und Sie sind frei, und ich selbst werde Ihnen diese Thür öffnen.

Sahla schwieg, und blickte, kämpfend vielleicht und ringend mit seinem eigenen Herzen vor sich nieder.

Weigern Sie den Schwur, rief Graf Roß mit mächtiger Stimme, verharren Sie bei Ihrer verbrecherischen Absicht, so öffne ich das Fenster, rufe Menschen herbei, rufe, daß man Wache und Polizei holen soll, um einen Mörder zu ergreifen, und so

übergebe ich Sie den Gerichten, der Schande, dem Schaffot!

So sprechend trat der Graf zu dem Fenster hin, und da Sahla immer noch schwieg öffnete er es.

Halten Sie ein, rief Sahla aufspringend, rufen Sie Niemand! Ich schwöre!

Was schwören Sie? fragte der Graf, immer noch die Hand an den Fensterriegel gelegt.

Ich schwöre, mein Vorhaben aufzugeben, sagte Sahla düster, ich schwöre, daß ich dem König von Preußen nicht mehr nach dem Leben trachten will, denn Gott hat meinen Arm verworfen, und er will nicht, daß ich meines Vaterlandes Rächer sei!

Schwören Sie auch, daß Sie in dieser Stunde Wien verlassen wollen, um nicht wieder dahin zurückzukehren, so lange der König von Preußen noch hier ist? Schwören Sie das bei Allem, was Ihnen heilig ist?

Ich schwöre es bei Allem, was mir heilig ist, sagte Sahla mit zitternder Stimme.

Graf Roß trat vom Fenster zurück.

Ich glaube Ihrem Schwur, sagte er, denn Sie sind ein Edelmann, und ich habe Sie bis heute immer auch als einen Ehrenmann gekannt. Kommen Sie also! Lassen Sie uns gehen!

Er näherte sich der Thür, zog den Schlüssel wieder aus seinem Busen und schob ihn in das Schloß.

Wohin wollen wir gehen? fragte Sahla verwundert und mißtrauisch.

Zur Post wollen wir gehen, sagte der Graf ruhig. Zur Post, um Extrapost zu bestellen. Ich bleibe bei Ihnen, bis Sie den Wagen bestiegen haben und abgereis't sind.

Aber eine so schnelle Reise, stammelte Sahla, ich bin nicht vorbereitet, ich —

Waren Sie nicht vorbereitet, eine viel größere Reise zu unternehmen? unterbrach ihn Graf Roß. Wollten Sie nicht die Reise in das Jenseits machen? Und haben Sie nicht für diese große Reise Alles geordnet? Was bedarf es also jetzt anderer Vorbereitungen? Ihre Koffer sind gepackt, ich sende sie Ihnen nach! Kommen Sie!

Aber wohin soll ich reisen? fragte Sahla.

Reisen Sie zu Ihrer Mutter, sagte der Graf feierlich. Retten Sie Sich an das Herz Ihrer Mutter, flüchten Sie zu ihr, stürzen Sie vor ihr nieder auf die Kniee, und sagen Sie: „Mutter, erbarme Dich mein! Klammere Dich an mich mit Deiner Liebe, bete für mich, auf daß die böse Versuchung von mir weiche!"

Ja, rief Sahla, ich will zu meiner Mutter. Ich will mich retten an ihr treues, edles Herz! Aber jetzt, fuhr er fort, während Thränen seinen Augen entstürzten, jetzt haben Sie Dank! Ich bringe Ihnen denselben dar aus zerknirschtem, verzweifeltem Herzen! Sie haben mich vor der Schande, vor dem Verbrechen bewahrt. Möge Gott Sie segnen, möge Gott Sie belohnen! Leben Sie wohl! Oh, ewig, ewig wohl!

Er stürzte sich in des Freundes Arme, und ihn mit beiden Armen fest umschließend, lehnte er sein Haupt an des Grafen Brust und weinte laut.

Und jetzt fort, fort von hier, sagte er dann, sich wieder emporrichtend. Mir ist, als würden die Häuser über mir zusammenbrechen, als würde die Luft mein Geheimniß verrathen, und es ausschreien in alle Welt: „er ist ein Mörder! Ein Königsmörder! Wehe über ihn!“ Ich muß fort, oder ich sterbe!

Er faßte heftig des Freundes Arm, und zog ihn fort, aus dem Zimmer hinaus und hinunter auf die Straße. —

Eine halbe Stunde später fuhr von dem kaiserlichen Posthause zu Wien eine Extrapost ab, in welcher Niemand weiter saß, als ein junger Mann mit todesbleichem Angesicht, mit traurigen, schmerzvollen Mienen.

Dieser junge Mann, das war der Calatravaritter von Sahla, der vor den Mordgedanken seiner Seele sich flüchtete.*)

*) Dieser beabsichtigte Mordversuch des Calatravaritters von Sahla auf den König Friedrich Wilhelm III. ist keine müßige Erfindung. Ich habe ihn genau so wiedergegeben, wie der Graf Roß ihn erzählt. Dieser, angstvoll besorgt um das Leben des Königs, und dem Schwur Sahla's nicht trauend, hielt es doch für nöthig, den Staatskanzler von Hardenberg in sein Vertrauen zu ziehen, damit er den König warne und damit vor allen Dingen Sahla überall scharf überwacht und beobachtet werde. Der Staatskanzler dankte sowohl mündlich wie schriftlich dem Grafen Roß, durch dessen kluges und muthiges Einschreiten das Leben des Königs vor der Hand eines Mörders bewahrt worden, und da der Graf Roß mit edlem Unwillen die unter feinem Vorwand angebotene Belohnung von zehntausend Thalern ablehnte, versicherte ihn Hardenberg nochmals schriftlich in gerührten Worten seiner Dankbarkeit und übersandte ihm als Andenken an seine rettende That einen Ring mit einem sehr schönen Solitair. Siehe: Erlebtes aus den Jahren 1813—1830 von Dr. Wilhelm Dorow. Th. II. S. 60 folgd. und: Eylert, Leben des Königs Friedrich Wilhelm III. Th. II. (Der Erstere, Dorow, theilt diese ganze Begebenheit mit den eigenen Worten, und nach der eigenhändig niedergeschriebenen Erzählung des Grafen Roß mit.) — Herr von Sahla selbst fand ein unglückliches und schreckliches Ende. Er ging, als der Krieg mit dem heimgekehrten Kaiser Napoleon begonnen, nach Paris. Die deutschen Schriftsteller und Historiker sagen, er habe die Absicht gehabt, einen abermaligen Mordversuch auf das Leben Napoleons zu machen. Die französischen behaupten,

er sei nach Paris gekommen, um Napoleon's Hülfe für Sachsen anzuflehen und ihn zu unterstützen, indem er ihm die Stellungen und Streitkräfte der Verbündeten verrieth. Gewiß ist, daß er sich mit Knallsilber, das er bei sich trug, furchtbar verwundete und verstümmelte, und mit zerrissenen, zerschmetterten Gliedern in Paris in das große Lazareth gebracht ward, wo er eines qualvollen Todes starb. Die deutschen Autoren sagen, er habe einen Versuch gemacht, Napoleon mit diesem Knallsilber zu tödten und habe dabei durch Unvorsichtigkeit nur sich selber getroffen. Die französischen Autoren behaupten, er habe dies Knallsilber nur zufällig bei sich getragen, sei auf der Straße ausgeglitten und gerade auf dies Knallsilber gefallen, das explodirte und ihn zerschmetterte. Siehe: Bourienne, Mémoires. Vol. VIII. S. 364 folgd. — Der Staatskanzler von Hardenberg, der von dem jammervollen Zustand Sahla's bei seiner Anwesenheit in Paris Kunde erhielt, sandte den Hofrath Dorow zu ihm und sorgte großmüthig für seine Pflege bis zum Tode des Unglücklichen. Siehe: Dorow, Erlebtes. Th. I. S. 161 und Th. II. S. 60.

Sechstes Buch.

Napoleons Rückkehr von Elba.

I.

Die Hiobspost.

Der Monat März des Jahres 1815 hatte schon begonnen, und noch immer war der Congreß zu Wien nicht beendet, noch immer feierte er Tag um Tag seine glänzenden Feste, ergötzte sich an Redouten, Schauspielen, lebenden Bildern, hielt seine Conferenzen, berieth über die Schenkungen, Grenzen der Länder, und vertheilte „Seelen“ und Provinzen hierhin und dorthin an die begehrlichen Fürsten.

Aber noch immer waren die großen Fragen des Congresses nicht zur Entscheidung gelangt.

Preußen hatte freilich den Entschluß gefaßt, mit der Hälfte von Sachsen sich zu begnügen, aber der König von Sachsen, welcher in Preßburg seine traurigen, einsamen Tage durchweinte, der König von Sachsen wei-

gerte sich, diese Acte zu unterschreiben, welche ihn der Hälfte seines Königreichs beraubte.

Der Kaiser von Rußland hatte, immer noch zurückgehalten von dem Widerstreben aller Congreßmächte, sein Vorhaben noch nicht ausgeführt, und sich laut und feierlich zum König des constitutionellen Polens erklärt.

Oesterreich hatte sich immer noch nicht zum Herrn von Venedig machen können, denn England's eifersüchtiges Auge erkannte sehr wohl die Vortheile, welche für Oesterreich aus dem Besitz dieser, das adriatische Meer beherrschenden Handelsstadt erwachsen müßten, und England weigerte sich daher, für Oesterreich in die Besitznahme Venedigs zu willigen.

Auch die deutsche Kaiserfrage schwebte noch immer als dunkle Wolke an dem diplomatischen Himmel des Congresses. Die kleineren deutschen Fürsten und die Mediatisirten begehrten die Wiederherstellung des deutschen Kaisers, weil sie dadurch zugleich die Wiederherstellung der eigenen Rechtsame und Würden, die Wiederherstellung ihrer Reichsunmittelbarkeit, ihrer Standesherrlichkeit, Reichsgrafenschaft und Souverainetät erwarteten; aber die großen deutschen Fürsten konnten sich nicht einigen über die Frage, wem von ihnen die deutsche Kaiserwürde zufallen solle. Freilich hatte Oesterreich

ein historisches Recht auf dieselbe, und dies um so mehr, da Kaiser Franz von allen deutschen Fürsten als deutscher Kaiser anerkannt gewesen, und nur freiwillig dieser Würde entsagt hatte. Aber weder Preußen noch Baiern und Würtemberg waren geneigt, Oesterreich die Oberherrschaft, wenn auch nur die nominale, über sie zuzugestehen und sich unter den Scepter des deutschen Kaisers zu beugen.

Aber alle diese Wolken, welche noch immer an dem politischen Horizont des Wiener Congresses aufgethürmt standen, sie unterbrachen doch nicht die Feste und Vergnügungen, denen man nach wie vor mit ungeschwächter Freudigkeit, mit immer regem Frohsinn sich hingab.

Auch war ein neuer Anstoß zu erhöhetem Eifer, neue Feste zu ersinnen, dem Congreß und der hohen Gesellschaft von Wien gegeben worden. Eine neue Persönlichkeit war als glänzender Stern an dem Congreßhimmel aufgegangen. Der Herzog Wellington war als Ersatz für den heimberufenen Lord Castlereagh nach Wien gekommen, um England bei dem Congreß als Gesandter zu vertreten. Man mußte also die Anwesenheit dieses berühmten Feldherrn durch glänzende Feste feiern, um vor ihm und vor ganz Europa Zeugniß abzulegen, wie sehr man den Herzog ehre und be-

wundere, wie freudig man bereit sei, ihn zu feiern und ihm zu huldigen.

Feste also, immer neue Feste bei Hof, bei den Diplomaten und der hohen Aristokratie! Der Strudel der Vergnügungen rauschte und brauste immer fort, Jedermann fühlte sich davon fortgerissen, berauscht, und sann immer auf neue Feste, um ja nicht aus dieser Berauschung zu erwachen, und zum nüchternen Nachdenken zu gelangen.

Gestern hatte der Kaiserhof eine sogenannte Prachtfahrt veranstaltet, das heißt, das glückliche, neugierige Wien hatte die Freude gehabt, sämmtliche in Wien anwesende Monarchen und Fürsten in glänzenden Carossen, die Damen in prachtvoller Toilette, die Herren in den reichsten Uniformen, geschmückt mit allen ihren Orden spazieren fahren zu sehen.

Heute, am siebenten März, sollte bei der Kaiserin Ludovica wieder eine von ihrer „Truppe der Troubadours“ veranstaltete theatralische Aufführung stattfinden. Man wollte zuerst eine Oper „der Barbier von Sevilla“ aufführen, und dieser sollte das reizende Vaudeville: „der unterbrochene Tanz“ folgen. In diesem letztern Stück wollte eine neue junge Schauspielerin der aristokratischen Truppe ihr erstes Debüt feiern, wollte

die Frau von Périgord, die Nichte Talleyrands zum ersten Male die Bretter des kaiserlichen Liebhaber-Theaters betreten. Jedermann war gespannt auf dies Ereigniß, und schon am Tage zuvor sprach man im Abendcirkel der Kaiserin Ludovica mit der lebhaftesten Theilnahme nur von der morgenden Theater-Vorstellung und dem seltenen Talent der jungen Debütantin, der Frau von Périgord.

Dieser Abendcirkel der Kaiserin hatte bis spät in die Nacht gedauert, und nach demselben hatte der Fürst Metternich, damit die Geschäfte nicht ganz und gar von dem Vergnügen verdrängt würden, in seinem Hôtel mit den Diplomaten Frankreichs, Preußens und Englands eine Conferenz gehalten.

Erst beim Beginn des Tages war dieselbe beendet gewesen, und Fürst Metternich hatte sich in sein Schlafzimmer begeben, dem Kammerdiener den Befehl ertheilend, ihn nicht zu wecken, wenn auch am frühen Morgen vielleicht schon Couriere mit Depeschen eintreffen sollten.

Die Häupter aller Cabinette waren ja in Wien versammelt, es konnten also von keinem Lande her so wichtige Depeschen kommen, daß man um derentwillen

nöthig gehabt hätte, sich in dem so wichtigen Schlaf zu unterbrechen.

Fürst Metternich schlief also, und nach so vielen Anstrengungen, Zerstreuungen, Freuden und Geschäften des vergangenen Tages war sein Schlaf ein tiefer, erquicklicher und genußvoller.

Auf einmal ward er aus seinen süßen Träumen durch die Stimme seines Kammerdieners geweckt, der vor dem Bett des Fürsten stand, und mit ehrfurchtsvoller, flehender Stimme um Gehör bat.

Was giebt es? rief der Fürst, erschrocken emporfahrend. Was ist geschehen?

Durchlaucht, nichts ist geschehen, sagte der Kammerdiener, aber es ist so eben ein Courier eingetroffen mit Depeschen für Ew. Durchlaucht.

Ein Courier, rief Metternich unwillig. Aber habe ich Ihnen nicht gesagt, daß man mich wegen eines Couriers nicht wecken soll?

Zu Befehl, Durchlaucht, aber diese Depesche trägt auf dem Umschlag die Bezeichnung „sehr dringlich," und deshalb glaubte ich —

Woher kommt die Depesche? unterbrach ihn der Fürst. Geben Sie her, und lassen Sie mich sehen.

Der Kammerdiener reichte dem Fürsten die De-

pesche dar, und beeilte sich dann, das auf dem Tisch neben dem Bett stehende Nachtlicht zu nehmen, um seinem Gebieter beim Lesen zu leuchten.

Aber Fürst Metternich las nur die Adresse der Depesche. Ah, vom kaiserlich-königlichen General-Consulat in Genua, sagte er geringschätzend, indem er die Depesche auf den Nachttisch warf. Es wäre nicht nöthig gewesen mich um deretwillen im Schlaf zu stören. Es wird Zeit sein, sie später zu lesen. Gehen Sie, und stören Sie mich nicht mehr um solcher Bagatelle willen! Was ist die Uhr?

Durchlaucht, es ist sechs Uhr!

Gut, dann wird es mir vergönnt sein noch drei Stunden zu schlafen. Wecken Sie mich um neun Uhr, dann will ich diese Depesche lesen.

Der Kammerdiener schlüpfte leise auf den Zehen hinaus, und Fürst Metternich senkte sein Haupt wieder in die Kissen um weiter zu schlafen. Wieder war Alles still in dem Schlafzimmer des Fürsten. Nur das Nachtlicht knisterte zuweilen und warf aufflackernd einen hellern Schein auf das große weiße Briefcouvert mit dem feierlichen Amtssiegel, das da auf dem Nachttisch in gemüthlicher Ruhe lag und sich gleich dem Fürsten erholte von den Strapazen des verflossenen Tages.

Aber Fürst Metternich, einmal in seinem Schlafe gestört, konnte seine Ruhe nicht wiederfinden. Vergebens schloß er die Augen, sie öffneten sich immer wieder und fielen wie von einem Zauber bestrickt immer wieder auf die unglückselige Depesche vom General-Consulat in Genua hin.

Wie thöricht, mich um solche Kaufmannsdepesche zu wecken, murmelte der Fürst, sein Haupt nach der andern Seite wendend, um das unleidliche Couvert nicht mehr zu sehen.

Nun fielen seine Augen wieder müde zu, seine Gedanken begannen sich zu verwirren und sich in Träumen aufzulösen. Aber seltsame, wunderliche Träume, in denen immer die Depesche eine Hauptrolle spielte! Bald schien es dem Fürsten, als erhebe sie sich von dem Tisch und lege sich wie eine kalte Marmorhand auf seine Stirn. Bald verwandelte sie sich in eine große Riesengestalt, die ihn anschauete mit zürnendem Geisterangesicht und drohend die Hand gegen ihn erhob. Dann wieder träumte er, daß die Buchstaben, welche auf der Adresse standen, sich plötzlich ablöseten und sich in kleine Soldaten verwandelten, die mit wunderbaren Grimassen um das Nachtlicht einen Rundtanz hielten und sich dann zappelnd und ermüdet wieder auf das

Papier hinstreckten, um wieder als Buchstaben da fest zu kleben.

Fürst Metternich schlief wohl wieder und träumte, aber es war ein unruhiger Schlaf; die Depesche, die unglückselige Depesche hatte seine Ruhe gestört, und machte seine Träume wüst und unerquicklich.

Ach, sagte er nach anderthalb Stunden des Kämpfens zwischen Wachen und Schlafen, ach, ich werde diese abscheuliche Depesche am Ende nur lesen müssen, um endlich Ruhe vor ihr zu haben.

Er setzte sich im Bett aufrecht, schob das Licht näher zu sich heran und nahm das Papier von dem Tisch empor.

Eben schlug die Pendüle die achte Stunde. Zwei Stunden hatte die Depesche auf dem Nachttisch des Fürsten sich ausgeruht.

Mit vollkommener Gelassenheit erbrach der Fürst das Siegel, schlug das Papier auseinander und schickte sich an zu lesen.

Aber kaum hatte er die ersten Zeilen gelesen, als der Fürst, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammenzuckte und einen Schrei des Entsetzens ausstieß.

Noch einmal heftete er die Augen auf das Papier, noch einmal las er die sechs Zeilen, die es enthielt.

Dann griff er nach der silbernen Handklingel, die auf dem Nachttisch stand, und schellte so heftig und unaufhörlich, daß der Kammerdiener ganz entsetzt hereinstürzte.

Anspannen, man soll sogleich anspannen, rief der Fürst, eilen Sie Sich! In zehn Minuten muß der Wagen bereit sein.

Der Kammerdiener stürzte hinaus, und als er nach einigen Secunden wieder in das Schlafzimmer eintrat, hatte der Fürst schon das Bett verlassen, und war eifrig damit beschäftigt, seine Toilette zu machen.

Genau nach zehn Minuten war die Equipage des Fürsten vorgefahren, und Metternich, sorgsam und elegant wie immer gekleidet, begab sich hinunter an den Wagen.

Es ist jetzt ein Viertel nach acht Uhr, sagte er zu dem neben dem Schlag stehenden Kammerdiener. Um halb zehn Uhr werde ich wieder hier sein. Eilen Sie also zu dem Staatskanzler von Hardenberg, dem Herzog von Wellington, dem Fürsten Talleyrand und dem Grafen von Nesselrode, sagen Sie den Herren, ich ließe sie dringend ersuchen, die Güte zu haben, um zehn Uhr zu einer sehr wichtigen Conferenz zu mir zu kommen, und mit unvorhergesehenen Ereignissen meine plötzliche Einladung zu entschuldigen.

Dann stieg er in den Wagen, und sich in die Polster lehnend befahl er dem Lakayen, der die Wagenthür schloß: In die Kaiserburg! So rasch die Pferde jagen können!

Die Pferde brausten von dannen und bald war das Ziel erreicht, der Wagen hielt in dem Hof der Burg, Fürst Metternich eilte die breiten Stiegen hinauf und begab sich in den vom Kaiser bewohnten Flügel des Schlosses.

Mit raschem Schritt durchwandelte er die Corridore und Säle. Niemand wagte es, ihn aufzuhalten, denn Jedermann wußte, daß der Fürst zu jeder Stunde freien Zutritt zu dem Kaiser hatte, und daß er sogar unangemeldet in das Kabinet des Kaisers eintreten dürfe.

Schläft Se. Majestät noch? fragte der Fürst den Kammerhusaren, den er im Vorzimmer des kaiserlichen Schlafgemaches traf.

Nein, Durchlaucht, aber Se. Majestät sind noch im Schlafrock, und sind beim Dejeuner.

Melden Sie mich Sr. Majestät, sagen Sie, ich käme in wichtigen Geschäften. —

Zwei Minuten später trat der Fürst in das Wohnzimmer des Kaisers, der ihn, auf dem Divan sitzend,

und seine Chocolade schlürfend, mit ziemlich verdrieß-lichem Gesicht empfing.

Nun, Herr Fürst, sagte er, was ist denn passirt, daß Sie halt mir nit einmal mehr meine Frühstücks-stund' ungestört lassen können? Hat's gestern Abend wieder Zank in der Conferenz gegeben? Giebt's wieder Streit mit Kaiser Alexander, daß Sie gar so bedenklich drein schauen?

Nein, Majestät, sagte Metternich, es giebt jetzt viel ernstere Dinge, als die Conferenzen. Ich habe so eben eine Depesche aus Genua erhalten. Hier ist sie, wenn Eure Majestät die Gnade haben wollen, sie zu lesen!

Nein, sagte der Kaiser, lesen Sie mir die Depesche immerhin vor, und lassen's mich dabei mein Chocolad' austrinken.

Er setzte die Tasse mit der dampfenden Chocolade an die Lippen, und während er sie behaglich hinunter schlürfte, entfaltete der Fürst das Papier.

Kaiserlich königliches General-Consulat in Genua, las der Fürst jetzt. „Ew. Durchlaucht haben wir zu melden, daß so eben ein englisches Schiff in den Hafen von Genua eingelaufen ist, mit Sir Colin Campbell an Bord. Derselbe kam sofort auf das k. k. General-

Consulat, um zu melden, daß der Kaiser Napoleon von der Insel Elba verschwunden sei."

Ah, rief der Kaiser, mit einem heftigen Ruck die noch nicht geleerte Tasse wieder hinsetzend, und den Fürsten mit großen Augen anstarrend. Der Bonaparte ist von der Insel Elba verschwunden?

Fürst Metternich verbeugte sich und las weiter: „Sir Colin Campbell fragte an, ob Napoleon sich vielleicht in Genua habe blicken lassen? Er habe sich mit seiner Kriegsmannschaft auf sechs Schiffen in Elba eingeschifft, und sei nordwärts steuernd von dem englischen Schiff gesehen worden. Als das General-Consulat erklärte, nichts von Napoleon zu wissen, nichts gehört zu haben, entfernte sich Sir Colin Campbell, und die englische Fregatte ging sofort wieder in See."

Geben Sie her, ich muß das selbst lesen, rief der Kaiser, und heftig die dargereichte Depesche ergreifend las er sie langsam, jedes Wort genau betrachtend. Immer ernster und fester ward sein Angesicht, immer mehr schwand der Ausdruck gleichgültiger Gelassenheit aus seinen Zügen, die einen gespannten, energischen Ausdruck annahmen, und als er dann sprach, war seine Stimme fest und entschieden, und nichts von dem Wienerischen Jargon, dessen sich der Kaiser im gewöhnlichen

Leben so gern bediente, mischte sich, da es sich um so ernste Dinge handelte, mehr in seine Rede.

Es scheint, Napoleon beabsichtigt jetzt noch ein wenig den Abenteurer zu spielen, sagte der Kaiser ernst. Nun, das ist seine Sache, und er mag zusehen, wie weit er damit kommt. Unsere Sache ist es, die Ruhe, welche Napoleon jahrelang gestört hat, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen, und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee sofort den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden.*) Und Sie, Metternich, Sie sind auch einverstanden?

Ich wiederhole nur die edlen Worte Ew. Majestät; Napoleon hat Jahre lang den Frieden Europa's gestört, und es ist unsere Sache, diesen Frieden endlich der Welt zu sichern. Es ist möglich, daß Napoleon noch einige Tage des Sieges feiert, aber Oesterreich, Rußland und Preußen vereint, werden ihn doch überwinden, und dann wird seine Rolle für immer ausge-

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Varnhagen v. Ense. Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Th. III. S. 335.

spielt sein, denn jetzt wird man ihm auch nicht den Schatten seiner vergangenen Größe mehr erhalten können, jetzt ist er wirklich ein todter Mann.

Aber es wird wieder viel Blut und Geld kosten, ehe wir ihn wieder besiegt haben, sagte der Kaiser gedankenvoll. Doch Eins erfüllt mich bei der Sache fast mit Freude: der Congreß wird nun wohl zu Ende gehen und die unaufhörlichen Feste und Vergnügungen, die Einem Tag und Nacht keine Ruhe lassen, werden nun wohl ausgetobt haben. Es ist nichts Gescheidtes herausgekommen bei dem Congreß, hat uns aber beinah eben so viel Geld gekostet, als wenn wir eine Armee auf dem Kriegsfuß halten mußten. Jetzt lassen wir die Armee marschiren, und der Frieden, an dem der Congreß fünf Monate vergeblich arbeitet, den werden wir nun weit leichter auf dem Schlachtfeld zu Stande bringen. Gehen Sie also! Fragen Sie die Monarchen von Rußland und Preußen, ob sie meiner Meinung sind, ob Sie ihre Armeen, die auch schon auf dem Heimweg waren, wieder umkehren lassen wollen nach Frankreich.

Majestät, ich gehe, und ich bin überzeugt, daß die Monarchen es wollen, sagte Metternich. Alles kommt darauf an, daß wir rasch und thatkräftig gewaffnet

dastehen und nicht zaudern und überlegen, bis dem Kaiser Napoleon vielleicht irgend ein Coup de main gelingt.

Gehen Sie also, rief der Kaiser. Aber hören's! Noch Eins! Weiß meine Tochter, die Marie Louise, schon Etwas von der Geschicht'?

Nein, Majestät, es müßte denn sein, daß sie auf geheimen Wegen Nachricht erhalten hätte.

Das glaub' ich halt nit, denn sie wird gut bewacht. Aber erfahren muß sie's. Wer soll's ihr auf eine kluge und vorsichtige Weise sagen?

Wenn Ew. Majestät erlauben, werde ich dem General Grafen Neipperg den Auftrag ertheilen.

Thun Sie's. Aber der Neipperg soll sein' Sach' so machen, daß die Marie Louise keine Hoffnungen schöpft, und nicht etwa meint, ich könnt mich nochmals entschließen, den Bonaparte als meinen Schwiegersohn anzuerkennen.

Majestät, sagte Metternich mit einem feinen Lächeln, Graf Neipperg würde gewiß der Letzte sein, welcher der Frau Erzherzogin solche thörigte Hoffnungen einzuflößen wagte. Ich werde ihm außerdem noch meine besondere Instructionen ertheilen.

Thun's das, rief der Kaiser, und jetzt eilen Sie zu den beiden Monarchen!

Der Fürst verabschiedete sich und eilte von dannen.

Es war kaum neun Uhr, als Fürst Metternich schon wieder in sein Hôtel zurückkehrte. Er hatte dem Kaiser Alexander und dem König Friedrich Wilhelm die unheilsvolle Depesche mitgetheilt, und beide Monarchen hatten, ganz im Einvernehmen mit Kaiser Franz, erklärt, daß der Krieg auf's Neue beginnen, daß man nicht eher ruhen müsse, als bis man nun Napoleon für immer besiegt und unwirksam gemacht habe.

Neun Uhr, sagte Metternich, als er in sein Cabinet eintrat und nach der großen Pendüle über dem Kamin hinblickte. Ich habe also, bis zum Beginn der Conferenzen noch eine Stunde Zeit. Diese Stunde werde ich benutzen, um Neipperg rufen zu lassen, und ihn zu instruiren, und um mit dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg mich zu besprechen.

Er klingelte und befahl dem eintretenden Kammerdiener, sofort zwei Boten, den einen an den Grafen Neipperg, und den andern an den Fürsten Schwarzenberg zu senden und sie zu einer sofortigen Conferenz einzuladen.

Sie waren auch bei den anderen Herren, welche ich hierher einladen ließ? fragte der Fürst.

Zu Befehl Durchlaucht. Sie werden Alle kommen, bis auf den Herrn Fürsten Talleyrand. Sein Kammerdiener sagte mir, der Fürst sei erst gegen Morgen zu Bette gegangen und habe Befehl ertheilt, ihn nicht zu wecken. Wenn eine Conferenz angesagt würde, so solle bestellt werden: der Herr Fürst ließe sich entschuldigen, er könne wegen Unwohlseins heute nicht an der Conferenz Theil nehmen.

Senden Sie erst Ihre Boten ab und dann kommen Sie wieder, sagte Metternich, ich habe Ihnen noch einen Auftrag zu ertheilen.

Oh, der Herr Fürst von Benevent ist unwohl und kann heute nicht an der Conferenz Theil nehmen, sagte Metternich, als er allein war. Nun, ich werde sein Arzt sein und ihm ein Recept verschreiben, das ihn sofort gesund und conferenzfähig machen wird.

Er trat zu seinem Schreibtisch, warf hastig einige Zeilen auf das Papier, siegelte und adressirte sie und reichte sie dem eintretenden Kammerdiener dar.

Dieses Billet sofort an den Fürsten von Benevent, befahl er. Tragen Sie es selbst hin und lassen Sie sich nicht abweisen. Sagen Sie dem Kammerdiener, der Fürst müsse das Billet nothwendigerweise lesen und Sie dürften nicht ohne Bescheid heimkeh-

ren. Nehmen Sie einen Fiacre, um rascher fortzukommen.

Talleyrand hatte sein Lager noch nicht verlassen, obwohl die Pendule schon die neunte Stunde geschlagen hatte. Er fühlte sich wirklich leidend und abgespannt, und hatte daher auch im Bett sein Dejeuner eingenommen.

Die Gräfin Edmonde von Perigord, die junge Gemahlin seines Neffen, welche zugleich in Wien im Hotel des Fürsten als Dame des Hauses die Honneurs machte, hatte mit eigenen schönen Händen ihrem Oheim die Chocolade eingeschenkt und präsentirt, und hatte dann, während Talleyrand frühstückte auf dem Fauteuil neben dem Bett Platz genommen, um mit ihrem heitern und geistvollen Geplauder dem Dejeuner seine wahre Würze und Poesie zu geben.

Sie hatte dem Fürsten alle die kleinen Begebenheiten, welche sich auf der gestrigen Generalprobe des Vaudeville's ereignet hatten, mitgetheilt, und Talleyrand hatte herzlich mit ihr gelacht über die kleinen Zwistigkeiten und ehrgeizigen Zänkereien, welche die Truppe der kaiserlichen Troubadours ebenso gut beunruhigten als die Truppen gewöhnlicher engagirter Schauspieler.

Lieber Oheim und Fürst, sagte die Gräfin jetzt,

indem ihr schönes lachendes Gesicht auf einmal einen ernsten Ausdruck annahm, nun habe ich noch eine schwere und ernste Frage an Sie zu richten. Wollen Sie mir gnädigst versprechen, dieselbe der Wahrheit gemäß, und nach bestem Gewissen zu beantworten?

Bezieht sich diese Frage auf Ihr heutiges Theaterspiel in der kaiserlichen Soirée, meine schöne Nichte?

Ja, mein Oheim!

Dann verspreche ich Ihnen Ihre Frage nach bestem Gewissen, und der Wahrheit gemäß zu beantworten!

Nun denn, mein Oheim: Sie wissen, ich werde heute in dem Beaudeville: „der unterbrochene Ball“ als neu engagirtes Mitglied der kaiserlichen Truppe der Troubadours mein erstes Debüt haben. Sie waren gestern so gütig der Generalprobe beizuwohnen. Sie haben mich also spielen sehen. Nun sagen Sie mir, lieber gütiger Fürst, ist es Ihre Ansicht, daß ich mit meinem Spiel Ehre einlegen kann? Wird man mich nicht verspotten, wird man nicht sagen, daß ich eine Rolle übernommen, die zu spielen ich nicht fähig sei? Oh, ich bitte, lassen Sie Sich nicht von Ihrer gütigen Nachsicht für mich zu einer wohlmeinenden Antwort hinreißen, sondern überlegen Sie erst und antworten

Sie dann als strenger, unparteiischer Richter. Denn noch ist es Zeit, ein Wort, ein Kopfschütteln von Ihnen, und ich trete zurück, ich setze mich nicht der Gefahr aus, heute Abend Fiasco zu machen, sondern ich bleibe daheim, lasse mich krank melden, und entsage ein für alle Mal dem ehrgeizigen Wunsch, noch andere Triumphe zu feiern, als diejenigen, welche mir dadurch zu Theil werden, daß ich mich die Nichte des edlen, weltberühmten und gefeierten Fürsten von Benevent nennen darf. Entscheiden Sie also jetzt, theuerster Fürst! Sagen Sie, habe ich Talent? Darf ich es wagen, heute Abend in dem Beaudeville als Schauspielerin zu debütiren? Werden Sie nicht nöthig haben, Sich meiner zu schämen?

Sie blickte den Fürsten mit so erregtem, angstzuckenden Gesicht an, als handle es | sich hier in der That um die Entscheidung einer gewichtigen Lebensfrage.

Talleyrand sah es und lächelte. Ah, wie glücklich Sie doch sind, Edmonde, sagte er seufzend, Ihr Himmel ist so hell und klar, daß selbst der kleinste Nebelhauch von Ihnen bemerkt werden kann! Mein Gott, ich habe in so vielen und schweren Gewittern gestanden, daß ich die Zahl der aufgethürmten Wolken gar nicht zu er-

messen vermochte! Ich glaube aber, das erste Ministerportefeuille, das ich erwartete, hat mein Herz nicht halb so sehr beunruhigt, wie Sie Ihre erste theatralische Vorstellung.

Sie beantworten meine Frage nicht, rief die Gräfin händeringend. Das heißt also, Sie verurtheilen mich? Ich soll heute Abend nicht spielen?

Nein, Theuerste, Sie sollen spielen! Sie sollen Ihrem Oheim die stolze Freude gönnen, dem Triumph einer Debütantin beizuwohnen, welche die reizendste, bezauberndste Schauspielerin ist, die ich je gesehen, und das will viel sagen, denn ich glaube, ich habe alle Schauspielerinnen gesehen, welche in den letzten zwanzig Jahren auf den Bühnen Europa's geglänzt haben.

Sie meinen also, rief die Gräfin, wie ein glückliches Kind ihre kleinen weißen Hände aneinander schlagend, Sie meinen, daß ich Talent habe? Daß ich heute Abend spielen soll?

Ja, meine theure Edmonde, Sie sollen spielen, und Sie sollen den Herren und Damen des Congresses beweisen, daß Frankreich überall die erste Rolle spielt, sowohl im Leben als auf der Bühne, und daß —

Die Thür des Vorzimmers ward hastig geöffnet, und der eintretende Kammerdiener brachte auf einem

goldenen Teller ein versiegeltes Billet, das er dem Fürsten präsentirte.

Von Sr. Durchlaucht, dem Fürsten Metternich, sagte der Kammerdiener. Der Bote ist beauftragt auf Antwort zu warten.

Ah, er wird mich auffordern, eine andere Stunde zu einer Conferenz zu bestimmen, sagte Talleyrand gleichgültig, indem er das Billet nahm und es der Gräfin darreichte. Lesen Sie doch, meine Theure, und sagen Sie mir den Inhalt; meine Augen sind so müde, daß sie noch ein wenig der Erholung bedürfen.

Die Gräfin nahm das Billet und erbrach es lächelnd. Auf einmal stieß sie einen lauten, durchdringenden Schrei aus, und ließ wie zerschmettert die Hand, welche das Billet hielt, niedersinken.

Was giebt es, was erschreckt Sie auf einmal so sehr? fragte Talleyrand erstaunt, und als er sah, wie der Gräfin entsetztes Auge nach dem Diener hinüberflog, sagte er: Hippolite, gehen Sie hinaus. Warten Sie im Vorzimmer, bis ich klingeln werde.

Und jetzt, rief Talleyrand, als der Kammerdiener sich entfernt hatte, jetzt sagen Sie mir, was für eine schreckensvolle Nachricht enthält denn dieser Brief?

Oh, mein Oncle, rief die Gräfin mit kläglicher

Stimme, Fürst Metternich schreibt Ihnen, daß Bonaparte die Insel Elba verlassen hat, ohne daß Jemand weiß, wohin er gegangen ist. Was soll nun heute Abend aus meinem Debüt werden?

Talleyrand nahm das Billet, das die Gräfin in ihrer kleinen Hand zerknittert hatte, und las es aufmerksam, aber mit vollkommener Gelassenheit.

Muß dieser Bonaparte auch gerade jetzt von Elba fortlaufen, klagte die Gräfin, und gerade heute muß die Nachricht hierher kommen, und mich an meinem Debüt verhindern, denn natürlich wird heute Abend keine Theater-Vorstellung bei Hofe stattfinden.

Im Gegentheil, sagte Talleyrand, die Theater-Vorstellung bei Hofe wird stattfinden, und Sie, meine theure Nichte, werden heute Abend Ihr Debüt feiern. Warum sollten wir um solcher Kleinigkeit willen uns auch in unsern Vergnügungen stören lassen? *) Aber jetzt haben Sie die Gnade mich zu verlassen, denn ich muß sogleich aufstehen, und zur Conferenz beim Fürsten Metternich fahren! —

Es schlug eben zehn Uhr, als der Fürst von Be-

---

*) Talleyrand's eigene Worte. Siehe: Comte de la Garde. Vol. IV. S. 122.

nevent in dem Hôtel Metternich anlangte, und den Salon betrat, in welchem er die Diplomaten schon versammelt fand.

Fürst Metternich selber nur war noch nicht anwesend, er hatte sich noch für einige Minuten wegen einer wichtigen Conferenz mit dem Fürsten Schwarzenberg entschuldigen lassen.

Niemand von den Diplomaten, außer Talleyrand, wußte die Veranlassung dieser unerwarteten Conferenz, zu welcher Fürst Metternich sie entboten hatte, und leise flüsternd theilten sie einander ihre Vermuthungen mit, als die Thür sich hastig öffnete, und Metternich ruhigen, lächelnden und heiteren Angesichtes, wie immer, eintrat.

Eine wichtige Nachricht, meine Herren, sagte er, eine Depesche, welche das kaiserliche General-Consulat aus Genua uns gesandt hat.

Und er reichte mit einer leichten Verbeugung dem Staatskanzler von Hardenberg seine Depesche dar. Dieser las sie, und gab sie dann ohne ein Wort zu sagen, an seinen Nachbar, und Alle lasen sie schweigend, mit echt diplomatischer Ruhe diese inhaltsvollen Zeilen, welche die Depesche enthielt.

Talleyrand war der Letzte, welcher das Papier

empfing. Er las dessen Inhalt und blickte dann mit ruhiger Gelassenheit auf Metternich hin.

Wissen Sie, wohin Napoleon sich wenden wird? fragte er.

Der Rapport sagt nichts davon, erwiederte Metternich.

Er wird sich nach Italien wenden, sagte Talleyrand ruhig, er wird an irgend einer Stelle Italiens an's Land steigen, und sich in die Schweiz werfen.

Nein, rief Metternich, nein, er wird gerade nach Paris gehen! *)

Nun, dann hoffe ich, daß wir ihm da begegnen werden, rief Hardenberg lebhaft. Ich dächte, die Verbündeten hätten wohl ein Recht, Bonaparte die Honneurs von Paris zu machen, und wenn er wieder dorthin kommt, werden auch wir uns beeilen müssen nach Paris zu gehen.

Das ist auch die Ansicht der Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen, sagte Metternich. Es fragt sich nur, ob der edle Herzog von Wellington im Namen Englands dieser Ansicht beipflichten wird?

---

*) Varnhagen v. Ense: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. III. S. 235.

Ich pflichte ihr bei, sagte der Herzog feierlich, ich habe von meinem Regenten genügende Vollmacht in seinem Namen zu entscheiden. Im Namen Englands erkläre ich also, daß England Theil nehmen wird an dem erneuerten Kriege gegen Napoleon, und nicht dulden wird, daß er auf's Neue die Welt beunruhige.

Die Monarchen haben mich bevollmächtigt, ihren Ministern anzuzeigen, daß sie den Krieg beschlossen haben, sagte Metternich. Es ist also jetzt nur noch nöthig, über die Maßregeln der Ausführung zu verhandeln. Einig im Hauptprincip werden wir uns bald verständigen, und wohin Napoleon sich auch wenden möge, überall wird er die europäischen Mächte bereit finden, mit den Waffen in der Hand ihn zurückzudrängen.

II.

Marie Louise.

Auf dem innern Schloßhof von Schönbrunn stand die Equipage bereit, und erwartete die Kaiserin, welche heute nach Wien fahren wollte, um dort in der kaiserlichen Familie den ganzen Tag zuzubringen. Heute zum ersten Mal wollte sie, den dringenden Bitten des Grafen Neipperg nachgebend, auch an einem der kaiserlichen Feste Theil nehmen, und der Theater-Vorstellung in den Gemächern der Kaiserin Ludovica beiwohnen. Auch ihr Sohn, der kleine Prinz Napoleon sollte bei diesem Fest erscheinen, und in feierlicher Repräsentation zum ersten Mal öffentlich als Mitglied der kaiserlichen Familie vorgestellt werden.

Marie Louise hatte so eben ihre Toilette beendet, und ließ sich von der Gräfin Montesquiou den Shawls über die Schultern werfen. Dabei traf ihr Blick ganz

von ungefähr das Antlitz der Gräfin, und der trübe, schwermuthvolle Ausdruck desselben überraschte Marie Louise.

Sie sehen traurig aus, Gräfin? fragte sie theilnahmsvoll. Fehlt Ihnen etwas? Haben Sie Kummer?

Nein, Majestät, sagte die Gräfin, ich habe nur den Kummer, den ich alle Tage empfinde. Nur ist er etwas geschärfter, denn ich sehe meine Kaiserin bereit, als Erzherzogin wieder an den Hof zu gehen, und ihre Vergangenheit zu verleugnen.

Es ist wahr, seufzte Marie Louise, es ist ein schwerer Schritt, und er hat mich viel Ueberwindung gekostet. Aber mein Vater wünscht, ich möchte den Souverainen, in deren Händen die Entscheidung meines Schicksals liegt, beweisen, daß ich nicht mehr trauere über die Vergangenheit, und daß meine Wünsche sich nicht mehr rückwärts wenden, sondern nur noch auf das Herzogthum Parma gerichtet sind. Ich habe also mein widerstrebendes Herz überwunden, ich habe mein Haupt gebeugt, und ich gehe zu diesem Fest, um mir mit diesem Opfer meine Freiheit zu erkaufen. Denn einmal erst zur Herzogin von Parma ernannt, werde ich das Recht haben, dort zu residiren, werden die Pforten meines Gefängnisses von Schönbrunn sich vor

mir aufthun, und die Welt, das Leben, die Gedanken, der Wille wird wieder mein Eigen sein. Oh, sagen Sie nicht, daß ich aus eitler Zerstreuungssucht mich heute zu diesem Feste begebe, ich kenne alle die Demüthigungen, welche mir heute bevorstehen, ich weiß, daß meine erhabene Stiefmutter, die Kaiserin Ludovica sich nicht bemühen wird, die Dornen aus dem Rosenkranz zu ziehen, den man mich heute zwingt in mein Haar zu flechten. Aber ich werde meine Schmerzen unter einem Lächeln verbergen, meine Thränen in mich hinein weinen, und es über mich gewinnen, heiter zu erscheinen. Ich werde mir immer wiederholen: nimm das Joch auf Dich, damit Du frei werdest. Beuge Dein Haupt, damit man wenigstens eine Herzogskrone darauf befestige.

Und weshalb, Majestät, geht der König von Rom mit zu dem Fest? fragte die Gräfin.

Ich bitte Sie, liebe Gräfin, rief Marie Louise, einen ängstlichen Blick umher werfend, ich bitte Sie, wollen Sie meinen Sohn nicht mehr mit einem Titel nennen, den er für immer verloren hat. Wir müssen es vermeiden, hier Aergerniß zu erregen, und ich weiß, daß es meinem Vater sehr unangenehm ist, daß man noch so oft meinem Sohn einen Titel giebt, der ihm

nicht gebührt. Aber es ist die höchste Zeit, unsere Fahrt anzutreten. Holen Sie gefälligst meinen Sohn, und —

Sr. Excellenz der General Graf Neipperg, meldete der eintretende Lakay, und ehe Marie Louise noch Zeit fand, zu einer Erwiederung, erschien der Graf auf der Schwelle der offenen Thür.

Ah, Sie kommen ohne Zweifel, um sich zu überzeugen, daß ich Wort halte, rief Marie Louise, daß ich wirklich mein Gefängniß verlasse, und nach Wien gehe?

Nein, Majestät, sagte der Graf mit feierlichem Ernst, nein, ich komme, Ew. Majestät um eine Audienz zu bitten.

Eine Audienz? fragte Marie Louise erschrocken. Das heißt, Sie haben mir etwas Wichtiges zu sagen? Es ist irgend Etwas vorgefallen?

Ich bitte Ew. Majestät um eine geheime Audienz, sagte der Graf, sich tief verneigend.

Marie Louise, ganz verwirrt und beklommen, blickte die Gräfin an, und winkte dann nach der Thür hin.

Gräfin Montesquiou verneigte sich tief, und verließ das Gemach.

Jetzt, Herr Graf, sagte Marie Louise, jetzt sind wir allein, jetzt haben Sie Ihre geheime Audienz.

Was giebt es? Weshalb sehen Sie mich so traurig an? Ah, ich errathe! All' meine Demüthigungen, mein Bitten und Flehen ist vergeblich gewesen, und jetzt in der letzten Stunde noch nehmen Alle ihr Wort zurück! Ich werde nicht Herzogin von Parma werden, ich werde zu ewiger Abhängigkeit von meinem Vater, zu ewiger Gefangenschaft in Schönbrunn verurtheilt. Nicht wahr, das ist es, was Sie mir zu sagen haben? Oh, fürchten Sie sich nicht, es zu gestehen, denn Sie sehen, ich bin vorbereitet, und auf Alles gefaßt. Ich habe so viel erduldet, daß nichts mich mehr überrascht. Sprechen Sie also! Ist es das?

Nein, Majestät, das ist es nicht, seufzte Graf Neipperg. Ich hoffe noch immer, daß die edle und erhabene Stirn Ew. Majestät, welche so würdig ist einer Kaiserkrone, mindestens mit einer Herzogskrone sich schmücken wird, und mehr als Jemals hängt dies jetzt von dem Willen und den Entschlüssen meiner erhabenen Herrin ab. Beweisen Sie es, daß Sie mit der Vergangenheit gebrochen haben, geben Sie jetzt vor aller Welt ein Zeugniß, daß die Bande, welche Sie einst, den Befehlen des Kaisers Ihres Vaters gehorsam, schließen mußten, jetzt für immer zerrissen sind, und daß Sie dieselben niemals wieder anknüpfen wollen,

und man wird der Tochter des Kaisers von Oesterreich, der heimgekehrten deutschen Fürstin, jetzt freudig und bereitwillig die Krone von Parma, die allein ihr bescheidener Sinn erstrebt, darreichen. Oh, Fürstin, ich beschwöre Sie, haben Sie den Muth, feierlich vor ganz Europa mit Ihrer Vergangenheit zu brechen, und Alles wird gut werden, und der gesegnete Hafen der Ruhe, des Friedens wird sich endlich Ihnen öffnen.

Graf, fragte Marie Louise bleich und zitternd vor innerer Aufregung, was ist geschehen? Sagen Sie es mir schnell, ohne Umschweife! Ich will es wissen!

Wohlan Majestät, Sie sollen es erfahren, sagte Graf Neipperg, und dicht zu der Kaiserin herantretend, und ihr mit einem unaussprechlichen Ausdruck tief und lange in das erregte Antlitz schauend, sagte er leise: Napoleon ist von Elba entflohen!

Marie Louise stieß einen lauten Schrei aus, eine dunkle Purpurröthe flog über ihr Antlitz hin, ein freudiger Glanz strahlte in ihren Augen auf, ein glückliches Lächeln umspielte ihre Lippen. *)

---

*) Ueber die aufrichtige Freude, die Marie Louise bei der ersten Nachricht von der Flucht Napoleons äußerte, berichtet Gneisenau an die Prinzessin Louise Radzivill. Siehe: Pertz, Bd. IV.

Er ist entflohen, rief sie, er ist wieder frei, er ist wieder der Kaiser! Wohin ist er gegangen? Oh, sagen Sie mir, wo ist Napoleon?

Niemand weiß das bis jetzt, sagte Neipperg mit trauriger Stimme. Niemand weiß, wohin der Kaiser sich gewandt hat und was er unternehmen wird.

Oh, ich weiß es, rief Marie Louise mit blitzenden Augen und einem seligen Lächeln. Ich weiß, wohin Napoleon sich wenden und was er unternehmen wird! Nach Frankreich wendet sich sein heldenkühnes Herz, nach Paris wird er gehen und den König wieder verjagen, und wird wieder Kaiser von Frankreich werden. Oh, und dann wird er mich wieder zu sich rufen, und ich werde wieder Kaiserin von Frankreich sein, und die Fürsten, die jetzt in ihrem Hochmuth so stolz mir gegenüber stehen, die werden sich wieder vor mir beugen! Oh, mein Gott, mein Gott, ich danke Dir, Du hast meine Gebete erhört, Du hast mir endlich Erlösung gesandt! Napoleon ist wieder da, er wird mich wieder zur Kaiserin machen, und mein Sohn, mein armer geliebter, kleiner Napoleon, dem man seinen Rang, seinen Titel, ja sogar seinen Namen rauben wollte, er wird jetzt wieder der König von Rom werden, und freudig und stolz kann ich es aller Welt sagen: er heißt wie

sein Vater, er heißt Napoleon! — Oh, Graf, freuen Sie sich doch mit mir, Sie, der Sie so oft mir geschworen haben, daß Sie Antheil nähmen an meinem Mißgeschick, freuen Sie sich jetzt mit mir meines Glückes, und — Aber wie, unterbrach sie sich auf einmal selbst, Sie sehen bleich aus, Sie, — mein Gott, ich glaube, Sie weinen sogar?

Ja, rief der Graf, in heftiger Bewegung seine Hände an seine Brust drückend, ja ich weine, und da drinnen in meiner Brust wühlen unsägliche Schmerzen. Oh Thor, erbarmungswürdiger Thor der ich war, von einem Glück, einem Paradiese zu träumen, für mich zu träumen! Das Schicksal straft mich für meine Vermessenheit, und weil mein sündiges Herz gewagt hat zu hoffen, wird es zerschmettert. Ich hatte Strafe verdient und ich habe sie empfangen, denn ich bin Zeuge gewesen von der Freude Ew. Majestät. Jetzt habe ich nichts mehr zu sagen, darf ich nichts mehr sagen; von dieser Stunde an habe ich nicht mehr das Recht, vor Ew. Majestät zu erscheinen, denn Sie werden mich wieder hassen, wieder Ihren Feind nennen. Leben Sie also wohl, Majestät, leben Sie ewig wohl! Oh, könnte ich mein Herzblut zu Ihren Füßen hinströmen, um Ihnen zu beweisen, daß Sie nie einen

treuern, ergebeneren Diener gehabt haben, als ich es bin, oh könnte ich für Sie in den Tod gehen! Aber das Schicksal hat mir diese letzte Gnade versagt, ich darf nicht einmal zu Ihren Füßen sterben. Leben Sie also wohl, und möge Gott mir gnädig sein, möge er mir eine mitleidige Kugel senden, die mich erlös't!

Er stürzte zu der Kaiserin hin, und in gewaltiger Bewegung vor ihr niedersinkend, umklammerte er ihre Füße, lehnte er sein Haupt an ihre Kniee und küßte mit glühender Inbrunst ihr Gewand. Dann sprang er empor, und ohne ein weiteres Wort, einen weitern Blick eilte er nach der Thür hin.

Aber Marie Louise eilte ihm nach, sie legte ihre Hand auf seinen Arm, und zog ihn von der Thür zurück.

Wo wollen Sie hingehen? fragte sie mit bebenden Lippen. Warum sagen Sie mir Lebewohl?

Weil ich Wien verlasse, und zur Armee abgehe, sagte er fast trotzig.

Zur Armee? fragte Marie Louise athemlos. Soll denn der Krieg auf's Neue beginnen?

Ja, rief Neipperg mit wilder Freude, ja der Krieg soll auf's Neue beginnen! Die Monarchen haben geschworen, nicht eher das Schwert wieder in die Scheide

zu stecken, bis die Welt für immer von Bonaparte befreit ist. Schon sprengen die Couriere und Staffetten nach allen Seiten hin, um den Armeen der Verbündeten, welche Alle schon auf dem Rückmarsch von Frankreich waren, den Befehl zu bringen, umzukehren und wieder vorwärts zu rücken an die Grenzen Frankreichs. Ja, Gott sei gelobt und gepriesen, die Monarchen sind einig, sie haben den Krieg beschlossen, sie haben geschworen, die Waffen nicht eher wieder niederzulegen, als bis sie die Welt für immer von dem Ungeheuer befreit haben, welches, nachdem es schon das Blut von Millionen Männern vergossen hat, noch nicht zufrieden ist, den erschöpften Nationen noch nicht den Frieden gönnen will.

Und das wagen Sie mir zu sagen? rief Marie Louise mit blitzenden Augen. In meiner Gegenwart wagen Sie es, meinen Gemahl, den heimgekehrten Kaiser zu schmähen?

Ja, das wage ich, sagte Neipperg, sie mit stolzem trotzigem Blick anschauend. Für mich ist Bonaparte nicht der heimgekehrte Kaiser, sondern ich sage von ihm, was heute Morgen der Kaiser Franz sagte, als Fürst Metternich ihm die Nachricht von der Flucht Napoleons

brachte: „er ist ein Abenteurer, der jetzt seine letzte Rolle spielt."

Oh, mein Gott, murmelte Marie Louise, schweigen Sie doch! Gönnen Sie mir doch die Hoffnung auf die Zukunft.

Nein, rief Neipperg, mit einem grausamen Lächeln, nein, ich will nicht schweigen. Sie haben vorher kein Erbarmen mit mir gehabt, jetzt will ich auch keins haben. Sie haben vor mir gejubelt über die Rückkehr Napoleons, jetzt sollen Sie auch von mir den Jubel über das Ende dieses Abenteurers hören müssen. Und ich sage Ihnen, Madame, dieses Ende wird anders sein, wie Bonaparte in seinem stolzen Hochmuth es vermeint, es wird den schmachvollsten Fluch an seiner Stirn tragen, den Fluch der Lächerlichkeit! Statt daß man bisher den gestürzten Kaiser bewunderte und fast beklagte, wird man von jetzt an den flüchtigen Abenteurer, welcher mit seinen tollen Theatercoups Fiasco macht, verlachen und verhöhnen, und er wird für ganz Europa die Zielscheibe des Spottes, der Bosheit und des Witzes werden. Ew. Majestät sagen, Napoleon werde sich nach Paris wenden, nach Frankreich gehen. Nun wohl, möge er es thun! Das französische Volk wird ihn mit Verwünschungen empfangen, die Armee,

welche mit enthusiastischer Liebe an dem guten König hängt, dem sie Treue geschworen, die Armee wird ihm ihre Waffen entgegenstrecken, und sich nicht noch einmal von den leeren Versprechungen des Mannes verlocken lassen, der seit zwanzig Jahren sie von Krieg zu Krieg geschleppt hat, indem er immer versicherte, daß er nur den Frieden begehre und erkämpfe. Frankreich war gefaßt auf solchen Handstreich des Abenteurers Napoleon, und es ist bereit, ihn mit Gewalt zurückzuweisen. Schon seit Wochen ist die ganze Küste Frankreichs mit einem starken Militair-Cordon besetzt, und mächtige Kriegsschiffe kreuzen unfern der Ufer. Kein Schiff, kein Boot kann unbemerkt sich Frankreich nähern, und wenn Napoleon mit seinen hundert Garden und drei Schiffen daher kommt, wird das Hohngelächter, welches ihn von den französischen Schiffen und von dem Ufer her empfängt, ihm besser als rollende Kanonenkugeln das Scheitern seines abenteuerlichen Kaiserunternehmens anzeigen. Aber nehmen wir an, daß es ihm gelingt zu landen, daß er unter einer Verkleidung den Boden Frankreichs betritt, daß er einige Abenteurer findet, welche sich ihm anschließen, so wird doch die ganze Nation sich wider ihn erheben, und auf ihre Wittwen und Waisen zeigend, wird sie rufen: wir wollen

Dich nicht, Dich, den Mörder unserer Söhne und Männer, wir verwünschen Dich, den Menschenschlächter! Wir wollen Frieden, Frieden, und den giebt und erhält uns unser König. Hebe Dich weg von uns! Frankreich verwirft den Tyrannen, der es so lange unterjocht, so lange seine Freiheit unterdrückt hat. Frankreich will frei sein, und es schaudert zurück vor Deiner despotischen Hand!"

Nein, rief Marie Louise trotzig, nein, Sie irren sich, mein Herr! Frankreich wird des Ruhmes gedenken und der Siege, mit welchen der Kaiser es wie mit einer Glorie umstrahlt hat, Frankreich wird der Liebe gedenken, welche sein großer Kaiser ihm stets bewiesen hat, und es wird ihm seine Arme entgegenstrecken, und wird ihn jubelnd willkommen heißen, und ihn anerkennen als seinen Kaiser!

Nun wohl, nehmen wir an, daß es so sei, sagte General Neipperg, glauben wir, daß die Hoffnungen Eurer Majestät sich verwirklichen, daß Napoleon's abenteuerliches Unternehmen von Erfolg gekrönt wird, der sich wieder zum Kaiser von Frankreich erhebt. Sein erster Schritt auf dem Thron ist für ganz Europa eine Kriegserklärung und alle Mächte sind entschlossen, diese Kriegserklärung anzunehmen und den Friedensstörer zu

bekämpfen auf Leben und Tod. Schon haben die Regenten von Oesterreich, Rußland, England und Preußen sich hier zum neuen Kampf verbündet, schon rufen sie ihre Heere, und jubelnd werden ihre Soldaten zu den Fahnen eilen und wieder hinziehen nach Frankreich. Und inmitten dieser Heere, die voll Siegesmuth von allen Seiten herbeiströmen, steht Napoleon allein, ohne Bundesgenossen, ganz Europa gegen sich gewaffnet. Wird er die Kraft haben, er mit seinem geschwächtem Heer, das den Glauben an seine Unüberwindlichkeit und das Glück des Kaisers schon auf den Schneefeldern von Rußland eingebüßt hat, wird er die Kraft haben, den Armeen aller europäischen Mächte die Stirn zu bieten?

Marie Louise senkte traurig ihr Haupt. Ich sehe wohl, seufzte sie, er ist verloren.

Ja, rief General Neipperg triumphirend, ja er ist verloren. Zum zweiten Mal werden wir ihn vernichten, zum zweiten Mal werden wir ihn herabstürzen von seinem geraubten Thron, zum zweiten Mal werden wir ihn seines Theaterputzes, seiner Kaiserkrone und seines Kaisermantels entkleiden. Aber dies Mal wird man weniger großmüthig, weniger respectvoll sein. Vor einem Jahr war Napoleon noch der Kaiser, welchen man besiegt hatte und dem man Rücksicht schuldig zu

sein glaubte, jetzt wird er der gefangene Abenteurer sein, den man verurtheilt und richtet.

Sie wollen ihn hinrichten? rief Marie Louise entsetzt.

Nein, sagte Neipperg ruhig, mag er leben, ein Leben der Demüthigung, der Erniedrigung, des Hohns und der Schande. Verbannt auf irgend eine wüste Insel im Ocean, oder in einem Käfig umhergeführt, um den Völkern gezeigt zu werden als die Geißel Gottes, die einst gesandt worden, um die Völker zu strafen, die Gott aber jetzt bei Seite geworfen hat. Er wird bei Gott und Menschen kein Erbarmen finden, er wird allein sein, ganz allein. Doch nein, ich irrte mich, seine Gemahlin wird bei ihm sein und auch sein Sohn. Sie werden seine Schmach, seine Demüthigung mit ihm theilen, sie werden mit ihm in der Wüste des Weltmeers oder im Gefängniß leben. Oh, Marie Louise wird sich unsterblich machen, und wenn man auch dereinst von ihr sagen wird: „sie war eine schlechte Patriotin, denn sie verrieth ihr deutsches Vaterland, sie war eine undankbare Tochter, denn sie verließ ihren Vater“, so wird man doch bewundernd hinzusetzen: „aber sie war eine treue Gattin, denn sie folgte dem Feind ihres Vaterlandes, ihres Hauses, in das Elend und die Schande, sie bewunderte ihn, obgleich ganz Frankreich ihn verhöhnte, sie liebte ihn, ob-

gleich Er sie selber Niemals geliebt, ihr immer die Treue gebrochen und es ihr nie vergeben hat, daß sie ihm nicht nach Elba gefolgt war, sondern diese Ehre seinen Geliebten überlassen hatte.“ — Oh, zu denken, daß Marie Louise, meine Herrin, die geliebte Tochter ihres Vaters, die von Oesterreich angebetete deutsche Fürstin, daß diese edle, stolze, tugendhafte Frau dazu verurtheilt ist, an der Seite eines corsischen Abenteurers durch die Welt zu ziehen ohne Heimath, ohne Vaterland, ohne Namen und ohne Ehre! Denn täuschen Sie Sich nicht, Fürstin, an dieser Stunde hängt ihre ganze Zukunft, in dieser Stunde entscheiden Sie über den Rang, den Sie künftig in der Welt einnehmen, den Sie Ihrem Sohne geben wollen!

Was sagen Sie? fragte Marie Louise entsetzt. Wie kann ich jetzt entscheiden über meine Zukunft, ich, eine arme, willenlose Frau?

Sie sollen in dieser Stunde einen Willen haben, sagte Neipperg feierlich. Ihr Herr Vater, der Kaiser, ermächtigt Sie dazu. Fürstin, ich komme im Auftrag des Kaisers. Er legt Ihre Zukunft in Ihre Hand, und gleich den Monarchen von Rußland und Preußen, gleich ganz Europa, wartet er auf Ihre Entscheidung. Die Mächte haben sich vereint zum Kriege gegen Na-

poleon, und in diesem großen europäischen Kriege wollen und dürfen sie keine Neutralität dulden. Wer mit Napoleon geht, der ist ihr Feind, den sie angreifen, wer wider ihn ist, der ist ihr Bundesgenosse, den sie beschützen und für dessen Wohlfahrt sie sorgen. Sie fragen jetzt die einstige Kaiserin von Frankreich, die einstige Gemahlin Napoleons, auf welche Seite sie sich stellen will, — auf die Seite Napoleons, oder auf die Seite der Verbündeten? Auch für Sie ist die Zeit der Neutralität vorüber, und auch Sie müssen vor ganz Europa sich offen erklären. Wollen Sie zu Napoleon stehen, wohlan, der Kaiser Franz gestattet es Ihnen, er will die Feindin Deutschlands nicht mehr zwingen, sich seine Tochter zu nennen und in seinem Hause zu wohnen.

Das heißt, er will mich verstoßen, rief Marie Louise entsetzt.

Das heißt, er gestattet Ihnen mit Ihrem Sohne zu Ihrem Gemahl zurückzukehren, und er wird vergessen, daß die Gemahlin des Abenteurers Napoleon einst seine Tochter war und daß er ihren Sohn als seinen Enkel geliebt hat. Die Monarchen, welche sich einst für die Tochter des Kaisers Franz, für die deutsche Erzherzogin, die entthronte Kaiserin verwandten,

und ihre Zukunft sichern, und sie zur Souverainin eines schönen und reichen Herzogthums machen wollten, die Monarchen geben es auf, für Diejenige zu sorgen, welche sich laut zu ihrer Feindin bekennt, und einem Manne anhängt, welcher der Feind Deutschlands, der Feind ganz Europa's ist; sie ziehen ihre Hand zurück von der Gemahlin Napoleons, und sie mag sein Loos mit ihm theilen, aber nimmer wird sie Herzogin von Parma werden, nimmer wird sie als Erzherzogin von Oesterreich in die Staaten ihres Vaters zurückkehren dürfen.

Oh Gott, Gott, schrie Marie Louise in Todesangst, was soll ich denn thun, um dies Unheil von mir abzuwenden? Was kann ich beginnen, um meinem Vater, um den Monarchen zu beweisen, daß ich nicht eine Feindin meines Vaterlandes und meines Kaisers bin?

Madame, ich sagte Ihnen erst, was der Kaiser von Oesterreich, was die Verbündeten thun werden, wenn Sie Sich auf Napoleon's Seite stellen wollten. Es bleibt mir noch übrig zu sagen, was sie thun werden, wenn Sie sich als deutsche Prinzessin, als Erzherzogin von Oesterreich, als die Tochter Ihres kaiserlichen Vaters offen und frei zu den Alliirten, zu den Gesinnungen Ihres Vaters, Deutschlands und ganz Europa's

bekennen wollen. Geben Sie ein Zeugniß, daß Sie dies thun, sagen Sie sich feierlich los von Napoleon, und der Kaiser, Ihr Vater, wird Sie mit Thränen des Entzückens in seine Arme schließen und er wird Ihren Sohn als seinen Enkel segnen und behüten, und Sie Beide lieben und heilig halten. Sagen Sie Sich heute, in dieser Stunde los von Napoleon, und die Monarchen und alle Mitglieder des Congresses werden morgen schon in feierlicher Sitzung es für ihre erste, ihre heiligste Pflicht erachten, die Zukunft der Erzherzogin Marie Louise zu sichern; sie werden Sie einstimmig und unabänderlich zur Herzogin von Parma erklären, und morgen schon wird Marie Louise die freie, selbstständige und unabhängige Souverainin eines Herzogthums, gesichert gegen alle Wechselfälle des Schicksals, sein.

Und mein Sohn? fragte Marie Louise lebhaft.

Der Kaiser von Oesterreich wird seinem Enkel, dem er die Erbfolge in Parma nicht zugestehen darf, eine glänzende Dotation in Böhmen geben, und ihm den Titel eines Herzogs von Reichstadt verleihen, wie er das schon früher beschlossen hat.

Aber wie soll ich mich feierlich lossagen von Napoleon, fragte Marie Louise, wie muß ich es anfangen,

damit man mir glaubt, daß ich keine ehrgeizigen Wünsche mehr hege und kein Gelüste mehr trage nach der französischen Kaiserkrone?

Setzen Sie Sich dort an Ihren Schreibtisch, Madame. Schreiben Sie ein kurzes, zärtliches Billet an den Kaiser, Ihren Vater. Schreiben Sie Sr. Majestät, daß Sie ihn bitten, was auch Napoleon fordern möge, Sie und Ihren Sohn unter keiner Bedingung wieder an ihn auszuliefern. Versichern Sie ihn mit heiligem Schwur, daß Sie dem Unternehmen Napoleons ganz fremd sind, daß Sie nichts gewußt haben von seinen Plänen und stellen Sie Sich und Ihren Sohn unter den Schutz des Kaisers und seiner Alliirten.

Warten Sie, rief Marie Louise, zu ihrem Schreibtisch stürzend und sich vor demselben niederlassend, wiederholen Sie mir das noch einmal, sagen Sie mir, was ich schreiben muß. Dictiren Sie mir!

Nun wohl denn, haben Ew. Majestät die Güte zu schreiben: „Mein gnädigster Vater! Noch ganz bewegt und erschüttert von der furchtbaren Nachricht, die ich so eben erhalten, eile ich, Ew. Majestät zu beschwören, mir Ihre Gnade nicht zu entziehen und Ihre unglückliche und gehorsame Tochter nicht von Ihrem Herzen zu

verstoßen. Ich schwöre Ew. Majestät, daß ich dem Unternehmen Napoleons ganz fremd bin, nichts gewußt habe von seinen Plänen, und nichts wünsche und begehre, als aus den Händen meines kaiserlichen Vaters allein meine Zukunft zu empfangen. Ich beschwöre Ew. Majestät, mich und meinen Sohn unter Ihre Obhut zu nehmen, und ich stelle mich hiermit feierlich unter den Schutz Ew. Majestät und der alliirten Souveräne. Zugleich ersuche ich Ew. Majestät, meinem mütterlichen Herzen einen Wunsch zu erfüllen, und mir gnädigst zu gestatten, daß ich meinem Sohn das herrlichste und ehrenvollste Geschenk mache, daß ich ihm den Namen seines Großvaters gebe, und ihn von heute an Franz benenne, auch meine Dienerschaft anweise, ihn von jetzt an nicht anders zu benennen. Mögen Ew. Majestät dies als einen kleinen Beweis der treuen und kindlich ergebenen Gesinnung betrachten, mit der ich bin Ew. Majestät ganz gehorsame Tochter

Marie Louise.*)

Ach, rief Marie Louise, nachdem sie zu Ende geschrieben, die Feder bei Seite werfend, jetzt bin ich Herzogin von Parma.

---

*) Méneval: Memoires. III. 142.

Mit hastigen Händen faltete sie das Papier zusammen und adressirte es. Dann stand sie auf, und mit dem Papier in der Hand näherte sie sich dem Grafen, der mit strahlendem Angesicht ihr entgegen schauete.

Hier, General, sagte sie, mit einem sanften Lächeln ihm das Billet darreichend, tragen Sie dies Billet zu meinem Vater. Ich selber werde ihm sagen, daß Sie heute den schwersten und größten Ihrer Siege gefeiert haben, den Sieg über ein menschliches Herz. Sie haben meinem rebellischen Herzen eine tüchtige Schlacht geliefert, und zwar mit scharfen zweischneidigen Waffen, aber Sie haben damit die übermüthige, ehrgeizige Kaiserin besiegt, und sie in eine gehorsame Erzherzogin verwandelt. Sie haben mich besiegt, General, und dennoch, ja dennoch danke ich Ihnen, und werde dieser Stunde nie vergessen!

Graf Neipperg erwiederte nichts, er kniete vor Marie Louise nieder und preßte die Hand, welche ihm das Billet darreichte, an seine glühenden Lippen und schaute dann zu ihr auf mit einem seligen entzückten Ausdruck.

Auch ich werde dieser Stunde nie vergessen, flüsterte er, sie wird das schönste Besitzthum meines Lebens bleiben!

Stehen Sie auf, Graf, sagte Marie Louise beklommen, der Kaiser wird Sie erwarten. Bringen Sie ihm mein Billet.

Graf Neipperg erhob sich, verneigte sich tief und wandte sich der Thür zu.

Graf, rief Marie Louise, noch ein Wort.

Sofort wandte der Graf sich um, und kehrte zu ihr zurück.

Ich bemerke, daß Sie einen schwarzen Flor um ihren Arm tragen, sagte Marie Louise hastig. Sie haben also Trauer? Wer ist Ihnen denn gestorben, und wen haben Sie zu beweinen?

Ew. Majestät, sagte der Graf mit seltsam bewegtem Ton, ich erhielt heute Morgen eine ganz unerwartete Nachricht. Ich bin Wittwer, meine Gemahlin ist nach zweitägiger Krankheit plötzlich gestorben.*)

Marie Louise zuckte zusammen, eine tiefe Purpurgluth flog über ihre Wangen hin, und vor dem glühend auf sie gehefteten Blicke des Grafen schlug sie befangen die Augen nieder.

Graf Neipperg trat noch dichter zu ihr hin, und mit zitternder bewegter Stimme flüsterte er: Ew. Ma-

---

*) Méneval: Memoires. III. 221.

jestät fragten mich, wer mir gestorben, und wen ich beweinte. Gestorben ist mir die Gemahlin, aber ich beweine sie nicht, und als ich die Trauerbotschaft erhielt, jauchzte mein sündiges Herz, und ich rief freudig: ich bin frei. Mein Herz darf sein Idol lieben und anbeten, und Niemand darf sagen, daß meine Liebe ein Verbrechen ist! Ich bin frei! —

Er neigte sich auf die Hand Marie Louisens, drückte einen flammenden Kuß auf dieselbe, und eilte hinaus.

Marie Louise schaute lange noch nach der Thür hin, durch welche er verschwunden war. Dann hob sie die großen blauen Augen mit einem vorwurfsvollen Ausdruck zum Himmel empor.

Er ist frei, flüsterte sie. Er darf lieben ohne Sünde, — aber ich? Oh mein Gott, ich?

III.

Das unterbrochene Fest.

Fünf Tage der Ruhe und des Schweigens waren diesem ersten Donnerschlag des über Europa hereinbrechenden Gewitters gefolgt, und keine weitern Nachrichten von dem Unternehmen Napoleons waren bis jetzt nach Wien gelangt. Dennoch konnte man an der Kunde von der Flucht Napoleons nicht mehr zweifeln, denn an jenem ersten Tage waren noch zwei weitere Couriere von Genua angelangt, und sie hatten die Nachricht bestätigt.

Napoleon hatte wirklich Gelegenheit gefunden, der Wachsamkeit der englischen Schiffe zu entgehen und die Insel Elba zu verlassen. Freilich war der Commodore Sir Colin Campbell in der letzten Zeit mit ganz andern Dingen beschäftigt gewesen, als mit der Bewachung Napoleons, und statt den Blick auf Elba geheftet zu

halten, hatte er ihn nach Livorno hingewandt, nach Livorno, wo die Frau jetzt weilte, welche er liebte, nach Livorno, wo die schöne Gräfin Ildefonse wohnte, und Sir Colin Campbell zu sich lockte mit ihrem bezaubernden Angesicht. Der Commodore hatte nicht die Kraft gefunden, den Liebesblicken der Zauberin zu widerstehen, und statt mit seinem Schiff die Insel Elba zu bewachen, hatte er es immer wieder nach Livorno gelenkt, um dort in den Zaubergärten seiner Armida alles Andere zu vergessen, außer seine Liebe. *)

Diese häufige Abwesenheit von den Küsten Elba's hatte die Flucht des Kaisers außerordentlich begünstigt, und es ihm möglich gemacht, die hohe See zu erreichen, ohne von irgend einem Unfall aufgehalten zu werden.

Das waren die Nachrichten, welche die beiden andern Couriere von Genua nach Wien gebracht, und welche wie ein Blitz in allen Gemüthern gezündet hatten. Jedermann kannte jetzt die große, welterschütternde Neuigkeit, Jedermann war in lebhafter Spannung die weitere Entwickelung dieses großen Drama's, das Napoleon der Welt darstellen wollte, zu schauen, und mit

---

*) Memoires du Duc de Rovigo. VII. S. 350.

glühender Neugierde wandten sich aller Blicke dem Kaiserhofe zu, suchten sie in den Angesichtern der Monarchen und der Diplomaten den Eindruck zu lesen, den das große Ereigniß auf sie gemacht.

Aber der Kaiserhof bot immer noch das Bild des sorglosen Glückes, der ungetrübten Festlichkeit dar, und immer noch schienen die Monarchen und Diplomaten nur darauf bedacht, ihre „Ferien in Wien" möglichst heiter und in glänzender Festlichkeit zu durchjubeln. Nichts hatte sich daher geändert in der Physiognomie des Congresses und der Gesellschaft.

Am Abend des Tages, an welchem die Nachricht von der Flucht Napoleons in Wien eingetroffen, hatte wirklich das von der Kaiserin veranstaltete Fest stattgefunden, und die Gräfin Edmonde von Perigord hatte wirklich, wie ihr Talleyrand das am Morgen prophezeihte, als junge Debütantin in dem Vaudeville, „der unterbrochene Tanz" einen glänzenden Triumph gefeiert. Der Theater-Aufführung war ein Ball gefolgt, und man hatte sich dem Tanz und den Vergnügungen des Abends mit derselben sorglosen Heiterkeit hingegeben, mit der man bis hieher jeden Tag hatte scheiden, jeden neuen Tag hatte kommen sehen.

Das Publikum sah nur die Oberfläche, nur den

heitern Schein, Niemand konnte das Geheimniß der Conferenzen durchdringen, Niemand konnte Nachricht geben von dem, was Talleyrand, der Minister Frankreichs täglich mit den Ministern von Oesterreich, Preußen, Rußland und England besprach und verabredete.

Die Diplomaten beobachteten ein tiefes Schweigen, sie legten den sternfunkelnden Schleier der Feste und Zerstreuungen über ihre ernsten Angesichter, sie beriethen sich in der Stille, und vergnügten sich vor aller Welt.

Fünf Tage also, wie gesagt, waren vergangen seit jenem ersten Blitzstrahl, der von Elba herübergeflammt war, und noch immer waren keine weitern Nachrichten angelangt.

Man schien also in Wien ganz heiter und unbesorgt zu sein und vielleicht um der Welt zu beweisen, daß man es sei, hatte Fürst Metternich für heute, den zwölften März, ein großes glänzendes Ballfest arrangirt.

Alle diese glänzenden Säle waren heute wieder festlich decorirt und leuchteten wieder im Glanz der Lichter, der Spiegel und der Goldverzierungen, und lächelnd, ruhig und heiter wie immer, durchschritt Fürst Metternich in seiner goldgestickten Staatsuniform, die Brust bedeckt mit funkelnden Orden, die Säle, mit liebenswürdiger Beflissenheit seine Gäste empfangend. Er hatte

wieder die ganze glänzende hocharistokratische Gesellschaft eingeladen, welche sich täglich hier und dort in den Salons, oder in den Kaisersälen zusammentraf. Alle Diplomaten des Congresses, der ganze hohe Adel, alle in Wien anwesenden Fürsten hatten von Metternich zu dem heutigen Ballfest eine Einladung erhalten, und sie angenommen. Kaiser Franz mit seiner Gemahlin und seinem ganzen Hof hatte sein Erscheinen zugesagt, der König von Preußen hatte durch seinen General-Adjutanten dem Fürsten seinen Besuch anmelden lassen und der König von Baiern war seinem Beispiel gefolgt. Jedermann wollte der Welt Zeugniß geben von dem guten Einvernehmen, welches unter den Mächten herrscht, von dem freudigen Zusammengehen und Zusammentanzen mit dem österreichischen Minister, dem Präsidenten des Congresses.

Fürst Metternich aber sollte heute noch eine andere Genugthuung empfangen. Er hatte sich wohl gehütet, den Kaiser von Rußland oder irgend ein Mitglied der kaiserlichen Familie einzuladen, er hatte es sogar vermieden, an die russischen Großen seine Invitationen zu senden. Sie waren bei seinem letzten Ballfeste trotz der angenommenen Einladung nicht erschienen, weil Kaiser Alexander sein Kommen verweigert hatte. Fürst

Metternich wollte also ihnen und sich einen abermaligen Refus ersparen, und da er den Kaiser Alexander nicht einzuladen wagte, hatte er den Russen überhaupt keine Einladungen gesandt.

Aber auf einmal öffneten sich die Thüren des ersten Salons, und man sah da die Kaiserin Elisabeth, die Großfürstin Katharina in reicher, glänzender Toilette, strahlend von Brillanten, neben ihnen den Kaiser Alexander in der Uniform seines österreichischen Regiments und hinter ihm das glänzende Gefolge der Hofdamen, Generäle und Adjutanten des Kaisers.

Fürst Metternich war eben, in der Mitte des zweiten Salons stehend, mit dem König von Preußen und dem Herzog von Wellington in einem lebhaften Gespräch begriffen, und ganz zufällig richtete sich sein Blick nach dem ersten Salon hin, da sah er durch denselben einherschreiten die hohe, glänzende Gestalt des Kaisers Alexander, neben ihm die beiden Damen, welche ihm entgegenschauten mit einem holden, gütigen Lächeln.

Fürst Metternich unterbrach sich mitten in einem angefangenen Satze; sich vor dem König Friedrich Wilhelm verneigend und um Entschuldigung bittend, eilte er dem Kaiser entgegen.

Alexander trat rascher, den Damen vorauseilend, auf ihn zu und reichte ihm mit einem freundlichen Kopfneigen die Hand dar. Fürst Metternich, sagte er laut genug, um von der lauschenden, athemlosen Gesellschaft verstanden zu werden, Fürst Metternich, ich komme mit meinen Damen, um mir mit ihnen Entschädigung zu suchen für das vorige Ballfest, bei dem wir nicht gegenwärtig waren. Aber werden Ihnen auch die ungebetenen Gäste willkommen sein?

Sire, rief Metternich mit strahlendem Angesicht, ich finde keine Worte, um Ew. Majestät zu danken für die gnädige Auszeichnung, die Ew. Majestät mir widerfahren lassen, und ich bin noch so berauscht davon, daß ich kaum weiß, ob ich wache oder ob dies nur ein goldener Feentraum ist.

Oh, ich dächte, der Herr Bonaparte hat uns schon einmal wieder aus allen Feenträumen aufgeschreckt, rief Alexander, und wir, Metternich, wir wollen jetzt zusammen wachen und handeln. Alles sei vergessen, und so lange wir leben, soll von diesem Gegenstand, der uns veruneinte, niemals wieder die Rede sein. Wir haben jetzt wichtigere Dinge zu thun, Napoleon ist zurückgekehrt, und unsere Allianz muß fester sein, denn je.*)

*) Alexander's eigene Worte. Siehe: Memoiren des Freiherrn von Wolzogen. S. 280.

Nicht wahr, wandte er sich dann mit einem sanften Lächeln an den Kaiser von Oesterreich, der eben zu ihnen trat, jetzt sind Sie mit mir zufrieden, und es freut Sie, mich mit dem Fürsten Metternich wieder ausgesöhnt zu sehen?

Sire, sagte der Kaiser Franz, indem er seine Hand auf die Hand des Kaisers legte, lassen Sie mich, wie der Schiller in seinem Gedicht sagt, lassen Sie mich in Ihrem Bunde der Dritte sein!

Und ich? fragte der König von Preußen, zu ihnen tretend, soll ich nicht auch meinen Theil haben an diesem Bunde und diesem Handschlag?

Ach, Sire, rief Alexander, Sie haben Theil an allem Guten, Edlen und Großen, und wenn Sie zu uns stehen, wird uns auch Segen und Erfolg nicht fehlen, denn über Ihnen wacht der Genius, der unsere Schwerdter segnet, der Genius Louise! — Aber wir vergessen, daß wir zu einem Feste und nicht zur Conferenz versammelt sind, und daß wir das Wort des Fürsten Ligne immer noch bewahrheiten müssen: „A Viènne l'unique affaire est, de traiter le plaisir."

Und jetzt schien sich die ganze glänzende und auserlesene Gesellschaft ganz und gar nur noch dieser einzigen Angelegenheit, dem Vergnügen, hinzugeben. Ueberall

begegnete man nur heitern, frohen Gesichtern, überall lachte und scherzte man, und als endlich in dem großen glänzenden Tanzsaal die Musik begann und ihre berauschenden, jubelnden Klänge ertönen ließ, sah man bald die Fürsten und Diplomaten mit den reizenden Damen im Tanz dahin schweben.

Freilich bildeten sich auch hier und da einzelne Gruppen, in denen man nicht bloß schäkerte und lachte, freilich begegnete man unter dieser glänzenden frohlockenden Menge auch zuweilen bedenklichen Gesichtern, und manches ernste Gespräch durfte sich, begleitet von den schmetternden Tönen der Musik in den Tanzsaal wagen.

Hier und da in den Fensternischen standen die Diplomaten und Staatsmänner bei einander, die Zukunft mit einander berathend und immer wieder zurückkommend auf die große Frage, auf welche man noch immer keine Antwort wußte, die große Frage: wohin ist Napoleon gegangen? Wo wird er landen?

Er wird nicht nach Frankreich gehen, sagte Talleyrand, welcher da drüben mit dem König von Baiern und dem Staatskanzler von Hardenberg in der Fensternische stand.

Wohin er auch gehen möge, rief der König von Baiern, wo er auch den Hexentanz wieder beginnen

möge, ich werde zu den Musikern gehören, welche ihm aufspielen.*)

Und ich denke, wir werden mit dem Herrn Bonaparte den Kehraus tanzen, sagte Hardenberg lächelnd. Aber was ist das? Sehen Ew. Majestät nur, mit welcher Lebhaftigkeit der Kaiser Franz sich da dem Kaiser Alexander nähert, während Fürst Metternich zu dem König von Preußen hineilt. Es muß Etwas geschehen sein, irgend eine Nachricht —

In diesem Augenblick näherte General Hardegg sich den Herren.

Sire, sagte er, sich dem König von Baiern zuwendend, Sire, so eben sind zwei Couriere aus Frankreich angelangt, der eine an den Fürsten Metternich, der andere an den Kaiser Alexander. Sie bringen Beide dieselbe Nachricht: Napoleon ist in Frankreich gelandet.

In Frankreich, rief der König, und weiß man, wo er gelandet ist?

Ja, Sire, ungefähr auf derselben Stelle, an welcher er aus Aegypten heimkehrend, landete. Bei Cannes ist Napoleon an das Land gestiegen und als er den Fuß

*) Ménéval: Mémoires. III. 131.

auf den Boden Frankreichs setzte, war sein erstes Wort: der Wiener Congreß ist aufgehoben.*)

Und wie hat die Bevölkerung ihn empfangen?

Sire, wie man sagt, mit wahrem Enthusiasmus!

Ach, ich muß die Herren sprechen, rief der König, rasch aus der Fensternische hervortretend und zu den Monarchen hineilend, welche in der Mitte des Saals standen und lebhaft mit einander sprachen.

Die lustige Tanzmusik rauschte noch immer, die Paare hatten sich bis jetzt in wirbelnden Kreisen gedreht. Aber jetzt auf einmal war es, als ob ein Zauberwort sie Alle bannte, jetzt auf einmal verstummte das heitere Geplauder, verblich das Lächeln auf allen Gesichtern. Mit erschrockenen Blicken schaute man einander an, die zitternden Lippen flüsterten: er ist in Frankreich!

Die Musik jauchzte und klang immerfort und rief mit ihren jubelnden Tönen die Ballgäste zum Tanz. Aber die Paare standen wie gefesselt da und der Raum für die Tanzenden blieb leer. Alle Gesichter waren bleich und entsetzt, es schien, als sei ein Gespenst durch den glänzenden Ballsaal dahingegangen und habe Alles angehaucht mit seinem eisigen Todesathem; selbst die

*) Comte de la Garde: Memoires. IV. 124.

Lichter auf den Kronleuchtern schienen trüber zu brennen, die Diamanten der Damen matter zu funkeln, und die Musik schien Allen nur noch entgegenzukreischen: „Napoleon ist in Frankreich!“

Niemand mochte mehr tanzen nach dieser fürchterlichen Musik. Sie schmetterte an Aller Ohren wie die Drommete des jüngsten Gerichtes.

Endlich, da die Musici sahen, daß ihre Klänge vergeblich die Tänzer lockten und riefen, endlich verstummten auch sie, und bei diesem unerwarteten, überraschenden Schweigen hörte man die Stimme des Kaisers Alexander, welcher, Talleyrand gegenüber stehend, soeben zu diesem sagte: ich hatte es Ihnen vorher gesagt, daß die Dinge nicht lange so fortgehen könnten, und daß Napoleon nicht, wie Sie meinten, ein todter Mann sei.*)

Talleyrand, bleich und sichtbar erschüttert, verneigte sich, und fand kein Wort der Erwiderung.

Alexander wandte sich von ihm und zu dem Kaiser Franz hintretend, flüsterte er: jetzt ist es Zeit, daß wir uns öffentlich gegen Napoleon aussprechen. Ein Glück, daß Ihre Frau Tochter sich feierlich für uns erklärt, und Bonaparte entsagt hat. Wir haben also keine

*) Comte de la Garde. IV. 123.

Rücksicht zu nehmen. Die Herzogin von Parma wird uns nicht zürnen, wenn wir den Bannstrahl gegen Bonaparte schleudern. Sind Ew. Majestät nicht auch der Meinung, daß wir jetzt sprechen müssen?

Ja, sagte Kaiser Franz gelassen, das Gewitter muß losbrechen. Der Bonaparte hat geblitzt, jetzt wollen wir donnern, und ganz Europa soll uns vernehmen Kommen Sie, Sire.

Er nahm den Arm Alexanders, und verließ, gefolgt vom Fürsten Metternich den Saal. In diesem Moment sah man den König Friedrich Wilhelm dem Herzog von Wellington und dem Staatskanzler von Harden- berg mit der Hand einen Wink geben, und sich dann auch der Thür zuwenden. Die beiden Herren folgten ihm und entfernten sich mit ihm, und jetzt schlich auch Talleyrand mit seinen französischen Begleitern leise und schnell von dannen, und hier und dort sah man jetzt auch andere Diplomaten durch die Säle dahin schlüpfen und dem Ausgang zueilen.

Immer stiller, immer leerer ward es in den Sälen, ohne Wort und ohne Gruß eilte man fort, und das Vaudeville, das man an jenem Abend, als die Nach- richt von Napoleons Flucht anlangte, zum ersten Mal im Scherz aufgeführt hatte, das Vaudeville: „der unter-

brochene Tanz," es fand jetzt bei der Nachricht von Napoleons Heimkehr nach Frankreich seine zweite Wiederholung, aber sehr im Ernst, und die Gesichter aller der unfreiwilligen Mitspieler waren bleich und verstört.

Der Congreß in Wien, er war von dieser Stunde an wirklich ein „unterbrochener Tanz", und jetzt konnte man nicht mehr sagen: A Viènne, l'unique affaire est de traiter le plaisir!

Napoleon hatte wohl dafür gesorgt, daß man endlich auf dem Wiener Congreß sich auch mit ernsten Dingen beschäftigen mußte, und dem „tanzenden Congreß" hatte er ein Ende gemacht.

Das Gewitter war wieder über Europa heraufgezogen. Napoleon hatte, wie Kaiser Franz sagte, geblitzt, und jetzt mußten die Alliirten den Donner vernehmen lassen.

Dieser Donner erdröhnte am Morgen des dreizehnten März, und in der Nacht des unterbrochenen Ballfestes beim Fürsten Metternich hatten die Alliirten ihn vorbereitet.

Am dreizehnten März erschien die feierliche Proclamation der verbündeten Monarchen, in welcher sie vor ganz Europa Napoleon in die Acht erklärten.

Diese Proclamation lautete:

„Die Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichnet haben, jetzt beim Congresse in Wien vereinigt, und unterrichtet sind von der Entweichung Napoleons, wie auch von seinem Einbruch in Frankreich mit bewaffneter Hand, die Mächte erachten es ihrer Würde und des Interesses der öffentlichen Ordnung wegen für ihre Pflicht, eine feierliche Erklärung abzulegen über die Gefühle, welche dies Ereigniß in ihnen hervorgerufen hat."

„Bonaparte hat durch den Bruch der Convention, welche ihn auf der Insel Elba einsetzte, den einzigen gesetzlichen Anspruch vernichtet, an welchen seine Existenz geknüpft war. Durch sein Wiedererscheinen in Frankreich, das verbunden ist mit Plänen der Verwirrung und des Umsturzes alles Bestehenden, hat er sich selbst des Schutzes der Gesetze beraubt und der ganzen Welt gegenüber an den Tag gelegt, daß man nicht im Stande ist, Ruhe und Frieden mit ihm zu haben."

„Demgemäß erklären die Mächte, daß Napoleon Bonaparte sich außerhalb aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen gesetzt hat, und daß sie ihn als Feind und Störer des Weltfriedens der öffentlichen

Acht überliefern. Sie erklären zu gleicher Zeit, daß, fest entschlossen, den Tractat von Paris vom dreißigsten März 1814 aufrecht zu halten, sie alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anwenden wollen, damit der allgemeine Frieden, dieser Gegenstand der Wünsche von ganz Europa, dieses beständige Ziel aller ihrer Arbeiten, nicht auf's Neue gestört werde, und damit er gesichert sei gegen jedes Attentat, das droht, die Völker wieder in die Unordnungen und das Unglück der Revolutionen zurückzustoßen."

„Obwohl innig überzeugt, daß ganz Frankreich, sich um seinen legitimen Herrscher schaarend, diesen letzten Versuch eines verbrecherischen und ohnmächtigen Deliriums unverzüglich in das Nichts schleudern werden, erklären doch alle Souveräne Europa's, daß sie, belebt von denselben Gefühlen, und geleitet von denselben Principien, auf den Fall, daß gegen alle Berechnung aus diesem Ereigniß eine wirkliche Gefahr irgend einer Art entstehen könnte, bereit sein werden, dem König von Frankreich und der französischen Nation, oder jeder anderen angegriffenen Regierung, sobald es gefordert wird, den nöthigen Beistand zu leihen, um die öffentliche Ruhe wieder herzustellen, und gemein=

schaftliche Sache zu machen gegen alle Diejenigen, die es versuchen wollen, sie zu compromittiren."*)

---

*) Fleury de Chaboulon: Mémoires etc. Vol. II. 182.

IV.

Die Siegesbotschaft.

Tiefe Stille, ununterbrochene Ruhe herrschte nach wie vor in den Räumen des Schlosses von Schönbrunn. Einen Moment nur war diese Stille von der Nachricht, welche aus Elba und Frankreich herübertönte, unterbrochen worden, dann war wieder Alles schweigend und lautlos geworden und keine weiteren Nachrichten waren bis zum Ohr der Kaiserin gelangt.

Keine einzige französische Zeitung durfte mehr die Schwelle des Schlosses überschreiten, und die österreichischen Zeitungen beobachteten ein strenges unverbrüchliches Schweigen über Alles, was in Frankreich geschah. Der Umgebung Marie Louisens war es vom Kaiser Franz streng untersagt, ihre Gebieterin von den Gerüchten zu unterhalten, welche in Wien coursirten, oder auch nur vor ihr den Namen des Kaisers Napoleon

zu nennen; und da man wußte, daß es überall auch in Schönbrunn Späher und Aufpasser gab, und da man vor allen Dingen fürchtete, Marie Louise würde das, was man ihr sagen möchte, dem Grafen Neipperg verrathen, hütete man sich wohl, dem Befehl des Kaisers Franz zuwider zu handeln.

Marie Louise wußte daher nichts von all' den Dingen, die man sich in Wien erzählte, sie wußte nur, daß sie jetzt als Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla von den Monarchen anerkannt worden, daß der Kaiser Franz im Namen Marie Louisens vorläufig ihr neues Herzogthum administriren lasse, und daß sie nach wiederhergestelltem Frieden in Begleitung ihres ersten Ministers, des Generals Grafen Neipperg, nach Parma sich begeben würde.

Keine Kunde, wie gesagt, von den Ereignissen, welche sich in Frankreich begeben, war an ihr Ohr gedrungen; nur die Achtserklärung, welche die Alliirten gegen Napoleon geschleudert, war Marie Louise von dem General Neipperg mitgetheilt worden, und nur aus dieser hatte sie erfahren, daß Napoleon in Frankreich gelandet war.

Seit diesem Tage indeß war Marie Louise schweigsam und traurig geworden, das Lächeln war von ihren

purpurnen Lippen gewichen, ihre Wangen waren erblaßt, oft saß sie zu ganzen Stunden, gedankenvoll vor sich hinstarrend, da, und achtete nicht auf das liebevolle Zureden ihrer Damen und hörte nichts von dem heitern Geplauder ihres Sohnes.

Was war es, das Marie Louise so befangen und traurig machte?

War es diese furchtbare Achtserklärung, welche ihren Gemahl, den Vater ihres Sohnes, außerhalb des Gesetzes und der Menschenrechte erklärte?

War es die Sorge um das Schicksal Napoleons, die ihre Augen oft wie mit trüben Schleiern verhüllte?

Niemand wußte das zu sagen. Marie Louise sprach zu Niemand, sie schien angstvoll jede Aeußerung zu vermeiden über das, was ihre Seele beschäftigte, und verbrachte viele Stunden des Tages einsam und allein in ihren Gemächern.

Nur wenn Graf Neipperg kam, schien sie sich gewaltsam aus ihrem dumpfen Hinbrüten aufzuraffen und bemüht, ihre traurige, schwermuthsvolle Stimmung zu überwinden, nur dann kehrte ein Lächeln auf ihre Lippen zurück, ward sie gesprächig und heiter. Mit dem Grafen machte sie täglich weite Spazierritte, mit ihm musicirte sie und lauschte mit einem sanften Lächeln seinem herr=

lichen Clavierspiel. Aber sobald er sie wieder verlassen, legten sich die Schatten wieder über ihr Antlitz, wich das Lächeln von ihren Lippen, überließ sie sich wieder ihrem schweigenden Trübsinn.

So waren vierzehn Tage vergangen und Marie Louise war immer stiller, immer schweigsamer geworden, und ihre Augen, welche sonst so heiter glänzten, waren jetzt geröthet, doch hatte Niemand ihre Thränen gesehen, nnd Niemand wußte, ob Marie Louise weine.

Es war noch früh am Morgen und die Gräfin Montesquiou hatte so eben, wie sie das jeden Morgen zu thun pflegte, den jungen Prinzen zu seiner Mutter geführt, um ihr seinen Morgengruß darzubringen.

Marie Louise empfing den Sohn mit einem trüben Lächeln, und ihn dicht zu sich heranziehend, legte sie ihm leise die Hand auf die goldenen Locken und schaute ihm lange und tief in die Augen.

Hast Du mich lieb, Napoleon? fragte sie mit leiser, zitternder Stimme.

Der kleine Prinz stieß einen Freudenschrei aus und warf mit glühendem Ungestüm seine beiden Arme um den Hals seiner Mutter. Ach, rief er dann, sich lebhaft wieder emporrichtend, haben Sie gehört, liebe Quiou? Meine liebe Mama Kaiserin hat mich doch

Napoleon genannt, und der kleine böse Erzherzog hat doch gelogen.

Oh, Sire, rief die Gräfin von Montesquiou, man darf Niemand einer Lüge beschuldigen, besonders in seiner Abwesenheit.

Ich will's ihm aber auch in's Gesicht sagen, daß er gelogen hat, rief der Prinz trotzig. Ja, er hat gelogen, meine Mama Kaiserin hat mich so eben Napoleon genannt, und es ist also nicht wahr, daß sie den Kaiser von Oesterreich gebeten hat, er solle ihr erlauben, daß sie mir den häßlichen Namen Franz geben darf.

Aber Sire, das ist kein häßlicher Name, sagte die Gräfin, es ist ja der Name Ihres Herrn Großvaters.

Aber ich will nicht heißen, wie Er, rief der Prinz. Ich will heißen, wie mein Papa Kaiser, ich will Napoleon heißen, Napoleon!

Marie Louise zuckte zusammen, und eine dunkle Röthe überflog ihre Wangen.

Sprich nicht so laut, mein Sohn, sagte sie, angstvoll um sich blickend. Du weißt, Dein Großvater hört den Namen Napoleon nicht gern.

Aber Du, nicht wahr, meine liebe Mama Kaiserin, Du hörst ihn gern?

Nenne mich nicht mehr Mama Kaiserin, sagte Marie Louise ausweichend, ich bin keine Kaiserin, sondern nur eine Herzogin.

Das Kind sah sie mit großen staunenden Blicken an, und allgemach flammten seine Augen auf. Du eine Herzogin? rief er. Nein, das ist nicht wahr! Die Marschälle, welche meinen Papa Kaiser verriethen, das waren Herzoge, aber Du kannst nicht sein, was die Verräther waren! Du bist die Kaiserin, denn mein Papa, das ist der Kaiser, und ich weiß recht wohl, warum der Herr Großvater von Oesterreich den Namen Napoleon nicht gern hat. Das kommt daher, daß ihm der Kaiser Napoleon so viele Schlachten abgewonnen hat!

Schweig, rief Marie Louise heftig, und sich an die Gräfin Montesquiou wendend, fuhr sie in strengem Ton fort: Sie sollten um Ihrer Selbst willen dafür Sorge tragen, daß der Prinz nicht von Dingen hört, die seiner Jugend und seiner Stellung wenig angemessen sind, und welche den Kaiser, meinen Vater, in dem Verdacht bestärken, daß Sie auf das Gemüth meines Sohnes in einer Weise influiren, die seiner Zukunft schädlich sein könnte.

Maman, rief der Prinz mit Thränen in den Augen,

und sich angstvoll an die Gräfin anklammernd, oh, Maman, schilt meine liebe Quiou nicht. Sie hat mir nichts erzählt, sie ist gar nicht Schuld daran, daß ich meinen Papa Kaiser noch immer lieb habe, und ihn gar nicht vergessen kann. Oh, sieh mich nur nicht so böse an, liebe Mama! Ich will still sein, ganz still. Laß mich nur noch ein wenig bei Dir. Nur so lange, bis der Herr Graf Neipperg kommt, und Dich zum Spazierenreiten abholt. Ah, er kommt recht oft, der Herr Graf, und seit er so viel im Schloß ist, sehe ich meine liebe Maman so sehr selten, und darf niemals wie sonst mehr in ihrem Zimmer spielen. Sieh doch, liebe Maman, da drüber in der Fensternische, da steht mein Spieltisch mit den schönen Soldaten. Es ist so lange her, daß ich hier nicht mit ihnen spielen durfte, denn immer kam der Graf Neipperg, und ich durfte nicht stören. Aber heute ist er nicht hier, und nicht wahr, Maman, heute erlauben Sie Ihrem kleinen Napoleon, daß er hier bleibt und noch ein wenig spielen darf?

Bleibe, mein Sohn, sagte Marie Louise seufzend, und Sie, Frau Gräfin, wollen Sie, wenn Sie den Prinzen an seinem Tisch installirt haben, so gütig sein, zu mir zurückzukehren!

Gräfin Montesquiou verbeugte sich schweigend, und

dann die Hand des Prinzen nehmend, führte sie ihn zu dem letzten Fenster des Salons, in dessen tiefer Nische ein kleiner Tisch mit allerlei Spielgeräth und ein Stuhl sich befanden. Die Gräfin half dem Prinzen seine Regimenter aus den Schachteln hervorzuheben, und bald war der kleine Napoleon so ganz vertieft in sein Soldatenspiel, daß er es kaum bemerkte, als die Gräfin ihn verließ, um zu der Kaiserin zurückzukehren.

Marie Louise saß in ihren Lehnstuhl zurückgesunken, und starrte düster vor sich hin. Die Gräfin näherte sich ihr, und schauete sie lange mit theilnahmsvollen Blicken an.

Ew. Majestät leiden? fragte sie dann mit leiser zitternder Stimme.

Marie Louise zuckte erschrocken in sich zusammen und hob ihr Antlitz mit einem trüben Schmerzensausdruck zu der Gräfin empor. Ja, sagte sie seufzend, ich leide, oh, ich leide sehr!

Ew. Majestät sollten den Arzt rufen lassen, sagte die Gräfin.

Ach, meine liebe Gräfin, seufzte Marie Louise, es ist nicht mein Körper, welcher leidet, sondern meine Seele, und kein Arzt weiß ein Mittel dafür.

Vielleicht doch, flüsterte die Gräfin leise und schnell. Ich errathe, was die Seele meiner Kaiserin bewegt, ich begreife, wem Ihre Seufzer gelten, wohin Ihre von Thränen gerötheten Augen gerichtet sind. Ew. Majestät sehnen Sich gleich uns Allen nach Frankreich, Ew. Majestät möchten Kunde erhalten von den großen Dingen, welche dort geschehen.

Still, oh, mein Gott, wenn uns Jemand hörte, sagte Marie Louise, angstvoll umher schauend und ihre scheuen Blicke mit einem forschenden Ausdruck auf die Pendüle heftend.

Majestät, flüsterte die Gräfin, es ist noch früh und erst in einer Stunde wird der Graf Neipperg kommen, um Ew. Majestät zu dem gewöhnlichen Spazierritt abzuholen. Ach, ich beschwöre Ew. Majestät, wollen Sie in dieser Stunde Ihren Getreuen Gehör schenken? Wollen Sie dem Grafen Montbrun eine Audienz gewähren?

Dem Grafen Montbrun? fragte Marie Louise überrascht. Ist der hier in Wien?

Majestät, er ist seit Monaten hier, aber unter falschem Namen, und er hat es nicht gewagt, sich Eurer Majestät darzustellen, um nicht die Augen der Polizei auf sich zu lenken und nicht in seiner angenommenen

Rolle als glühender Legitimist sich ein Dementi zu geben. Aber heute ist er hierher gekommen und fleht um eine Audienz. Er sagt, er bringe Eurer Majestät Nachrichten von der größten Wichtigkeit. Wollen Sie die Gnade haben, ihn zu empfangen?

Marie Louise schwieg und blickte gedankenvoll vor sich hin. Ja, sagte sie endlich, entschlossen ihr Haupt emporrichtend, ja, ich will ihn annehmen. Ich habe mich, gedrängt von den Umständen und Verhältnissen, bewegen lassen zu einem grausamen Schritt gegen meinen Gemahl. Ach, sagen Sie kein Wort, Gräfin, ich weiß sehr wohl, daß ich Sie Alle betrübt habe, — ach, ich selber bin seitdem auch betrübt, ich bereue und möchte wieder gut machen! Vielleicht kann ich meinem Gemahl nützlich sein, vielleicht ist er in Noth, flüchtig, verfolgt und ich kann ihm von meinem Vater ein Asyl erflehen. — Ja, führen Sie den Grafen herein, aber geben Sie wohl auf die Uhr Achtung, damit er geht, bevor der Graf Neipperg kommt.

Der Graf ist in meinem Zimmer und ich werde ihn, sobald es Zeit ist, auch dahin wieder zurückführen, sagte die Gräfin hastig. Erlauben Ew. Majestät jetzt, daß ich den Grafen hierher führe.

Sie verließ eilig das Gemach und kehrte nach eini-

gen Minuten schon zurück, gefolgt von dem Grafen Montbrun.

Marie Louise ging ihm lebhaft einige Schritte entgegen. Sie haben mich sprechen wollen, sagte sie, Sie haben mir wichtige Nachrichten zu bringen sagt mir die Gräfin? Von wem sind diese Nachrichten?

Majestät, die sind von dem Kaiser Napoleon, sagte Graf Montbrun feierlich.

Er lebt also noch? rief Marie Louise bebend. Man hat ihn noch nicht eingefangen? Ach, sagen Sie schnell, er ist noch frei?

Graf Montbrun schauete die Kaiserin mit erstaunten Blicken an. Ew. Majestät wissen also nichts? fragte er. Sie haben keine Botschaft aus Frankreich erhalten?

Ich weiß gar nichts, rief Marie Louise, man hält jede Nachricht von mir fern. Ich weiß nur, daß der Kaiser Napoleon von Elba geflüchtet, in Frankreich eingebrochen, von den Monarchen geächtet ist, und daß er sich, um der Wuth des französischen Volkes, der Rache der Alliirten zu entgehen, mit den wenigen Getreuen, die ihn nicht verlassen haben, in die Pyrenäen geflüchtet hat.

Ach, das hat man gewagt, Eurer Majestät zu erzählen, rief Montbrun, zu solchen Mitteln der Lüge hat

man seine Zuflucht genommen, um die Gemahlin des Kaisers zu hintergehen. Ach, ich beschwöre Ew. Majestät, wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu erzählen, was sich in Frankreich begeben? Darf ich Ihnen der reinen lautern Wahrheit gemäß von den Ereignissen Bericht erstatten?

Marie Louise warf einen spähenden Blick durch das Zimmer, als fürchte sie, es möchte sich irgendwo ein Lauscher verborgen halten. Aber Niemand war da, als die Gräfin Montesquiou, welche neben ihrem Lehnstuhl stand; den kleinen Napoleon, der da drüben in der Fensternische saß, den hatte Marie Louise ganz vergessen, an den dachte sie gar nicht mehr, nur auf die Uhr heftete sie die Augen.

Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, sagte sie. Eilen Sie sich, erzählen Sie schnell. Was ist geschehen, seit der Kaiser in Frankreich gelandet ist?

Majestät, es sind Dinge geschehen, welche mehr einem erhabenen Heldenepos, als der Wirklichkeit anzugehören scheinen, und doch haben sie sich wirklich begeben, und doch schwöre ich, daß ich es nicht wagen werde, auch nur mit einem einzigen Wort zu übertreiben oder auszuschmücken. Die Weltgeschichte hat hier ein Epos geschrieben, das größer ist, als alle Heldengedichte

Homer's. — Man hat Ihnen also nur gesagt, Majestät, daß der Kaiser mit seinen achthundert Soldaten im Hafen Juan bei Cannes gelandet ist, und vielleicht hat man noch hinzugefügt, daß ein Theil der Garden nach Antibes marschirte, und dort von dem Gouverneur gefangen genommen ward?

Ja, man hat mir dies gesagt, und daß, erschreckt von diesem Fehlschlag, die andern Soldaten den Kaiser verließen, und er sich in das Gebirge flüchtete.

Montbrun zuckte die Achseln. Man hat also geglaubt, daß die hell glänzende Wahrheit die Augen Eurer Majestät verblenden würde, und darum hat man zu der finstern farblosen Lüge seine Zuflucht genommen! Nein, Majestät, Napoleon floh nicht in's Gebirge, seine Getreuen verließen ihn nicht! Sie zogen muthig mit ihrem Kaiser durch die Nacht dahin, und der Mond leuchtete ihm auf seinem Pfad, und behütete den heimkehrenden Kaiser, als er durch die schneegefüllten Gebirgsschluchten dahin zog. Bei Grasse machte er am Morgen Halt, und die Einwohner der kleinen Stadt strömten herzu, um ihn zu begrüßen, und ihm zu klagen, wie viel Unrecht sie erduldet während seiner Abwesenheit. Der Kaiser hörte sie gütig an, und versprach ihnen baldige Abhülfe. Dann zog er weiter, vorüber an Antibes,

das ihm seine Thore geschlossen hatte, den Weg nach Grenoble dahin. Die Straße war verödet, der Regen goß in Strömen nieder, tiefe Einsamkeit umgab den Kaiser und seine kleine Armee. So zogen sie dahin fünf Tage lang, ohne Menschen auf ihrem Wege zu finden, ohne irgend Soldaten zu begegnen. Aber jetzt, unfern von Grenoble bei dem Dorf La Frète, kommt ihnen ein Detaschement Soldaten entgegen; sie machen Halt, ihre Blicke richten sich drohend auf den anmarschirenden Feind. Der Hauptmann tritt vor die Front seiner Soldaten und commandirt: Anlegen! — Die Soldaten, gehorsam dem Befehl ihres Obern, heben die Gewehre, — da tritt Napoleon vor, Er ganz allein, mit dem kühnen Feldherrnauge schauet er zu seinen Soldaten hin. „Meine Freunde, sagt er, erkennt Ihr mich nicht mehr? Ich bin Euer Kaiser. Wenn in Euren Reihen sich ein Soldat befindet, der seinen General tödten will, so mag er es thun! Hier bin ich!“ — Die Soldaten, bezaubert von dem Blick, der Stimme ihres Feldherrn, die Soldaten setzten ihre Gewehre ab, und riefen, während Thränen der Wonne ihren Augen entströmten: Es lebe der Kaiser! Und Napoleon grüßte sie mit einem freundlichen Lächeln, und commandirte mit lauter Stimme: rechts um! — Und rechts um

schwenkte das Bataillon, und stellte sich als Avantgarde vor den Kaiser hin.

Oh, welch' ein Glück! murmelte Marie Louise hochaufathmend, und in ihrer eigenen Aufregung sah sie nicht, daß dicht neben ihr, von dem Rücken des Fauteuils versteckt, der kleine König von Rom stand, das Köpfchen vorwärts geneigt, das rosige Antlitz strahlend von Entzücken, und die großen blauen Augen, denen helle Thränen entstürzten, mit dem Ausdruck glänzender Freude auf den Erzähler gerichtet. Sie sah auch nicht auf die Gräfin Montesquiou, die auf der andern Seite ihres Fauteuils stand, die Hände gefalten, bleich vor Erregung, die von Thränen umdunkelten Augen gen Himmel erhoben, mit bebenden Lippen ein Gebet des Dankes zu Gott emporflüsternd. Marie Louise sah, wußte, dachte nichts, ihre ganze Seele lag in den Blicken, welche sie auf den Grafen heftete, in dem Ton, mit welchem sie jetzt flüsterte: weiter! Oh, erzählen Sie weiter!

Montbrun verneigte sich, und hoch aufathmend fuhr er fort:

Der Kaiser mit seiner neu gewonnenen Avantgarde zog weiter. Vor Grenoble stellte sich ihm das siebente Regiment entgegen, ausgesandt, den Kaiser mit seinen

Truppen zu bekämpfen, zu vernichten. Aber der Kaiser reitet ihm entgegen, sein Auge heftet sich auf den Anführer des Regiments, auf seinen früheren Adjutanten Carl von Labedoyère, und dieser, hingerissen von der Freude des Wiedersehens, schwenkt seinen Degen, und ruft: Vive l'Empereur! Und jubelnd brüllt das ganze Regiment ihm nach: vive l'Empereur! und die Soldaten werfen ihre Gewehre hin und knieen nieder und Thränen entströmen den Augen ergraueter Krieger, sie heben ihre Arme empor, als wollten sie Alle, Alle den Kaiser an ihr Herz drücken, sie rufen ihn mit zärtlichem Liebeswort, sie grüßen ihn als ihren geliebten heimgekehrten Herrn. Dann springen sie auf, um mit einer Bewegung des Zorns die weiße Cokarde von ihren Czako's zu reißen, die geliebte Tricolore, die sie bis dahin sorgfältig in ihrem Tornister verborgen gehalten, wieder anzuheften, und dann die Luft zu erfüllen mit dem erneuerten Jubelgeschrei: vive l'Empereur! Bei La Frète hatte er ein Bataillon erobert, jetzt, bei Grenoble, eroberte er ein Regiment! — So zog der Kaiser weiter gen Grenoble hin. Die Thore der Festung waren geschlossen, und General Marchand wollte die Stadt vertheidigen. Aber die Soldaten auf den Wällen riefen gleich den Soldaten außen vor den Mauern,

vive l'Empereur, sie nahmen ihre Aexte und Hämmer, und hämmerten und schlugen gleich denen da draußen gegen die Thore und Pallisaden, um sie zu zerstören, und dem Kaiser die Festung zu öffnen, und Tausende von Menschen standen auf den Wällen, und jubelten Napoleon ihr vive l'Empereur entgegen. Endlich fiel das Thor krachend zusammen, der Kaiser ritt in die Stadt ein, und aus dem andern Thor floh der General Marchand hinaus. Grenoble war gewonnen ohne Schwerdtstreich. Unter dem Jubel der Bevölkerung zog der Kaiser nach dem Gasthof hin, um kurze Rast zu halten. Als er in der Frühe des Morgens weiter zog, folgte ihm schon ein Heer von zwölftausend Mann, und überall, wohin er kam, zog ihm das Militair mit klingendem Spiel, mit freudigem Jauchzen entgegen, rief ihm die herbeiströmende Landbevölkerung ihren Willkomm zu und grüßte ihn als den Erretter und Befreier.

Und dies Alles ist wahr, wirklich wahr? fragte Marie Louise mit leuchtenden Augen. Es ist kein Mährchen, was Sie mir da erzählen? Mein Gott, man hat mir doch die französischen Zeitungen gezeigt, in welchem der Kriegsminister Marschall Soult den Parisern meldet, daß das „Ungeheuer," wie er den

Kaiser nennt, eine völlige Niederlage erlitten, daß überall die Landleute sich bewaffneten, um den „elenden Abenteurer" einzufangen, den „corsischen Wehrwolf" zu erschießen.

Man hat Ew. Majestät also mit denselben Mitteln täuschen wollen, mit denen man die Bevölkerung von Paris täuschen wollte, sagte Graf Montbrun mit einem verächtlichen Lächeln. Ja, der Minister Soult gab im Moniteur solche Schimpf- und Kriegsberichte, und suchte die Pariser über das Schicksal des Kaisers zu täuschen. Aber die Pariser konnten doch an dem Ton der Moniteurberichte selbst zwischen den Zeilen die Wahrheit herauslesen, und sie ergötzten sich an dem immer milder werdenden Ton der Zeitungsberichte. Die erste Nachricht, welche der Moniteur enthielt, bezeichnete Napoleon als den „von der Insel Elba entwischten Unhold." Die zweite Nachricht berichtete, daß „der corsische Wehrwolf" bei Cap Juan gelandet sei. Dann kam die Kunde, der „Tiger" habe sich zu Gay gezeigt, und am andern Tage berichtete der Moniteur, „der elende Abenteurer" zöge in den Gebirgen umher und könne nicht „entwischen." Doch mußte man nachher zugeben, daß „das Ungeheuer" dennoch entwischt sei, und sich zu Grenoble gezeigt habe. — Von nun an jedoch

wurden die Ausdrücke milder; der Moniteur meldete, „der Tyrann“ habe in Lyon seinen Einzug gehalten, und „der Usurpator“ wage es, sich der Hauptstadt zu nähern. Aber nach einigen Tagen berichtete der Moniteur: „Bonaparte“ nähere sich mit starken Schritten der Hauptstadt, dann meldete er, „Napoleon“ werde morgen in Paris erwartet, und am nächsten Tage stand mit großer Schrift im Moniteur zu lesen: „Se. Majestät der Kaiser und König Napoleon habe am zwanzigsten März seinen Einzug in die Tuilerieen gehalten.“ *)

Wie? rief Marie Louise, von ihrem Fauteuil aufspringend, wie, der Kaiser ist in die Tuilerieen eingezogen?

Ja, Majestät, sagte Montbrun, der Kaiser ist in die Tuilerieen heimgekehrt. Der König ist entflohen. Frankreich hat Napoleon wieder als seinen Herrn anerkannt, und jetzt ruft der Kaiser mit sehnsuchtsvoller Liebe nach seiner Gemahlin, und nach seinem Sohn, dem König von Rom.

Oh, mein Papa Kaiser ruft mich, rief der Prinz mit einem glückseligen Lächeln. Mein Papa Kaiser

---

*) Geschichte Napoleons. Von **r. II. 467.

ruft mich. Ach, mein lieber, lieber Papa, ich will zu Dir! Ich will wieder nach meinem schönen Paris, nach den lieben Tuilerieen. Mein Papa Kaiser ist da, und er ruft seinen kleinen König von Rom! Ach, er wird mich wieder auf seinen Arm nehmen, und mit mir spielen, und mir seinen Hut aufsetzen, und mich exerciren lassen, und ich werde wieder das schöne Lied singen, das Niemand singen durfte, als sein kleiner König von Rom. Oh, lieber, lieber Papa, ich kann's noch singen, und kann noch exerciren. Sie haben's mir hier wohl verboten, und ich habe nicht von meinem Papa sprechen dürfen, aber ich habe immer an ihn gedacht, und ihn immer lieb gehabt, und immer Abends zum lieben Gott gebetet: „lieber Gott, gieb, daß mein Papa wieder kommt und seinen kleinen König von Rom wieder an sein Herz nimmt und ihn aus diesem häßlichen Schloß erlös't, und nach Paris abholt.“ Und nun ist mein Gebet erhört, und mein Papa ist in den Tuilerieen, und er ruft mich! Mama, wann reisen wir ab? Wann fahren wir nach Paris? Der Papa hat Dich gerufen, und Du mußt gehorsam sein, denn er ist Dein Kaiser! Wann reisen wir ab?

Still, Napoleon still, bat die Gräfin Montesquiou, sich die Thränen trocknend, Ihro Majestät hat mit

dem Herrn Grafen zu reden, und Sie dürfen sie nicht stören.

Sie zog den Prinzen von der Kaiserin fort, und wollte ihn wieder zu dem Tisch mit dem Spielzeug hinführen, aber er riß sich los, und sprang vorwärts in die Mitte des Zimmers hinein.

Ich will exerciren, damit ich Alles kann, wenn ich zu meinem Papa komme, rief der Prinz. Und jetzt nahm er eine ernste militairische Haltung an, und hob die beiden Finger der rechten Hand salutirend gegen seine Stirn, als säße da auf dem in goldigen Locken herniederringelnden Haar der militairische Czako.

Vive l'Empereur! rief er, und im militairischen Schritt vorwärts marschirend, sang er mit lauter, jubelnder Stimme:

Allons, enfants de la patrie
Le jour de gloire est arrivé.

Majestät, flüsterte währenddeß der Graf Montbrun, der Kaiser ruft nach seiner Gemahlin und nach seinem Sohn. Wird der Ruf seiner Liebe vergeblich ertönen? Wird die Kaiserin Marie Louise nicht zu ihrem Gemahl, zu Ihrem Volk zurückkehren?

Ich weiß nicht, was mein Vater, der Kaiser, über mich beschließen wird, sagte Marie Louise beklommen.

Ihm bin ich Gehorsam schuldig, er allein hat über meine Zukunft zu entscheiden.

Graf Montbrun trat dicht zu ihr heran. Majestät, flüsterte er, der Kaiser Napoleon sendet mich. Er hat mir und einigen Getreuen den Auftrag gegeben, ihm die Gemahlin, sei's mit Güte oder mit Gewalt zuzuführen. Majestät, ein Wort aus Ihrem Munde, ach, ich beschwöre Sie im Namen des Kaisers, der in sehnsuchtsvoller Angst diesem Worte entgegen harrt, sagen Sie dies eine Wort: ich will nach Frankreich, zu meinem Gemahl zurückkehren!

Ach, was hülfe es mir, wenn ich es sagte, rief Marie Louise bebend. Ich habe nicht die Kraft, meinen Willen durchzuführen. Ich bin eine Gefangene, deren Willen man gebrochen hat, die abhängig ist von dem Willen ihres Vaters. Ich kann nicht thun, was ich zu thun wünschte, ich habe keinen Willen, ich kann nur gehorchen, der Nothwendigkeit mich fügen, dem Zwange mich unterwerfen!

Ein leises Lächeln glitt über die Züge des Grafen hin. Ew. Majestät werden also der Nothwendigkeit sich fügen, sagte er leise. Es ist eine Nothwendigkeit, daß sie nach Paris zurückkehren. Sie wollen dem Zwange sich unterwerfen! Der Kaiser Napoleon wird seine

Gemahlin also zwingen, zu ihm zurückzukehren, und der Kaiser Franz kann alsdann seiner Tochter, der Erzherzogin Marie Louise, keine Vorwürfe machen, da sie nur gewaltsam gezwungen worden, dem Ruf des Kaisers zu folgen, wird er nicht sagen können, daß sie eine ungehorsame Tochter ist! Ew. Majestät sehen, daß ich den Sinn Ihrer Worte verstanden habe, und ich schwöre, daß ich darnach handeln werde! Der Kaiser hat befohlen, daß seine Gemahlin und sein Sohn zu ihm nach Paris kommen! Wohlan, seine Getreuen sind bereit, sie ihm zuzuführen, und —

Der Graf Neipperg reitet so eben in den Hof ein, rief die Gräfin Montesquiou, von dem Fenster herbeistürzend. Um Gotteswillen, Graf, kommen Sie!

Sie faßte die Hand des Grafen Montbrun und zog ihn hastig zu der Thür hin. Kehren Sie in mein Zimmer zurück und erwarten Sie mich dort! flüsterte sie, dann schloß sie die Thür hinter dem enteilenden Grafen und kehrte zu der Kaiserin zurück, die ganz erschöpft und zerbrochen wieder auf den Fauteuil zurückgesunken war.

Um Gotteswillen, Majestät, Fassung, flüsterte sie, lassen Sie den Grafen nicht ahnen, was hier vorgefallen ist, oder wir sind verloren.

Fassung, Fassung! murmelte Marie Louise. Ich habe keine. Meine ganze Seele ist in Aufruhr! Aber es ist wahr, er darf nichts ahnen, ich muß mich zusammenraffen! Und ich will es! sagte sie, sich erhebend und hastig auf und abgehend. Gräfin, führen Sie den Prinzen dort an den Spieltisch zurück, sagen Sie ihm, daß er sich still verhalten, daß er nichts verrathen soll.

Gräfin Montesquiou zog den kleinen Prinzen nach der Fensternische hin. Sire, flüsterte sie leise, wenn Sie ein Wort von dem verrathen, was der Graf Montbrun erzählt hat, so wird man mich von Ihnen fortjagen und Ihnen eine andere Gouvernante geben.

Der Knabe sah sie mit einem raschen, verständnißvollen Blick an. Ich werde nichts verrathen, flüsterte er, sei ruhig, liebe Quiou, ich werde ganz still sein und spielen.

V.

Herzog Franz.

Die Thür des Vorsaals öffnete sich und der Lakay meldete den General Grafen Neipperg. Marie Louise trat ihm lächelnd entgegen, und reichte ihm ihre Hand dar, die er an seine Lippen drückte.

Sie kommen spät, General, sagte sie, ich erwartete Sie schon lange zu unserm Spazierritt.

Graf Neipperg dankte ihr mit einem flammenden Blick für dies schmeichelhafte Wort, und Marie Louise, erröthend und verwirrt, ließ ganz unwillkürlich den Blick zu der Fensternische hinschweifen, in welcher die Gräfin mit dem Prinzen sich befand.

Ach, rief Graf Neipperg, da ist ja unser kleiner Herzog Franz!

Und mit lebhaften Schritten eilte er zu dem Prinzen hin.

Ich habe die Ehre, den Herzog Franz von Reichstadt zu begrüßen, sagte er, sich tief verneigend.

Der Knabe hob sein Haupt langsam von dem Spielzeug empor, schüttelte die Locken, welche über seine Wangen gefallen waren, zurück und blickte mit seinen großen blauen Augen erstaunt zu dem Grafen empor.

Wer ist der Herzog Franz von Reichstadt? fragte er.

Nun, sagte Graf Neipperg lächelnd, wissen Ew. Hoheit noch nicht Ihren eigenen Namen? Sie sind der Herzog Franz!

Nein, das ist nicht mein Name! rief der Prinz lebhaft. Ich heiße Napoleon und bin der König von Rom.

Ach, Sie reden da von den schönen Mährchen, mit denen Ihre Amme Sie früher in Schlaf gesungen hat, mein Prinz, sagte Graf Neipperg lächelnd. „Es war einmal ein kleiner König von Rom, und der wohnte mit einem großen Kaiser in einem wundervollen Palast, der von lauter Menschenschädeln erbaut war.“ Nicht wahr, Herzog Franz, so fing Ihr Mährchen an? Aber jetzt wollen Sie keine Mährchen mehr hören, denn Sie sind jetzt ein gar vornehmer Herr geworden, ein Herzog, und zu den Ammenmährchen lachen Sie, denn Sie sind schon so alt und verständig, daß Sie an keine Mährchen mehr glauben. Im Traum und im Mährchen nannte

man Sie Napoleon, jetzt sind Sie aufgewacht und Sie wissen, daß Sie, gleich Ihrem Herrn Großvater, Franz heißen, nicht wahr, mein kleiner Herzog?

Nein, mein Herr, sagte der Prinz, und seine weichen, kindlichen Züge nahmen einen trotzigen, ernsten Ausdruck an, und in seinen großen blauen Augen brannte ein Strahl von dem Feuergeist seines Vaters. Nein, mein Herr, wiederholte er noch einmal, ich heiße nicht Franz, sondern Napoleon, wie mein Vater, der Kaiser von Frankreich!

Graf Neipperg zuckte zusammen und wandte den verwunderten, fragenden Blick auf Marie Louise hin. Sie schlug vor diesem Blick die Augen nieder und erröthete.

Wie, gnädigste Frau, fragte er, Sie haben noch nicht die Gnade gehabt, dem Prinzen zu sagen, daß Se. Majestät der Kaiser Ihren Wunsch erfüllt und seinem Enkel seinen eigenen Namen gegeben hat?

Nein, flüsterte Marie Louise, es ist wahr, ich habe das vergessen, ich glaubte nicht, daß es damit solche Eile hätte.

Der Graf seufzte tief auf. — Marie Louise hörte diesen Seufzer, und rasch emporschauend begegnete ihr Auge dem traurigen, flehenden Blick des Grafen.

Frau Gräfin Montesquiou, sagte sie heftig und rasch, ich habe Ihnen mitzutheilen, daß Se. Majestät, mein Vater, mir auf meine Bitte die Erlaubniß ertheilt hat, meinem Sohn, statt des Namens Napoleon, einen andern zu wählen, und daß er mir gnädigst gestattet, ihm seinen eigenen Namen zu geben. Mein Sohn, der Herzog von Reichstadt, heißt also von heute an Franz und —

Nein, nein, rief der Prinz von seinem Stuhl aufspringend und hastig mit den Füßen stampfend, ich heiße nicht Franz, ich will mich nicht so nennen lassen. Ich heiße Napoleon!

Du heißt Franz, sagte Marie Louise, welche fühlte, daß der Blick des Grafen Neipperg auf ihr ruhte, Frau Gräfin, es ist mein ernster Wille, daß der Prinz fortan nur mit dem Namen Franz bezeichnet werde. Sie haben davon in meinem Namen die sämmtliche Dienerschaft zu benachrichtigen, und Sorge zu tragen, daß vor allen Dingen der Prinz selber sich meinem Befehl und Willen unterwerfe und es seinem Gedächtniß einpräge, daß er Franz heißt! Und jetzt, Gräfin, führen Sie den Herzog in sein Zimmer.

Kommen Sie, flüsterte die Gräfin mit von Thränen erstickter Stimme, kommen Sie!

Sie nahm die Hand des Prinzen und führte ihn, der ganz betäubt, ganz überwältigt schien von dem Schlag, der sein armes, kleines Herz getroffen, nach der Thür hin.

Aber auf einmal riß der Prinz sich ungestüm von ihr los, und sich umwendend, schritt er gerade zu seiner Mutter hin. Sein liebliches Antlitz war bleich und hatte in seinem tiefen, strengen Ernst einen Ausdruck weit über seine Jahre hinaus, seine Augen, die von keiner Thräne mehr befeuchtet waren, schossen flammende Blitze.

Ew. Majestät, sagte er trotzig, seine Arme über der Brust zusammenschlagend, und das Haupt stolz zurückwerfend, Ew. Majestät melde ich, daß ich nicht gehorchen werde, es mir nicht einprägen werde, daß man mir jetzt einen andern Namen geben will und daß ich niemals auf diesen andern Namen hören werde. Ich heiße nicht Franz, wie der Herr Kaiser von Oesterreich, sondern ich heiße Napoleon, wie mein lieber Vater, der Kaiser von Frankreich.

Um Gotteswillen, Sire, was thun Sie, rief die Gräfin, Sie wagen es —

Madame, sagte Marie Louise kalt, man muß gestehen, daß Sie Ihrem Zögling wunderbare Begriffe

von Gehorsam und Bescheidenheit beigebracht haben, und daß es vielleicht rathsam wäre, dafür zu sorgen, ihm andere Begriffe zu geben! Führen Sie den Herzog Franz fort! —

Sire, oh Sire, was haben Sie gethan, flüsterte die Gräfin, als sie mit dem Prinzen in ihr Gemach eintrat. Sie haben die Kaiserin erzürnt, Sie haben Ihrer Frau Mutter getrotzt.

Ich will aber nicht Franz heißen, rief der Prinz heftig. Wagen Sie es nicht, mich so zu nennen, Madame. Ah, da ist der Herr Graf Montbrun, rief er, den Grafen gewahrend, der eben aus der Fensternische hervortrat. Herr Graf, Sie haben uns erzählt, daß mein Papa wieder in Paris ist. Ach, ich bitte Sie, schreiben Sie meinem lieben Papa, er soll mir schnell seine Lanciers herschicken und mich abholen lassen. Und er soll mir meinen Wagen mitschicken und meine Pagen. Ich will hier nicht mehr bleiben! Ich will nach Paris! Ich will wieder in den Tuilerieen bei meinem lieben Papa Kaiser wohnen.

Möchten Sie das wirklich, Sire? fragte Montbrun, sich zu dem Knaben niederneigend.

Ja, das möchte ich, rief der Prinz freudig. Ich möchte es so gern, daß ich Demjenigen, der mich wieder

zu meinem Vater brächte, so lieb, ach so lieb haben und ihm Alles schenken wollte, was ich habe.

Montbrun wandte seinen forschenden Blick auf die Gräfin hin. Darf ich ihn vorbereiten? fragte er.

Thun Sie es, sagte sie. Die Dinge sind jetzt so weit gekommen, daß wir Alles wagen müssen, und keine Zeit mehr zu verlieren haben. Ich fürchte, man wird mir den Prinzen entreißen; die drohenden Worte, welche die Kaiserin so eben an mich richtete, haben mir die Absicht ihrer Zwingherren verrathen.

Was geschehen soll, muß heute oder morgen geschehen, denn übermorgen möchte es zu spät sein, möchte man den Prinzen strengern Wächtern übergeben haben.

Sie würden mich also lieb haben, wenn ich Sie zu Ihrem Vater, dem Kaiser Napoleon zurückführte? fragte Graf Montbrun.

Der Prinz warf statt aller Antwort seine beiden Arme um den Hals des Grafen, und das Gesicht an seiner Schulter verbergend, brach er in lautes Weinen aus.

Oh ich bitte, bitte, bringen Sie mich zu meinem Papa Kaiser, schluchzte er.

Nun wohl, ich will es. Der Kaiser hat mir befohlen, daß ich ihm seinen kleinen König von Rom

zurückführe, und jetzt, Sire, merken Sie wohl auf, was Sie thun müssen, damit wir von hier entfliehen können.

Oh, sprechen Sie, ich will mir Alles wohl merken, sagte der Prinz, mit seinen langen Locken die Thränen aus seinen Augen forttrocknend.

Morgen Nacht entführe ich Sie von hier, mein Prinz.

Morgen schon! flüsterte der Prinz und ein Lächeln verklärte sein Antlitz.

Sie müssen nur heute und morgen recht artig, sanft und vergnügt sein. Sie müssen lachen, wenn man Sie Franz nennt, und niemals müssen Sie von Ihrem Vater sprechen.

Ich werde es nicht thun, sagte der Knabe, ich werde nur an ihn denken! Was habe ich weiter zu thun?

Weiter nichts, als morgen Nacht nicht erschrecken, was auch geschehen möge, und wenn selbst Feuer in dem Schloß entstände, sondern ruhig und ohne zu schreien den Männern folgen, welche kommen werden, Sie zu retten und von hier fortzuführen, keinen Laut von sich zu geben, sondern Alles das zu thun, was man von Ihnen erbitten wird.

Sie werden also nicht selbst kommen mich von hier fortzuholen?

Nein, Sire, aber ich werde Ihnen einen treuen Freund senden, und der wird Sie zuerst zu einer Dame führen, welche Sie sehr liebt, und bei der Sie einen Tag verborgen bleiben. Am andern Abend komme ich dann, Sie abzuholen, und mit Ihnen nach Frankreich abzureisen.

Nach Frankreich! Zu meinem Papa, flüsterte der Knabe, in die Hände klatschend. Und meine Mama?

Wir werden an der französischen Grenze wieder mit ihr zusammentreffen, und mit der Kaiserin werden Sie in Paris anlangen! Aber jetzt, Sire, bitte ich Sie, wollen Sie mir gestatten, einige Worte mit der Frau Gräfin im Geheim zu sprechen.

Oh, ich werde gar nichts hören, ich werde mit meinen Soldaten spielen, und meine Regimenter marschiren lassen, rief der Prinz von dannen hüpfend.

Graf Montbrun trat mit der Gräfin Montesquiou in die Fensternische.

Morgen Nacht also, Gräfin, morgen muß es geschehen, flüsterte er. Sie sagten selbst, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.

Und sind Sie überzeugt, daß Ihr Plan gelingen wird? fragte die Gräfin.

Ja, ich bin davon überzeugt, sagte Montbrun. Es ist Alles wohl überlegt und vorbereitet. Wir haben Monate lang mit diesem Plan uns beschäftigt, und Sie wissen wohl, daß wir von Paris her die mächtigste Hülfe haben. Der Herzog von Otranto, dem es gelungen, sich wirklich wieder zum Polizeiminister Napoleons emporzuschwingen, setzt alle Hebel in Bewegung um uns hülfreich zu sein, denn er denkt an seine eigene Zukunft. Ist der König von Rom wieder in Paris, so ist, selbst auf den Fall, daß der Kaiser stirbt, oder besiegt wird, die Regentschaftsfrage gesichert, und Fouché hofft sich dann die Zügel der Regierung zu sichern. Fouché hat im Geheim mit dem Fürsten Metternich über die Flucht des Prinzen verhandelt, und er versichert, daß man uns keine allzugroße Schwierigkeiten in den Weg legen wird. Man wird nicht helfen, aber man wird geschehen lassen.

Trauen Sie um's Himmels willen weder den Worten Fouché's, noch den Worten Metternich's. Das sind zweischneidige Schwerter, welche immer verletzen und verwunden können, wenn man es am wenigsten vermuthet! Verlassen Sie sich auf Niemand anders, als

auf sich selber, und handeln Sie immer so, als ob Sie hier nur die größte Feindschaft, das glühendste und wachsamste Bestreben Ihren Fluchtversuch zu hindern, vermuthen müßten!

Ich habe das auch gethan. Ich und meine Freunde haben es daher sorgsam vermieden, Fouché oder seinen Creaturen genau den Tag der Flucht zu sagen, oder ihre unmittelbare Beihülfe zu beanspruchen. Niemand als die getreuesten Bundesgenossen werden bei der Flucht thätig sein. Herr von Narbonne wird den Prinzen von hier entführen, und er wird ihn, um alle Verfolgungen der Polizei zu vereiteln, zuerst nach Wien bringen. Dort wird er im Hause einer Dame, auf deren Treue und Verschwiegenheit wir zählen können, und die vor jeder Nachstellung der Polizei durch ihre Verhältnisse gesichert ist, die Nacht zubringen, und am andern Morgen wird sie mit dem, in ein Mädchen verkleideten Prinzen, mit guten und unverdächtigen Pässen versehen, Wien verlassen, mit dem Prinzen bis nach Straßburg fahren, wo wir sie erwarten.

Und Sie sind sicher, daß Sie dieser Dame trauen können? fragte die Gräfin. Bedenken Sie wohl, daß ich einst in die Hände des Kaisers geschworen habe,

den König von Rom zu behüten und zu bewachen, und ihn keinen fremden Händen zu überlassen. Wenn ich diesem Schwur also jetzt zuwider handele, so muß ich sicher sein, daß der Prinz solchen Händen übergeben wird, die ihn sicher behüten werden. Ich frage Sie also, kraft meines Amtes als Gouvernante des Königs von Rom, wie heißt und wer ist die Dame, welcher Sie den Prinzen anvertrauen wollen?

Nun, ich will Ihnen eine offene und rückhaltslose Antwort geben, Gräfin. Diese Dame heißt Friederike Hähnel, und sie ist die Freundin des Staatskanzlers von Hardenberg. Bei ihr wird man daher nicht den Sohn des Kaisers suchen, sie allein ist im Stande ihn sicher und ungefährdet von hier fortzuführen, und sie allein konnte durch den mächtigen Gönner der ihr zur Seite steht, und der freilich nichts ahnt von den Plänen der Freundin, zu einer Reise nach Frankreich Pässe erhalten, die man sonst Jedermann verweigern würde.

Aber wie kommt es, daß diese Dame, die Freundin eines dem Kaiser Napoleon feindlichen Staatsmannes, sich so sehr für das Schicksal des Königs von Rom interessirt, daß sie sogar ihre eigene Existenz und Stellung für ihn in Gefahr bringt?

Das, Gräfin, sollte eigentlich mein Geheimniß

sein, aber ich halte mich in meinem Gewissen verpflichtet, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen, um Sie ganz zufrieden zu stellen. Diese Dame also, Friederike Hähnel, liebt mich, und aus Liebe zu mir fördert sie meine Pläne, ist sie mir hülfreich und nimmt Theil an meinen Complotten. Gräfin, wäre der Zweck nicht ein heiliger und großer, so wären Sie berechtigt mich einen Verbrecher zu nennen, denn ich habe wissentlich und mit kalter Ueberlegung ein Herz verführt, ich hintergehe und betrüge eine große und starke Liebe, die bereit ist, mir Alles zu opfern, und die ich doch nur zu meinen Speculationen mißbraucht habe.

Und sie, diese Friederike Hähnel, sie mißtrauet Ihnen nicht? Sie glaubt an Ihre Liebe?

Ja, sie glaubt an meine Liebe, und deshalb geht sie auf alle meine Pläne ein. Sie hat mit wunderbarer Energie und Klugheit alle Vorbereitungen geleitet, für Alles gesorgt, Alles bedacht. Sie hat Alles eingeleitet und ersonnen, ihr Kopf ist unerschöpflich in Hülfsquellen und Vorschlägen gewesen, und ohne sie, die so unverdächtig erscheint, wären wir sicher nicht zum Ziel gelangt. Sie ist daher wohl geeignet, den Prinzen bei sich aufzunehmen, und ihn nach Frankreich zu geleiten! Ah, sie hofft dort meine Gemahlin zu

werden, und statt dessen werde ich ihr dort mein Verbrechen bekennen, und ihr gestehen müssen, daß ich ihre große und starke Liebe nur als das Werkzeug benutzt habe für meine Pläne, daß sie mir nur helfen sollte, den Prinzen und die Kaiserin zu befreien.

Sie weiß also auch um die Entführung der Kaiserin?

Ja, sie weiß darum, und sie hat auch hierzu Alles vorbereitet. Sie hat, als bedürfe sie das für sich zu einem Maskenball, einen eleganten Herrenanzug anfertigen lassen, sie hat Alles für die Toilette Nothwendige beschafft, selbst den Reisekoffer für die Kaiserin gepackt, und in ihrer Equipage wird der König von Rom von hier nach Wien fahren.

Aber ich begreife noch immer nicht, wie Sie es anfangen wollen, die Kaiserin zu dieser Flucht zu bewegen.

Ich werde sie dazu zwingen, rief Graf Montbrun lächelnd, denn sie will ja den Anschein haben, gezwungen worden zu sein, um ihre Rolle als gehorsame Tochter nicht zu gefährden. Sie sagt ja, daß sie keinen eigenen Willen hat; wir werden also für sie einen Willen haben, und ihre Worte verriethen mir, daß sie es also wünscht. — Sie wissen jetzt Alles, Gräfin.

Bereiten Sie also Alles vor, und wenn Sie dort drüben die Feuerzeichen aus den Fenstern der Kaiserin hervorleuchten sehen, so öffnen Sie das Fenster von dem Schlafzimmer des Prinzen, und lassen die Strickleiter herunter. Das ist Alles, was nöthig ist.

Nein, seufzte die Gräfin, was nöthig ist, das ist der Schutz Gottes! Oh, möge er Ihrem gefährlichen und gewagten Unternehmen zur Seite stehen, und die Kaiserin und den König von Rom behüten!

---

werden, und statt dessen werde ich ihr nur mein Bestreben nennen, und ihr gestehen müssen, daß ich Ihre Wege und [illegible] [illegible] nur als das Werkzeug benutzt habe für meine Pläne, daß sie mir nur helfen sollte, den [illegible] und die Kaiserin zu vertreten.

Sie weiß also auch um die Entführung der Kaiserin?

Ja, sie weiß darum, und sie hat auch [illegible] Alles vorbereitet. Sie hat, als [illegible] sie das für sich zu einem Abenteuer, einen [illegible] [illegible] [illegible], sie hat Alles für die Toilette [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] den Reisekoffer für die Kaiserin gepackt, und in ihrer Equipage wird der König von [illegible] [illegible] nach [illegible] fahren.

Aber ich begreife noch immer nicht, wie Sie [illegible] wollen, die Kaiserin zu dieser Flucht zu [illegible].

Ich werde sie dazu zwingen, auf Graf [illegible] [illegible], denn sie will in den Armen [illegible], [illegible] [illegible] werden zu sein, um ihre Rolle als [illegible] [illegible] nicht zu [illegible]. Sie sagt ja, daß sie [illegible] [illegible] hat, wir werden [illegible] für die [illegible] haben, und ihre Worte [illegible] mir. [illegible] es also wünscht — Sie wissen nun Alles, [illegible]

Bereiten Sie also Alles vor, und wenn Sie dort drüben die Feuerzeichen aus den Fenstern der Kaiserin hervorleuchten sehen, so öffnen Sie das Fenster von dem Schlafzimmer des Prinzen, und lassen die Strickleiter herunter. Das ist Alles, was nöthig ist.

Nein, seufzte die Gräfin, was nöthig ist, das ist der Schutz Gottes! Oh, möge er Ihrem gefährlichen und gewagten Unternehmen zur Seite stehen, und die Kaiserin und den König von Rom behüten!

m

mit

appte
Thür,

les gut
und ich
chschlüssel

VI.

Die Flucht.

Die Nacht des dreißigsten März war hereingebrochen, eine finstere, dunkle Regennacht. Kein Stern stand am Himmel, und nicht mit einem einzigen Lichtstrahl vermochte der Mond die Wolken zu durchdringen, die schwer und grollend den ganzen Horizont überhingen, und die Erde wie mit schwarzen Schleiern überschatteten.

Die Lichter im Schlosse zu Schönbrunn waren längst schon erloschen, die Bewohner des Schlosses waren längst schon zur Ruhe gegangen. Der Regen, der gegen die Fenster plätscherte, störte die Schlafenden nicht, der Sturm, der durch die großen beschnittenen Alleen des Parks pfiff, und zuweilen wie mit machtvollem Finger, gegen die Pforten und die Fenster klirrte, weckte doch Niemand aus dem ersten, erquicklichen Schlummer.

Aber er überdeckte das Geräusch zweier heranrollender Wagen, und der Regen, welcher den Boden aufgeweicht hatte, machte das Geräusch der Räder noch unhörbarer.

Der eine der Wagen hielt diesseits des Schlosses neben der kleinen Pforte, die in den Park führte, und der zweite Wagen fuhr hinüber, nach der anderen Seite des Schlosses, fuhr vorsichtig und langsam dort um den Flügel des Schlosses herum, und hielt neben der kleinen Seitenpforte an, die seit lange unbenutzt und ungeöffnet, von den Bewohnern des Schlosses fast ganz vergessen war. Ein Mann stieg aus diesem zweiten Wagen hervor, und vorsichtig und geräuschlos die Wagenthür schließend, trat er zu dem Kutscher hin.

In einer Viertelstunde, hoffe ich, wird Alles gethan sein, flüsterte er. Leben Sie wohl bis dahin.

Leben Sie wohl, Graf, und der Himmel sei mit Ihnen, flüsterte der Kutscher.

Der Graf schlich leise zu der Pforte hin, tappte vorsichtig mit den Händen nach dem Griff der Thür, und öffnete sie.

Oh, flüsterte er leise, die Gräfin hat Alles gut vorbereitet. Sie hat die Thür aufgeschlossen, und ich habe nicht einmal nöthig von meinem Nachschlüssel

Gebrauch zu machen. Aber wenn ich wiederkomme, werde ich die Thür verschließen.

Er drückte leise die Thür hinter sich zu, und stand jetzt innerhalb des Schlosses auf einem kleinen mit Backsteinen ausgelegten Flur.

Nur noch einmal die Lection überlegt, damit kein Irrthum vorfällt, flüsterte der Graf in sich hinein. Das Programm lautet so: „Einmal auf dem Flur stehend, wendet man sich links, geht zwanzig Schritte seitwärts und befindet sich dann vor einer kleinen Treppe. Diese Treppe, welche funfzig Stufen hoch ist, geht man hinauf und befindet sich auf einem Seitencorridor des obern Stockwerks. Zwei Schritte links machend, steht man vor einer Thür, welche so künstlich in die Bretterwand eingelassen ist, daß sie dem Auge des Uneingeweihten nicht zu erkennen ist, und daß Niemand der jetzt im Schlosse Anwesenden von ihrer Existenz weiß. Selbst die Kaiserin Marie Louise kennt nicht das Geheimniß dieser Thür, und sie ahnt nicht, daß ihr eigener Gemahl, als er in Schönbrunn residirte, diese Thür heimlich hier anbringen ließ, um unbemerkt das Schloß betreten und verlassen zu können. Auch Diejenigen, welche Marie Louise in Schönbrunn bewachen, kennen diese Thür nicht. Es ist ein Ge-

heimniß, das der Kaiser von Elba aus dem Baron von Ménéval hat melden lassen, und das uns jetzt sehr nützlich ist. Denn diese Thür führt gerade in das Toilettenzimmer der Kaiserin. Die Thür also befindet sich zwölf Schritte links von der Treppe. Mit der Hand über die Wand fahrend, wird man da einen kleinen Nagel, der wie von ungefähr dort eingeschlagen ist, entdecken. An diesen Nagel drückt man, und die Thür geht auf. Man ist jetzt im Toilettenzimmer der Kaiserin, geht gerade aus, zwanzig Schritt, und befindet sich dann vor der Thür, welche in das Schlafgemach der Kaiserin führt. Die Kaiserin schläft allein, aber die Thür nach dem nächsten Zimmer ist geöffnet und dort schlafen ihre beiden Kammerfrauen. Sie gehören zu den Unsrigen, und sie sind angewiesen, sich nicht auszukleiden. Sie werden das Zeichen des Feuers erwarten, und dann in das Zimmer der Kaiserin stürzen. Alles Andere, fuhr der Graf aufathmend fort, alles Andere wird sich finden. Hätte die Kaiserin nicht durchaus gezwungen, und wider ihren Willen fortgeführt sein wollen, so hätten wir die lästige Geschichte mit dem Feuer gar nicht nöthig gehabt. Es wäre nur nöthig gewesen, die geheime Thür zu öffnen, und sie hinunter zu geleiten. Aber sie hat nicht den Muth,

ihrem Vater zu trotzen, und will sich sichern für die Möglichkeit des Mißlingens. Nun wohl denn, sei es so! Auf, an's Werk!

Und der Graf schlich mit zwanzig wohlgezählten Schritten nach der kleinen Treppe hin.

Während dies auf dem rechten Flügel des Schlosses sich begab, hielt der Wagen, welcher an dem linken Flügel vorgefahren war, noch immer neben der kleinen Gartenpforte.

Ein Mann war ausgestiegen, und vorsichtig und leise hatte er die Pforte aufgeschlossen. Das Heulen des Sturmes hatte das Knarren der eisernen Thür übertönt, und der aufgeweichte Boden machte seine Schritte unhörbar. Hastig schlüpfte er an der Mauer entlang bis zu dem vierten Fenster des Parterre's. Hier blieb er stehen, und schaute empor zu dem Fenster da oben, welches, das einzige an der dunklen Reihe, von einem matten Lichtschimmer erhellt war.

Das Schlafzimmer des Prinzen, murmelte der Mann. Die Gräfin wacht, und wartet auf das Zeichen. Er blieb stehen, und lauschte, immer die Augen nach dem obern Fenster gewandt.

Plötzlich hörte man in der Ferne lautes Geschrei, ein heller Lichtschein, von der andern Seite des Schlosses

ausströmend, blitzte durch die Nacht, und Feuer! Feuer! hörte man erstickte Stimmen rufen.

Jetzt ist das Zeichen gegeben, murmelte der Fremde, und — ha, da öffnet sich das Fenster und die Strickleiter kommt!

Er streckte der luftigen seidenen Leiter, die sich zu ihm hernieder ließ, seine beiden Arme entgegen, faßte sie jetzt, und befestigte die unteren Enden an einem in der Mauer wie zufällig angebrachten eisernen Haken.

Nun kletterte er rasch und gewandt wie eine Katze die Leiter hinauf. Nun stand er am offenen Fenster.

Jetzt! sagte er leise. Wo ist der Prinz?

Hier bin ich! flüsterte der Knabe, der von den Händen der Gräfin gehalten auf dem Fensterbrett stand. Hier bin ich, mein Herr!

Wollen Sie mit mir kommen, Prinz?

Ja, mein Herr! Aber noch einen Kuß meiner lieben Quiou! Adieu, adieu!

Er küßte sie innig, und die Gräfin, ihn unter Thränen an ihr Herz drückend, flüsterte: Gott segne Sie, Sire, Gott behüte Sie!

Sie reichte den Knaben hinaus. Halten Sie ihn sicher, Herr von Narbonne, flüsterte sie, gehen Sie vorsichtig, oh, um des Himmels willen —

Herr von Narbonne hörte sie nicht mehr. Er schlüpfte behend, mit der einen Hand den Knaben fest an seine Brust drückend, mit der andern an der Strickleiter sich anklammernd, die luftigen Stufen hinunter.

Fürchten Sie sich, Sire? flüsterte er, während er hinabstieg.

Nein, mein Herr, ich fürchte mich nicht, sagte der Knabe. Ich weiß, daß ich zu meinem Papa gehe!

Jetzt hatten sie den Boden erreicht; nun mit hastigen Schritten sprang Herr von Narbonne, den Knaben im Arm haltend, vorwärts nach der Pforte hin, hinein in den Wagen.

Vorwärts, jetzt vorwärts! So rasch die Pferde jagen können!

Der Wagen rollte von dannen; Niemand hörte es, Niemand war auf diesem Flügel des Schlosses, Jedermann war hinüber geeilt nach dem andern Flügel des Schlosses, Jedermann wollte dort helfen, retten, denn der Ruf: Feuer! Feuer! hatte das ganze Haus erweckt, und nur nach den brennenden Zimmern war die Aufmerksamkeit hingelenkt.

Der Wagen rollte von dannen nach Wien hin und darin saß der kleine König von Rom, und je schneller der Wagen fuhr, desto strahlender ward sein Lächeln.

Ach, wie rasch das geht, jubelte er, in die Hände klatschend. Nicht wahr, nun werde ich bald bei meinem lieben Papa sein?

Ach, Sire, so bald noch nicht. Es ist sehr weit von Wien nach Paris.

Aber ich werde hinkommen, rief der Prinz. Ich werde meinen Papa Kaiser wiedersehen, er wird wieder mit mir spielen und mit mir lachen und singen. Ich liebe ihn so sehr, meinen guten Papa. Oh sagen Sie, ich werde doch gewiß zu ihm fahren? Sie bringen mich nicht anderswo hin? Sie halten Wort, Sie führen mich zu meinem Papa?

Ja, ich halte Wort! Sehen Sie nur, Prinz, da fahren wir in das Außenthor von Wien ein. Jetzt nur noch einige Straßen und wir sind vor dem Hause der Dame angelangt, bei welcher Sie diese Nacht schlafen und mit der Sie morgen nach Paris abreisen werden.

Ach, morgen reise ich nach Paris, jubelte der Prinz. Und in Paris erwartet mich mein Papa, und in Paris werde ich in den Tuilerieen wohnen, und da werde ich wieder der König von Rom sein, und ich werde meine Pagen wieder haben, und alle Menschen werden mich wieder lieb haben, und Alle werden freundlich zu mir sein, und Niemand, oh Niemand, wird mich wieder

Franz nennen. Oh sagen Sie, mein Herr, ist das nicht ein sehr häßlicher Name, Franz?

Es ist wahr, der Name Napoleon ist schöner, sagte Herr von Narbonne lächelnd, und Sie sind sicher, daß man Sie in Paris niemals anders nennen wird, besonders — Aber halt, was ist das, wir fahren in eine falsche Straße ein — Kutscher, wir müssen rechts fahren, rechts —

Herr von Narbonne sprang empor und riß das vordere Wagenfenster auf und legte seine Hand auf die Schulter des Wagenführers.

Sie haben einen falschen Weg eingeschlagen, hören Sie doch!

Aber der Kutscher hörte nicht, er hieb auf die Pferde ein, und fuhr in schnellerem Trabe vorwärts durch die von den flackernden Laternen matt erleuchteten Straßen.

Ich sage Ihnen, Kutscher, Sie haben einen falschen Weg eingeschlagen, rief Narbonne, dem Kutscher die Hand auf die Schulter legend und ihn heftig rüttelnd, Sie fahren in die Straße nach dem Burgthor hinauf, und Sie müssen rechts einbiegen, um nach dem Kärnthnerthor zu kommen.

Der Kutscher, ohne sich umzuwenden, ohne ein Wort

zu erwidern, hieb wieder auf die Pferde ein, und donnernd rollte der Wagen über das Pflaster dahin.

Mein Gott, mein Gott, was bedeutet dies? murmelte Narbonne, einen Moment wie betäubt in den Wagen zurücksinkend.

Herr von Narbonne, fragte der Prinz, leise weinend, ach, sagen Sie, werden wir nun doch nicht zu meinem Papa kommen? Will der böse Kutscher uns nicht dahin fahren?

Er soll uns dahin fahren, sagte Narbonne entschlossen, wieder von dem Sitz emporspringend und wieder dem Kutscher sich zuwendend.

Hören Sie, sagte er leise und rasch, Sie schlagen jetzt den Weg ein, den ich Ihnen angegeben, oder ich schieße Sie nieder.

Und indem er so sprach, hörte man ganz deutlich, wie er den Hahn seiner Pistole aufzog.

In demselben Moment hielt der Kutscher mit energischer Kraft seine Pferde mitten im Lauf an und sprang von seinem Sitz nieder auf den Boden.

Erstaunt blickte Herr von Narbonne aus dem Seitenfenster des Wagens. Sie befanden sich jetzt mitten in der großen, durch den Volksgarten dahin führenden Straße. Tiefe Oede und Stille herrschte rings umher.

nur hier und da warf eine Laterne einen trüben Schein auf die aufgeweichte, schmutzglitzernde Straße und hüllte dicht daneben wieder Alles in tiefere Dunkelheit ein.

Kutscher! rief Herr von Narbonne, Kutscher, wo sind Sie?

Keine Antwort erfolgte. Herr von Narbonne riß den Schlag des Wagens auf und sprang hinaus. In demselben Moment packten ihn von beiden Seiten vier mächtige Arme und rissen ihn von dem Wagen fort.

Herr von Narbonne! schrie der Prinz angstvoll, von dem Sitz aufspringend und im Begriff, aus dem Wagen zu stürzen.

Eine kräftige Hand schob ihn zurück, und ein Mann stieg zu ihm in den Wagen.

Sind Sie es, Herr von Narbonne? fragte Napoleon angstvoll, und als der Mann nicht antwortete, schrie er laut und angstvoll: Herr von Narbonne! Kommen Sie her zu mir, Herr von Narbonne!

Seine laute jammernde Stimme schallte weithin über den Platz und erreichte das Ohr Narbonne's, der eben, von den vier Männern an beiden Armen gehalten, in einen an der andern Seite des Weges stehenden Wagen geschoben ward.

Herr von Narbonne! rief Napoleon mit lauterer, flehenderer Stimme.

Hier! — Ich —

Eine schwere Hand legte sich auf Narbonne's geöffnete Lippen. Kein Wort, oder Sie sind des Todes, sagte eine drohende Stimme dicht neben seinem Ohr. Verhalten Sie Sich ruhig und Ihnen wird nichts geschehen.

Eben ward die Thür des Wagens, in welchem sich der Prinz befand, heftig zugeschlagen und der Wagen rollte von dannen.

Sie sehen, sagte die Stimme neben dem Herrn von Narbonne, Ihr Plan ist vereitelt, der Prinzenraub ist mißlungen. Die Polizei war von Allem unterrichtet, aber sie ließ die Flucht geschehen, um Beweise gegen die Hauptschuldigen zu haben. Aber wir wollen dieses Abenteuer verborgen halten, und deshalb, mein Herr, wird man, anstatt Sie zu strafen und Ihnen den Prozeß zu machen, Sie nur ohne Aufenthalt aus den Kaiserstaaten entfernen und an der französischen Grenze absetzen. Vorwärts, Kutscher!

Der Wagen rollte wieder dem Burgthor zu und führte den vor Zorn und Verzweiflung weinenden Herrn von Narbonne von dannen.

Während Jener die Stadt verließ, fuhr der Wagen in welchem sich der kleine Napoleon befand, immer rascher vorwärts.

Mein Herr, sagte der Prinz mit tonloser, bebender Stimme, warum sprechen Sie nicht mit mir? Warum sagen Sie mir nicht, ob Sie der Herr von Narbonne sind? Ach, ich bitte Sie, sagen Sie es mir doch! Ich ängstige mich so sehr, ich —

Der Wagen hielt, goldbetreßte Lakayen öffneten den Schlag, eine Dame stand neben dem Wagen und streckte dem Prinzen ihre beiden Arme entgegen.

Er ließ es geschehen, daß man ihn aus dem Wagen hob, daß die fremde Dame ihn in ihre Arme nahm und durch das hohe, lichtstrahlende Portal über den Flur und die Stiegen hinauftrug. Er war ganz betäubt, ganz ermattet von Angst und Entsetzen. Sein Kopf hing matt und kraftlos über den Arm der Dame hin, seine kleine Gestalt war schwer und bewegungslos, wie die einer Leiche. Lakayen mit brennenden Armleuchtern schritten voran über den Corridor, Lakayen und Diener folgten. Jetzt ward eine hohe Flügelthür geöffnet und man trat in eine Reihe glänzend erleuchteter Zimmer ein.

Die Dame ließ den Prinzen sorgfältig aus ihren

Armen auf einen Fauteuil niedergleiten und kniete dann vor ihm nieder, um mit sorgsamem Blick ihn zu betrachten.

Der kleine Napoleon schaute sie an mit weitoffenen Augen, seine Wangen waren kalt und bleich, seine Lippen bebten.

Oh, fürchten Sie Sich nicht, sagte die Dame zärtlich, sehen Sie nicht so traurig aus, Herzog, Niemand zürnt mit Ihnen, Jedermann liebt Sie, und gleich wird Se. Majestät, Ihr Herr Großvater kommen, um —

Ein Zittern flog durch die Glieder des Knaben hin und er richtetete sich hastig empor. Mein Großvater wird kommen, sagte er angstvoll. Aber wo bin ich denn? Sind Sie denn nicht die liebe freundliche Dame, bei der ich die Nacht bleiben soll und die morgen mit mir nach Paris zu meinem Papa fahren wird?

Nein, mein lieber kleiner Herzog, sagte die Dame, das Alles war nur ein böser Traum. Sie sind hier, — aber da kommt Se. Majestät der Kaiser.

Sie erhob sich rasch von ihren Knieen und verneigte sich dann tief vor dem Kaiser, der soeben in der Thür des nächsten Zimmers erschien.

Der Prinz blieb ruhig auf seinem Lehnstuhl sitzen

und starrte mit entsetzten Blicken seinem Großvater entgegen.

Kaiser Franz näherte sich dem Kinde mit lächelndem, unbefangenem Gesicht und reichte ihm seine Hand dar.

Guten Abend, mein kleiner Herzog, sagte er heiter. Hast durchaus eine Reise machen wollen, kleiner Franz? Und noch dazu zur Nachtzeit? Nun schau, hast jetzt Deinen Spaß gehabt und bist gereist von Schönbrunn nach Wien. Und hier in Wien sollst Du halt bleiben, mein Kind, und sollst hier in der Burg bei mir, bei Deinem Großvater wohnen. Da wird's Dir schon besser gefallen als da draußen in Schönbrunn, nicht wahr, mein kleiner Franz?

Der Knabe schaute mit traurigen, thränenschweren Blicken zu ihm empor und schüttelte leise sein Haupt.

Wir wollen Dich hier Alle recht lieb haben, fuhr der Kaiser gutmüthig fort, aber Du mußt uns dafür auch halt wieder lieb haben. Besonders mußt Du recht freundlich, artig und gehorsam sein gegen Deine neue Gouvernante. Sieh da, mein kleiner Franz, diese Dame hier, die Frau Generalin von Mitrowska, das ist Deine neue Gouvernante, und die wird von jetzt an immer bei Dir bleiben und wird Dich unterrichten und für Dich sorgen. Heiß die Frau Generalin will-

kommen, kleiner Franz, gieb ihr die Hand und sag' ihr, daß Du ihr immer recht gehorsam sein willst.

Der Prinz regte sich nicht — er starrte zu dem Kaiser empor und zwei einzelne, glänzende Thränen rollten langsam über seine Wangen nieder.

VII.

Die Rache.

Feuer! Feuer! Das war der Ruf gewesen, der auf einmal die Bewohner des Schlosses von Schönbrunn aus dem ersten Schlummer erweckt hatte. Feuer in den Gemächern der Kaiserin.

In dem Schlafzimmer der Kammerfrauen war es ausgebrochen; die beiden Frauen waren von dem hellen Lichtschein erwacht, sie hatten vor allen Dingen die Kaiserin geweckt, waren ihr behülflich gewesen, sich rasch und eilig anzukleiden und waren dann von dannen gestürzt, um die Schlafenden zu wecken und Hülfe herbei zu rufen.

Marie Louise war also einen Moment allein geblieben. Entsetzt hatte sie dem Zimmer der Kammerfrauen sich genähert, um zu entfliehen, aber die hellen

Flammen, die ihr von den brennenden Vorhängen entgegenschlugen, schreckten sie zurück.

Außer sich, bleich und zitternd, flog sie jetzt durch ihr Schlafzimmer hin, der andern Thür zu, und trat durch dieselbe in ihr Toilettenzimmer hinein. Dieses Zimmer war dunkel, nur das Feuer aus dem nahen Gemach warf einen röthlichen Schein durch dasselbe, und Marie Louise, geblendet und geängstigt von diesem Schein, schlug mit einem lauten Aechzen ihre Hände vor ihr Angesicht.

Fürchten Ew. Majestät nichts, sagte neben ihr eine leise, männliche Stimme, ich errette Ew. Majestät aus den Flammen!

Zur selben Zeit fühlte sie sich von zwei kräftigen Armen emporgehoben, und ehe sie noch Kraft gefunden zu einem Schrei, einem Hülferuf, stürzte der, welcher sie trug, mit ihr vorwärts; die Wand schien sich vor ihm aufzuthun, und er sprang hindurch, und er rannte, die entsetzte, halb ohnmächtige Kaiserin im Arm, vorwärts, eine Treppe hinunter.

Marie Louise fühlte ihre Sinne schwinden, ein seltsames Klingen und Sausen war vor ihren Ohren, wie schillernde Sterne blitzte es vor ihren Augen, sie wollte sich sträuben, aber ihre Glieder versagten ihr den

Dienst, sie wollte um Hülfe schreien, aber das Entsetzen hatte ihre Zunge gelähmt, sie sank regungslos zusammen.

Sie ist ohnmächtig, und das war in ihrer Situation das Beste, was sie thun konnte, sagte Graf Montbrun zu sich selber, indem er mit seiner schönen Last durch das Seitenthor des Schlosses hinaustrat und sich dem Wagen näherte.

Sind Sie es, Graf? flüsterte der Kutscher, der von seinem vordern Sitz niedergestiegen war, und neben dem offenen Wagenschlag stand.

Ja, ich bin es, Baron, sagte der Graf, helfen Sie mir, die Kaiserin in den Wagen zu heben.

Vorsichtig ward die Kaiserin auf dem Vordersitz des Wagens gebettet, Graf Montbrun nahm auf dem Rücksitz Platz, der Kutscher schwang sich wieder auf den Bock und vorwärts ging es jetzt in rastloser Eile, vorwärts die Straße hinunter, hinein in das Dickicht des Waldes.

Die Kaiserin lag noch immer bewußtlos da. Allmälig schien die schaukelnde Bewegung des Wagens und die Nachtluft, die aus den geöffneten Wagenfenstern herein strömte, sie aus ihrer Betäubung zu erwecken. Ein leises Zucken ging durch ihre Gestalt

hin, dann schlug sie die Augen auf und richtete sich empor.

Alles dunkel, murmelte sie, und doch meinte ich Feuer gesehen zu haben, Feuer in meinem Zimmer, in — Mein Gott, wo bin ich? rief sie erschreckt, jetzt erst zum vollen Bewußtsein zurückkehrend, wohin fährt man mich? Wer ist da vor mir? Wer sind Sie?

Majestät, Ihr treuester und ergebenster Diener, der Graf Montbrun.

Montbrun! rief Marie Louise entsetzt, und wie kommen Sie hierher in meinen Wagen? Mein Gott, was geschieht denn mit mir? Wie kam ich in den Wagen? Was bedeutet es, daß Sie neben mir sind? Oh, mir ist Alles wie ein wüster Traum, mein Kopf schwindelt, mein Herz klopft zum Ersticken! Ich frage Sie, was bedeutet dies Alles? Wohin führt man mich?

Majestät, dahin wo allein der Platz meiner erhabenen Kaiserin sein kann, nach Frankreich! Nach Paris!

Nach Paris! schrie Marie Louise entsetzt. Und mein Vater hat seine Einwilligung gegeben?

Nein, Majestät. Aber der Kaiser Napoleon hatte mir befohlen ihm die Gemahlin und den Sohn zuzu-

führen, und ich hatte geschworen, dem Befehl meines erhabenen Herrn zu genügen, um jeden Preis, sei's mit List oder mit Gewalt.

Sie haben mich entführt, rief Marie Louise, von ihrem Sitz aufspringend, und eine Bewegung machend, als wolle sie die Wagenthür öffnen, um hinaus zu springen.

Aber die Thür gab dem Druck ihrer Hand nicht nach, und mit einem tiefen Seufzer sank Marie Louise wieder in die Kissen zurück.

Ja, sagte Graf Montbrun, ich habe es gewagt, Ew. Majestät zu entführen, und ich hoffe, daß Ew. Majestät mit mir zufrieden sind, und daß ich Ihre Worte richtig gedeutet habe.

Welche Worte? fragte Marie Louise verwundert. Was habe ich denn gesagt?

Sie haben geruht, mir zu verstehen zu geben, daß Ew. Majestät nicht zu handeln, keinen Willen zu haben wagten, daß Sie Sr. Majestät Ihrem Herrn Vater nicht trotzen, sondern nur dem Zwang nachgeben dürften. Ich habe also Zwang angewandt, um Ew. Majestät aus den Banden zu befreien, mit welchen man Sie zurückhielt. Ich habe Alles so vorbereitet, daß, wenn mein Plan mißlang, wenn er jetzt noch scheitern sollte,

Ew. Majestät, indem Sie zu dem Kaiser von Oesterreich zurückkehrten, ihm feierlich schwören könnten, nichts von diesem Unternehmen gewußt zu haben, sondern mit Gewalt entführt worden zu sein. Ew. Majestät würden dann erzählen, daß eine frevelnde Hand Feuer in dem Zimmer ihrer Kammerfrauen angelegt, daß Diejenigen, welche Sie entführt, die Verwirrung, die sie selber hervorgerufen, benutzend, durch eine geheime Thür in Ihr Toilettenzimmer gedrungen, Sie mit Gewalt fortgeführt hätten, daß Niemand auf Ihren Hülferuf geachtet, daß Niemand das Fortrollen des Wagens gehört habe, weil Jedermann nur mit dem Feuer beschäftigt gewesen wäre. Das könnten Ew. Majestät sagen, wenn der Fluchtversuch mißlungen wäre, und es würde Ihnen in den Augen des Kaisers Franz als Entschuldigung dienen. Aber Gott wird nicht so grausam sein, die Wünsche des Kaisers Napoleon, des ganzen, französischen Volkes, und wie ich hoffe, auch die Wünsche Eurer Majestät zu vereiteln, Gott wird es zulassen, daß Ew. Majestät wieder zu Ihrem Gemahl zurückkehren, um mit dem Kaiser wieder den Thron von Frankreich zu theilen, und dem französischen Volk, das Ihnen mit aller Sehnsucht der Liebe entgegenjauchzt, wieder den Segen der Liebe und des

Friedens zu bringen, und Frankreich mit Oesterreich, mit Deutschland zu versöhnen.

Aber es ist unmöglich, daß Ihr verwegener Plan gelingt, rief Marie Louise, die Hände ringend. Es ist unmöglich, daß Sie mich aus den österreichischen Staaten fortführen, ohne entdeckt zu werden. Mein Gott, in dem nächsten Ort schon kann man uns anhalten, mich erkennen, oder mich mit Gewalt zur Rückkehr zwingen. Oh, welche Schmach, welche Demüthigung dann, als eine flüchtige Verbrecherin zurückkehren zu müssen!

Der Himmel, wird nicht wollen, daß Ew. Majestät von solchem Unglück bedroht werde, sagte Montbrun feierlich. Alle Vorkehrungen sind getroffen, Alles ist wohl durchdacht und wohl überlegt. Ueberall auf dem ganzen Wege liegen Relais bereit, unsere Pässe sind in vollkommener Ordnung, und es hängt nur von Ew. Majestät ab, jedes Erkennen unmöglich zu machen, und sich vor jeder Entdeckung zu sichern.

Wie? das hängt von mir ab? fragte Marie Louise.

Ja, von Eurer Majestät. Der Paß, den ich bei mir führe, lautet auf zwei Personen, auf zwei Männer. Eure Majestät müssen die Gnade haben,

eine Verkleidung anzulegen, sich in Männerkleidung zu hüllen.

Ach, als ob es so leicht sein würde, die zu erhalten, rief Marie Louise.

Majestät, es ist Alles vorbereitet, hier in dem Kasten des Wagens steht ein Koffer, der Alles enthält, was zur Toilette Ew. Majestät erforderlich ist, und bemerken Sie nur, wir fahren jetzt in einen kleinen Seitenweg ein. Ew. Majestät erinnern sich des kleinen Pavillons im Walde von Schönbrun? Er ist jetzt einsam und unbemerkt, und daher ganz geeignet, Ew. Majestät als Toilettenzimmer zu dienen.

Oh mein Gott, murmelte Marie Louise in sich hinein, es ist also kein Entrinnen mehr, ich muß —

Der Wagen hielt vor dem einsamen Häuschen an, der Graf öffnete den Schlag und sprang hinaus, um der Kaiserin beim Aussteigen behülflich zu sein.

Seufzend und zitternd verließ Marie Louise den Wagen und trat in das Haus ein. Niemand hieß sie willkommen, Niemand trat ihr entgegen, aber das Zimmer, welches der Graf jetzt öffnete, war erleuchtet und wohnlich eingerichtet, als hätten unsichtbare Geister, die Ankunft der Prinzessin vorherschauend, Alles zu ihrem Empfange bereitet. In der Mitte des kleinen

runden Gemachs befand sich ein Tisch, auf welchem auf hohen Armleuchtern dicke Wachskerzen brannten, daneben stand eine Schale mit Früchten und Backwerk, und unfern davon hing an der Wand ein hoher Spiegel, zu dessen beiden Seiten auf Wandleuchtern Kerzen brannten.

Geruhen Ew. Majestät hier einzutreten, sagte Graf Montbrun, wir werden sogleich den Koffer bringen.

Er ging hinaus und schloß die Thür. Marie Louise war allein. Mit scheuer Angst blickte sie im Zimmer umher, ja, sie war allein, ganz allein! Niemand da, der sich ihrer erbarmen, der sie erretten konnte. Sie war der Gewalt dieses Mannes hingegeben, der sie entführte, um sie zu ihrem Gemahl zurückzubringen. Wie sie das dachte, schauderte sie in sich zusammen, und ihre Wangen erbleichten.

Die Thür öffnete sich wieder, der Graf trug den Koffer herein, und sich tief vor der Kaiserin verneigend, sagte er: Ew. Majestät bitte ich nur um die Gnade, Ihre Toilette zu beeilen, damit wir weiter fahren können.

Aber, mein Herr, rief Marie Louise, nach Kraft, nach einem festen Entschlusse ringend, wer sagt Ihnen denn, daß ich weiter fahren will, daß ich diese aben-

teuerliche Flucht, zu der Sie mich wieder mein Willen zwingen wollen, auch unternehmen will?

Ew. Majestät werden Sich gnädigst erinnern, daß der Kaiser, Ihr Gemahl, mir befohlen hat, ihm die Gemahlin zurückzuführen, sagte der Graf mit ruhiger Entschlossenheit, und daß ich geschworen habe, seinem Befehl zu genügen. Der Kaiser von Frankreich ruft seine Gemahlin, er fordert von ihr die Treue, die sie ihm vor dem Altar Gottes gelobt hat, er fordert, daß sie zu ihm zurückkehre.

Aber ich kann nicht, rief Marie Louise außer sich, bebend vor Angst. Ich habe meinem Vater geschworen, ihm gehorsam zu sein, nicht ohne seine Einwilligung irgend eine Botschaft des Kaisers anzunehmen, und jetzt will man mich mit Gewalt zu ihm zurückführen, jetzt will man mich zwingen —

Niemand wird es wagen, Ew. Majestät zwingen zu wollen, rief eine machtvolle Stimme hinter ihnen.

Marie Louise stieß einen Freudenschrei aus und wandte sich um.

Dort, in der geöffneten Thür, dort stand eine hohe männliche Gestalt. Ein langer Mantel umhüllte sie, ein großer breitkrämpiger Hut bedeckte sein Haupt und beschattete sein Gesicht.

Aber Louise erkannte ihn doch. Neipperg! Graf Neipperg! rief sie mit einem lauten Jubelton, und außer sich, aller Ueberlegung, aller Rücksicht vergessend, nur fühlend, daß Er da sei, daß Er sie erretten und beschützen werde, sprang sie vorwärts und warf sich in die geöffneten Arme des Grafen.

Retten Sie mich, flüsterte sie, oh dulden Sie es nicht, daß man mich von hier fortführt.

Nein, ich werde das nicht dulden, sagte der Graf, sie innig an sich drückend, man hat es gewagt, ein unwürdiges Spiel mit Ew. Majestät zu treiben, aber es ist zu Ende, und Niemand soll Ew. Majestät zwingen zu einem Schritt, den Sie nicht freiwillig thun wollen!

Das heißt, sagte Montbrun, sich bleich und mit düsterer Stirn nähernd, das heißt, Sie, Herr Graf Neipperg, wollen es verhindern, daß die Kaiserin einen freiwilligen Schritt thue? Sie wollen sie zwingen, umzukehren.

Nein, sagte Graf Neipperg würdevoll, ich will, daß die Kaiserin freie Wahl habe. Hätte ich das nicht gewollt, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, den Fluchtversuch zu hindern, denn ich kannte ihn seit acht Tagen schon, ich wußte um Alles. Aber ich ließ Sie Ihren

Plan ruhig ausführen, und, — verzeihen Sie es mir, Sie so überlistet zu haben, Herr Graf Montbrun, — ich war der Kutscher, der Sie hierher fuhr. Während Sie in das Schloß von Schönbrunn gingen, um Feuer anzulegen, und die erschreckte Fürstin zu entführen, nahm ich die Stelle Ihres von mir längst bestochenen Kutschers, nahm er meine Stelle hinter dem Mauerpfeiler ein, hinter dem ich Ihr Kommen erwartet hatte. Sie sehen also, es wäre mir ein Leichtes gewesen, Ihre Pläne zu durchkreuzen. Ich hätte nur nöthig gehabt, die Polizei zu benachrichtigen. Indeß, ich wollte der Kaiserin die Wahl überlassen, sie selber sollte über ihre Zukunft entscheiden, sie allein! Deshalb ließ ich Alles geschehen, deshalb begleitete ich Sie hierher. Es muß endlich Alles klar und entschieden werden. Der Kaiser Napoleon soll nicht sagen, daß man seine Gemahlin mit Gewalt zurückhält. Sie, Herr Graf Montbrun, werden ihm entweder die Gemahlin zuführen, oder Sie werden zu ihm gehen, und ihm sagen, daß es ihr freier Wille war, nicht zu ihm zurückzukehren.

Und jetzt, fuhr er fort, von der Kaiserin zurücktretend, und sich tief vor ihr verneigend, jetzt lege ich die Entscheidung in die Hände Ew. Majestät. Wir sind hier allein, zwei Ehrenmänner, Beide bereit dem Willen

und Befehl Ew. Majestät zu gehorchen, Beide, so verschieden auch unsere Wege sind, einig in dem Gefühl des Gehorsams und der Ehrfurcht, die wir Ew. Majestät, der Dame schulden, die ich die Tochter meines Kaisers, die Graf Montbrun die Gemahlin seines Kaisers nennt. Ich schwöre also hier, und Gott hört meinen Schwur, daß ich mich dem Willen Ew. Majestät unterwerfe, daß ich, wie auch Ihre Entscheidung ausfallen möge, schweigend und gehorsam mich den Befehlen der Kaiserin unterordnen will. Herr Graf Montbrun, wollen auch Sie das schwören?

Ja, sagte Montbrun feierlich, ich schwöre, gleich dem Grafen Neipperg, mich schweigend und gehorsam den Befehlen der Kaiserin unterzuordnen, Ihrem Willen mich zu unterwerfen, wie auch die Entscheidung ausfallen möge!

Nun, wohlan denn, jetzt mögen Ew. Majestät Ihren Willen kund thun, rief Graf Neipperg. Wollen Sie dem Ruf des Kaisers Napoleon folgen, wollen Sie nach Frankreich, zu Ihrem Gemahl zurückkehren? Sagen Sie es, und ich trete ehrfurchtsvoll bei Seite! Ew. Majestät legen Ihre Verkleidung an, und fahren mit dem Grafen Montbrun weiter, und Niemand wird Ihre Flucht aufhalten, denn Graf Montbrun hat alle

Vorbereitungen gut getroffen, auf allen Stationen stehen die Relais bereit, und ich selbst werde bemüht sein, Diejenigen, welche Sie verfolgen möchten, auf falsche Wege zu leiten, bis Sie die französische Grenze überschritten haben. — Wollen aber Ew. Majestät nicht nach Frankreich gehen, wollen Sie freiwillig der Kaiserkrone, welche Ihrer in Frankreich wartet, entsagen, wollen Sie statt Kaiserin von Frankreich nur die Herzogin von Parma sein, dann sagen Sie es, und Graf Montbrun wird allein nach Paris gehen, und er wird dem Kaiser Napoleon melden, daß Marie Louise die Bande zerrissen hat, welche sie an ihn knüpfen, daß sie sich weigert, ihn als ihren Gemahl anzuerkennen, daß sie sich weigert, die Kaiserin von Frankreich zu heißen, und nur noch die Herzogin von Parma, die Tochter des Kaisers Franz, die deutsche Prinzessin sein will. Sagen Sie es, und der Graf Montbrun wird es nicht hindern, daß Ew. Majestät mit mir dieses Haus verlassen, ich werde Sie wieder zurückfahren nach Schönbrunn, und unbemerkt, von der Nacht geschützt, werden Sie auf demselben Wege, auf dem Sie das Schloß verlassen, wieder in dasselbe zurückkehren. — Ew. Majestät, wir warten auf Ihre Entscheidung!

Eine Pause trat ein. Athemlos, mit hochklopfendem Herzen, bleich vor innerer Aufregung standen die beiden Männer der Kaiserin gegenüber, sie beide anschauend mit flammenden Blicken voll Unruhe und Pein.

Jetzt hob Marie Louise langsam ihr Haupt empor, jetzt schritt sie vorwärts, und mit lauter, fast freudiger Stimme sagte sie: Herr Graf Neipperg, führen Sie mich nach Schönbrunn zurück. Ich entsage der Kaiserkrone von Frankreich, ich will nur noch die Herzogin von Parma sein.

Graf Neipperg stieß einen Freudenschrei aus, und auf seine Kniee niedersinkend, preßte er die dargereichte Hand der Kaiserin an seine Lippen.

Graf Montbrun, sagte Marie Louise, ihr erröthendes Antlitz dem Grafen zuwendend, der todesbleich, mit schmerzbewegten Zügen an der Wand lehnte, Graf Montbrun, kehren Sie nach Paris zurück, bringen Sie dem Kaiser meine Grüße, sagen Sie ihm, daß ich niemals den Vater meines Sohnes vergessen, niemals aufhören werde für ihn zu beten, daß mein Herz und meine Pflicht mir aber verbietet, zu ihm zurück zu kehren. Leben Sie wohl, Herr Graf Montbrun. Sie aber, General Neipperg, geben Sie mir Ihren Arm und

führen Sie mich zu meinem Wagen, um mit mir nach Schönbrunn zurückzukehren.

Erlauben mir Ew. Majestät nur, dem Grafen Montbrun noch ein Wort zu sagen, bat General Neipperg. Er näherte sich dem Grafen, zog aus seinem Busen einen Brief hervor und reichte ihn dem Grafen dar.

Herr Graf Montbrun, sagte er, ich bin Ihnen noch schuldig, Ihnen eine Aufklärung zu geben, Ihnen zu sagen, durch Wen mir Ihr Entführungsplan verrathen ward und wer mir die Mittel in die Hand gab, ihn zu vereiteln. Diese Aufklärung finden Sie in diesem Brief. Er kommt von einer Dame, die Ihnen wohl bekannt ist, er kommt von Friederike Hähnel! — Jetzt möge Ew. Majestät die Gnade haben, meinen Arm anzunehmen und mir zu gestatten, Sie nach Schönbrunn zurückzufahren. Das Abenteuer dieser Nacht wird in Schweigen und Geheimniß begraben werden, denn Niemand, außer uns, kennt die geheime Thür des Toilettenzimmers, und durch diese werden Ew. Majestät in Ihre Gemächer zurückkehren, noch ehe der Morgen dämmert!

Marie Louise, mit einem zärtlichen Blick zu ihm aufschauend, nahm seinen Arm und verließ mit dem Grafen das Gemach.

Montbrun schaute ihnen mit düstern Blicken nach, in sich versunken, verloren in die finstern Gedanken, welche seine Seele bewegten und ihn mit Verzweiflung und Zorn erfüllten. Jetzt, als er das Rollen des sich entfernenden Wagens vernahm, stampfte er wild mit dem Fuß auf den Boden und schleuderte einen flammenden Zornesblick zum Himmel empor.

Alles verloren! Alles umsonst! sagte er zähneknirschend. Die Arbeit und Mühe eines halben Jahres vernichtet in Einem Moment, und mit leeren Händen muß ich zu dem Kaiser zurückkehren, kann ihm kein Zeugniß geben meiner Ergebenheit, meiner Thätigkeit, kann von ihm keinen Lohn, keinen Dank fordern, sondern werde nur mit finsterm Zornesblick, mit einem Lächeln der Verachtung empfangen werden. Oh, mein Gott, habe ich denn für all' meine Treue, meine Mühe eine solche Strafe verdient? — Aber der Brief! Der Brief soll mir Aufklärung geben, sagte mir der Graf Neipperg. Er soll mir sagen, wer mich verrieth. Wehe, wehe über ihn!

Er griff nach dem Brief, den er vorher mit einer verächtlichen Bewegung auf den Tisch geschleudert hatte und riß ihn auseinander.

Ja, sagte er, ihn anschauend, es ist ihre Hand-

schrift. Dieser Brief ist wirklich von Friederike Hähnel. Und sie, sie sollte mich verrathen haben? Nein, nein, das ist unmöglich, das — ach, lesen wir doch den Brief!

Er warf sich auf einen Stuhl neben dem Tisch nieder, zog den Armleuchter näher zu sich heran und las den Brief, der also lautete:

„Sie haben mich getäuscht und hintergangen! Sie haben mit meinem Herzen ein elendes und unwürdiges Spiel getrieben, und meine Liebe zu einem Werkzeug Ihrer Pläne gemacht. Ich habe Sie geliebt, grenzenlos, unaussprechlich; doch das ist lange her, und klingt nur noch in mir nach wie die Ammenmährchen meiner Kindheit, die ich jetzt belächele, weil ich so klug geworden bin, zu wissen, daß sie niemals eine Wahrheit werden können. Sie haben mich klug gemacht, und ich will Ihnen jetzt einen Beweis meiner Klugheit geben. — Auf jenem Fest beim Baron Arnstein, wo Sie mit Ihrer Gemahlin zusammen trafen, belauschte ich Ihr Gespräch. Ich stand hinter dem Bosquet, als Sie Ihrer zärtlichen Ehehälfte die Versicherung gaben, daß Sie Friederike Hähnel durchaus nicht liebten, daß sie nur ein Werkzeug in Ihren Händen sei, als Sie ihr mit lachendem Munde erzählten, daß Sie mich betrö-

gen, und zu Ihrer Rechtfertigung hinzusetzten, auch ich betröge Sie, denn ich liebte nicht Sie, sondern Ihren glänzenden Namen allein. Sie sagten damals: „es kommt nur darauf an, wer seinen Zweck erreicht, und wer von uns Beiden zuletzt der Betrogene sein wird.“ Diese Worte habe ich mir seitdem täglich wiederholt, mir täglich geschworen, daß Sie zuletzt der Betrogene sein sollten! Jetzt habe ich mein Ziel erreicht, und — Sie sind der Betrogene! Sie hatten mich verrathen in dem, was einer Frau das Höchste ist, in meiner Liebe, — ich habe Sie dafür verrathen in dem, was Ihnen das Höchste dünkte, — in Ihrem Ehrgeiz! Sie wollten dem Kaiser Napoleon wichtige Dienste leisten, damit er Sie dafür mit Ehrenstellen, Orden und Aemtern belohne. Sie wollten ihm die Gemahlin und den Sohn zuführen, und Sie machten mich zu der Vertrauten Ihrer Pläne! Ich unterstützte und förderte sie, ich half Ihnen mit thätigster Zuvorkommenheit, und als die Zeit gekommen, da verrieth ich Sie und Ihre Pläne an den Grafen Neipperg. Ja, mein Herr Marquis Barbasson, mein lieber zärtlicher Cousin, ja, mein Herr Graf Montbrun, ich habe Sie verrathen! In der Stunde, in welcher Sie dies lesen, sind alle Ihre so

klug berechneten, mit so viel Mühe, Geld und Zeitverschwendung angelegten Pläne vereitelt. Der kleine König von Rom, statt bei mir zu sein, ist jetzt in der Kaiserburg bei seinem Großvater, dem Kaiser Franz, und der wird ihn wohl vor jedem erneuertem Fluchtversuch zu sichern wissen. Die Herzogin von Parma, die Sie als Kaiserin nach Frankreich zurückführen wollten, hat ohne Zweifel die romantische Reisekleidung verschmäht, die wir ihr mit so viel Zuvorkommenheit hatten bereiten lassen, und ist nach Schönbrunn zurückgekehrt, begleitet von einem Manne, der ihr den Kaiser Napoleon ersetzen wird. Sie sind allein in der Waldhütte, Sie lesen meinen Brief. Ist es Ihnen nicht, als sähen Sie das vor Bosheit strahlende Antlitz, die vor Verachtung und Zorn blitzenden Augen Ihrer lieben Cousine neben sich, hören Sie nicht durch die öde Stille, die Sie, den überlisteten Verräther, umgiebt, das laute höhnische Lachen, mit dem ich Sie anschaue? Sehen Sie nicht, wie ich mit wilden Sprüngen in meinem Zimmer umherfliege, und mit rasender Lust, gleich den Feuergeistern in Gluck's Armide den Tanz der Rache tanze? Ja, mein lieber Cousin, ich tanze, ich lache und singe, denn ich bin gerächt. Sie wollten mein Herz zertreten, aber es war eine Natter, die sich

aufrichtete und Sie in die Ferse stach. Ich hoffe, daß es schmerzt, und daß Sie ewig davon hinken werden. Leben Sie wohl, theurer Cousin, und gedenken Sie zuweilen Ihrer schönen Cousine

Friederike Hähnel."

Sie hat recht gethan, sagte Graf Montbrun, den Brief langsam zusammenfaltend und in seinen Busen steckend. Ja, sie hat recht gethan, und mir ist mein Recht geworden. Ich war an ihr zum Verräther geworden, und Gott hat deshalb meinen Arm verworfen; da ich mit unreinen Waffen kämpfte, durfte ich nicht siegen. Und so will ich denn meine Strafe erdulden, und will hingehen zu Napoleon und ihm sagen, daß ich ein Meineidiger bin, der seinen Schwur nicht gehalten hat. Möge Er mich strafen, oder mich entsündigen, und mir verzeihen! Fort jetzt, hinaus in die Nacht!

Er blies die Lichter aus, und schritt durch die Dunkelheit hinaus in den öden, schweigenden und finstern Wald.

VIII.

Der Abschied.

Der Congreß, welcher trotz der drohenden Gewitterstürme, die sich rings am Horizont erhoben, noch immer in Wien tagte, der Congreß beschäftigte sich indeß jetzt nicht mehr mit dem allgemeinen Frieden, sondern mit dem allgemeinen Krieg, und da man jetzt zu diesem Krieg wieder der Hülfe der Völker, der tapfern Arme, und der offenen Kassen bedurfte, so beschäftigte man sich auch ein wenig mit dem Glück und der Befriedigung der Völker. Statt wie bisher nur die Schenkungen an „Seelen" und Ländern zu berathen, welche man den Fürsten zuerkennen wollte, überlegte und berieth man jetzt die Versprechungen an Freiheit und Selbstständigkeit, die man jetzt den Völkern machen mußte, um ihren Enthusiasmus aufzustacheln, und ihren Kriegsmuth anzufeuern, machten alle Diplomaten jetzt

Entwürfe zu Verfassungs-Urkunden, welche die deutschen Fürsten ihren Völkern als freie Liebesgabe darbringen wollten.

Aber vor allen Dingen kam es doch darauf an, sich feierlich und einstimmig gegen Napoleon zu erklären und Frankreich, dem neuerstandenen Kaiserreich, einen Kampf auf Tod und Leben anzukündigen.

Alle europäischen Mächte gaben in seltener Uebereinstimmung diese feierliche und einstimmige Erklärung ab. Alle ihre Stimmen zu Einer vereinend thaten sie Napoleon in die Acht, erklärten sie Frankreich den Krieg, wenn es den geächteten Napoleon als seinen Kaiser anerkenne. Diese Kriegserklärung vom zwölften Mai 1815, das war das Donnerwort, welches Frankreich aus seinem Freudentaumel, aus seiner Wiedersehenslust aufschreckte, welches alle Völker Europa's zu den Waffen rief.

Ganz Europa rüstete sich, ganz Europa erhob das Schwert gegen Einen Mann, aber dieser Eine Mann hatte früher ganz Europa unter seine Füße getreten und vor ihm hatten alle diese Fürsten einst sich gebeugt, die jetzt wider ihn rüsteten. Sie rüsteten mit Verträgen, mit dem Schwerdt und mit dem Wort. Oesterreich, Rußland und Preußen erneuerten ihre Allianz mit

England, das ihnen Subsidien zu zahlen sich verpflichtete. Alle deutschen kleineren Fürsten verpflichteten sich, ihre Contingente an Linientruppen und Landwehr zur großen Hauptarmee zu senden. Rußland bot drei große Armeecorps auf, die in Eilmärschen durch Ungarn und Schlesien vorrücken sollten, Preußen organisirte mit energischer Thatkraft zwei Armeen, die eine in den Niederlanden, die andere am Rhein, Oesterreich formirte ein Heer am Rhein, ein anderes in Italien. England schiffte seine Truppen nach den Niederlanden über, Spanien zog seine Regimenter zu einer Armee zusammen und mehr als eine halbe Million Soldaten setzte sich in Bereitschaft, um von allen Seiten Frankreich anzugreifen.

Die erste Folge dieser Kriegserklärung war, daß alle Franzosen, welche sich in Wien befanden, sich zur schleunigen Abreise anschicken mußten. Herr von Talleyrand hatte längst schon sein Haus geschlossen und verließ jetzt mit seinem ganzen Gesandtschaftspersonal die Hauptstadt Oesterreichs, in welcher er so lange als mächtiges Congreßmitglied eine so bedeutende Rolle gespielt. Aber auch alle die Franzosen, welche bisher den kleinen Hofstaat Marie Louisens gebildet und zu ihrer nächsten Umgebung gehört hatten, bekamen jetzt den Befehl, die

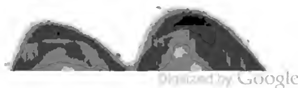
österreichischen Kaiserstaaten sofort zu verlassen und in dem Dienst der Herzogin von Parma ihren deutschen Nachfolgern zu weichen.

Die Gräfin Montesquiou hatte gleich an dem nächsten Tage nach den vereitelten Fluchtversuchen ihre Stelle niederlegen und sich von der Kaiserin Marie Louise beurlauben müssen. Die Kaiserin hatte sie mit kalter Ruhe empfangen, ohne auch nur mit einem Wort der Begebenheiten jener schreckensvollen Nacht zu gedenken. Marie Louise war unbemerkt, noch bevor der Tag graute, wieder nach Schönbrunn zurückgekehrt, und von Graf Neipperg geleitet war sie durch die geheime von Niemand gekannte Thür in ihre Gemächer gelangt. Sie schien auch von Niemanden vermißt zu sein, denn Niemand war erstaunt, die Kaiserin am Morgen in ihrem Toilettenzimmer auf dem Divan ruhend zu finden, und als Marie Louise ihren Kammerfrauen erzählte, daß sie sich vor dem Feuer in dies Zimmer gerettet, um vor Störungen gesichert zu sein, die Thür desselben verschlossen und dann die ganze Nacht hindurch auf dem Divan ruhig geschlafen habe, schienen sie davon durchaus nicht überrascht, sondern äußerten nur ihre glühende Freude, daß ihre Herrin nicht auf lange in ihrer Nachtruhe gestört worden.

Auch von der Flucht des Prinzen Napoleon, den jetzt Niemand mehr König von Rom zu nennen wagte, verbreiteten sich nur einige dunkele unbestimmte Gerüchte, aber Niemand wußte mit Bestimmtheit etwas darüber zu sagen. Nur das wußte man, daß der Prinz jetzt für immer in Wien in der Kaiserburg wohne, daß er eine deutsche Gouvernante habe und daß die Gräfin Montesquiou trotz ihres innigen Flehens nicht die Erlaubniß erhalten habe, vor ihrer Abreise den Prinzen noch einmal zu sehen und ihm Lebewohl zu sagen.

Auch die andern Franzosen aus dem Hofstaat Marie Louisens, wie gesagt, mußten Wien verlassen, selbst der Privat-Secretair der Kaiserin, der Baron von Méneval war von dieser strengen Maßregel nicht ausgeschlossen. Aber ihm hatte man die Gunst gewährt, die man der Gräfin Montesquiou versagt hatte, ihm sollte es verstattet werden, von dem Herzog von Reichstadt Abschied zu nehmen.

Am Tage seiner Abreise, am sechsundzwanzigsten Mai sollte Baron Meneval also in der Kaiserburg den jungen Prinzen zum letzten Mal sehen, und dort auch, in den Gemächern ihres Sohnes wollte Marie Louise ihrem frühern Geheimsecretair ihr letztes Lebewohl sagen.



Aber dieses letzte Lebewohl der einstigen Kaiserin war ebenso kalt und ruhig, wie das, welches sie von der Gräfin Montesquiou genommen. Sie dankte dem Baron für seine treuen Dienste, sie gab ihm ein kostbares Geschenk als Andenken, aber sie that das ohne ein Zeichen innerer Aufregung und Theilnahme. Sie fragte gar nicht wohin der Baron gehen wolle, sie erwähnte gar nicht des Kaisers Napoleon, und als Méneval es dennoch wagte, ihr zu erzählen, daß er nach Paris, als er von dem Kaiser sprach, und von dem Schmerz den er empfinden würde, nicht einmal einen Brief von seiner Gemahlin zu erhalten, schien Marie Louise kaum auf seine Worte zu hören, sondern lauschte mit halb abgewandtem Haupt auf die Töne der Musik, die aus dem anstoßenden Gemach zu ihr herrauschten. Und diese Töne schienen einen wunderbaren Zauber auf sie zu üben, denn Marie Louise schrak in sich zusammen bei dem Beginn der Musik, eine tiefe Röthe überflog ihre Wangen, und ihre Augen leuchteten in feurigem, zärtlichen Glanz.

Oh, Majestät, sagte Méneval jetzt leise und hastig, oh, Majestät, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich nicht ganz ohne Botschaft zu dem Kaiser zurückkehren. Geben Sie mir zum Mindesten einen Gruß, ein

Wort der Hoffnung für ihn mit. Beauftragen Sie mich —

Herr von Méneval, unterbrach ihn Marie Louise, es thut mir Leid, Ihnen jetzt Lebewohl sagen zu müssen. Aber ich habe dem Grafen Neipperg versprochen, mir von ihm eine neue Symphonie Beethovens vorspielen zu lassen, und Sie hören wohl, der Graf erwartet mich schon am Clavier, das er so meisterhaft schön zu spielen versteht. Leben Sie also wohl, Herr von Méneval. Dort in jenem Zimmer finden Sie meinen Sohn, den Herzog Franz!

Sie deutete mit der Hand nach der geöffneten Thür des Nebenzimmers, nickte leicht mit dem Kopf und wandte sich dann ab um mit raschen Schritten nach der verschlossenen Thür jenseits des Salons hinzugehen.

Der Baron schauete ihr mit traurigen Blicken nach, bis die schöne jugendliche Gestalt hinter der Thür des Musikzimmers verschwunden war; ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, und als er sich dann dem Zimmer des Prinzen zuwandte, flüsterte er leise: Armer Kaiser! Seine Gemahlin betrachtet sich schon als seine Wittwe, die ihm einen Nachfolger geben darf!

Der Prinz saß, als Herr von Méneval zu ihm

eintrat, vor seinem Spieltisch. Aber nicht wie sonst ordnete er mit Jubel und lachendem Frohsinn seine Soldaten, nicht wie sonst glänzte sein Auge, glühten seine Wangen wie holde Maienrosen. Still und schweigend saß er da, das Köpfchen vornüber geneigt, blickte er gleichgültig auf seine zerstreut umher liegenden Regimenter hin, und nur wie in Zerstreuung wühlten seine kleinen weißen Hände zwischen dem Spielzeug umher.

Hoheit, sagte Frau von Mitrowska, welche mit der neuen Kammerfrau neben dem Spieltisch stand, Hoheit, da ist der Herr Baron von Méneval, welcher Ihnen Lebewohl sagen möchte. Wollen Sie ihn nicht willkommen heißen?

Das Kind hob seine Augen langsam empor, und blickte den Baron an, ohne ihn zu grüßen, ohne ihn, wie es schien, zu kennen. Sonst war er ihm stets jauchzend entgegen gehüpft, und hatte ihn mit lieblicher Geschwätzigkeit willkommen geheißen, heute stand er nur, als die Gouvernante ihn dazu aufforderte, von seinem Stuhl auf, und dem Baron zwei Schritte entgegentretend, reichte er ihm zögernd, und einen mißtrauischen ängstlichen Blick auf Frau von Mitrowska werfend die Hand dar.

Sie wollen abreisen, mein Herr? fragte er mit leiser bebender Stimme.

Ja, Sire, ich will abreisen, sagte der Baron, die kleine Hand an seine Lippen drückend, und sie dann zwischen seinen beiden Händen fest haltend, ja Sire, ich will abreisen, und ich bitte Sie, mir zu sagen, ob Sie nichts zu bestellen haben? Ich kehre jetzt nach Paris zu Ihrem Herrn Vater dem Kaiser Napoleon zurück. Sire, haben Sie mir gar keine Aufträge für Ihren Herrn Vater zu geben?

Der kleine Knabe hob seine Augen mit einem traurigen langen Blick zu ihm empor, aber er sagte kein Wort; langsam und unmerklich das Haupt schüttelnd, machte er seine Hand aus der des Barons los, und zog sich, schweigend und still dahin schleichend, in eine entfernte Fensternische zurück.

Der Herzog ist heute nicht ganz wohl, glaube ich, sagte Frau von Mitrowska unbefangen, er ist sonst immer außerordentlich heiter und vergnügt und scherzt und lacht den ganzen Tag.

Ja, Madame, das war sonst seine liebliche Art, sagte Baron Méneval seufzend. Ich muß mich jetzt beurlauben. Gestatten Sie mir, daß ich zu dem Prinzen hingehe, und ihm einen Kuß zum letzten Lebewohl gebe?

Oh, Herr Baron, welche Frage, rief Frau von Mitrowska lächelnd, nehmen Sie Ihren Abschied ganz wie es Ihrem Herzen und dem Belieben des Prinzen angemessen ist.

Der Baron eilte nach der Fensternische hin, in welcher der Prinz stand, der aus der Ferne mit mißtrauischen Blicken zu den Sprechenden hinüber geschaut hatte.

Sire, sagte Méneval, und seine Augen füllten sich mit Thränen, wie er auf das kleine, ernste, bleiche Antlitz des Knaben hinblickte, Sire, ich reise wirklich zu Ihrem Vater, zu Ihrem Papa Kaiser. Wollen Sie mir gar keine Grüße für ihn mitgeben?

Der Prinz zog mit beiden Händchen den Baron zu sich heran, tief in die Fensternische hinein, und mit einem rührenden, flehenden Ausdruck zu ihm aufschauend, flüsterte er leise: Lieber Herr von Méneval, sagen Sie ihm, daß ich ihn immer noch sehr lieb habe.*)

Sire, sagte der Baron mit vor Rührung erstickter Stimme, man hat mir erlaubt, Sie zum Abschied umarmen zu dürfen. Wollen Sie es mir gestatten?

---

*) Des Prinzen eigene Worte. Siehe: Méneval: Mémoires. IV. S. 230.

Der kleine Knabe breitete seine beiden Arme aus, und flog mit einem süßen, schmerzlichen Lächeln an die Brust des Barons. Mit einer glühenden Innigkeit küßte er ihm die Augen, die Lippen, die Stirn, und bei jedem Kusse flüsterte er: Grüßen Sie meinen Papa, sagen Sie ihm, daß ich ihn so lieb, ach, so lieb habe, und daß ich ihn nie vergessen werde.

Franz! Franz! rief aus dem Nebengemach die Stimme der Kaiserin.

Der Knabe zuckte zusammen, das Lächeln erblaßte auf seinen Lippen. Sie hören wohl, Herr von Méneval, flüsterte er traurig, ich heiße nun doch Franz! Leben Sie wohl!

Er grüßte ihn mit einem trüben Blick, und trat einige Schritte aus der Fensternische vorwärts. Plötzlich wandte er sich um, kehrte hastig zu dem Baron zurück, und ihn mit einem flehenden Blick ansehend, flüsterte er: sagen Sie es meinem Papa nicht, daß sie mich hier Franz nennen. Es würde ihm weh thun!

Franz! rief die Stimme seiner Mutter abermals.

Ich komme schon, sagte das Kind traurig, indem es hastig nach dem andern Zimmer eilte.

Herr von Méneval blickte ihm nach, bis die kleine

zierliche Gestalt verschwunden war, dann schlug er seine Hände vor sein Angesicht und weinte laut. —

An demselben Tage, und um dieselbe Stunde fand in einem andern Gemach der Kaiserburg noch ein zweiter Abschied statt. Es war in dem Cabinet des Kaisers Franz, und der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm waren es, welche ihrem Bundesgenossen, dem Kaiser Franz, ihr letztes Lebewohl sagten.

Hand in Hand standen die drei Monarchen in der Mitte des Zimmers, und schauten einander an mit Blicken fester, ernster Entschlossenheit.

So ziehen wir denn wieder aus zu erneuertem Blutvergießen, sagte Alexander mit leiser, bebender Stimme. Die glücklichen Tage unsers schönen Beisammenseins sind vorüber, und auf's Neue wird Krieg und Verderben das arme noch von so viel Wunden blutende Europa durchheulen, auf's Neue werden Tausende blühender kräftiger Männer hingeopfert werden durch die Schuld dieses Würgeengels, den Gott zum zweitenmal zur Strafe unserer Sünden auf uns gehetzt hat. Aber dies Mal dürfen wir nicht eher ruhen, als bis wir ihn ganz und für immer vernichtet haben. Ich wenigstens habe auf das Evangelium geschworen, die Waffen

nicht niederzulegen, so lange Napoleon Herr von Frankreich ist, sondern zu kämpfen bis zu seinem völligen und unwiderbringlichen Untergang.*)

Und ich schwöre hier in die Hände der Majestäten, daß auch ich mit aller meiner Macht diesen Mann bekämpfen will, der so lange Europa beunruhigt hat, sagte Kaiser Franz. Auch ich schwöre, daß ich den Krieg nur dann als beendet betrachten will, wenn Bonaparte entweder gefangen oder todt ist.

Ich schwöre, wie Sie Beide geschworen haben, sagte der König Friedrich Wilhelm. Krieg, unversöhnlicher Krieg dem ehrgeizigen Tyrannen, durch dessen Schuld auf's Neue das Blut unserer braven Soldaten wird vergossen werden. Auf sein Haupt komme die Schuld alles Unglücks, das Er allein jetzt wieder über Europa gebracht hat. Gott hat uns ausersehen, ihn zu strafen, und unsere unglücklichen Völker endlich von ihm zu befreien.

Ja, unsere unglücklichen Völker wollen wir endlich befreien von diesem Schrecknis, rief Alexander begeistert, wir wollen ihnen endlich die Ruhe und den Frieden wiedergeben, und heimkehrend mit unsern Siegesfahnen

---

*) Méneval. IV. S. 166.

wollen wir den Völkern, die wir die unsern nennen, zum Dank für ihre edle Treue und ihre tapfern Thaten, das Glück, die Freiheit und die Gerechtigkeit bringen. Die Tyrannei sei verjagt mit dem Tyrannen Bonaparte, und unser Stolz soll es sein, als freie Fürsten über freie Völker zu regieren. Sie haben, gleich allen deutschen Fürsten, Ihren Völkern eine Verfassung verheißen. Sie werden Ihr Wort erfüllen, wie ich es meinem neu erworbenen Königreich Polen erfüllen werde. Möge mich Gott den Tag sehen lassen, wo auch mein eigenes geliebtes Vaterland, mein Rußland, so weit heran gereift ist, daß ich auch ihm die Wohlthat einer Verfassung gewähren, daß ich auch meinen angestammten Völkern, wie Sie den Ihren, sagen kann: „Ihr habt auf dem Schlachtfeld Euch die Manneswürde und die Freiheit der Selbstbestimmung erkämpft, und ich gebe Euch dafür eine Verfassung, wie sie freien Männern geziemt.“ Aber das steht noch in weiter Ferne, und das Nächste nur wollen wir jetzt bedenken. Das Nächste ist: Krieg gegen Napoleon! Unversöhnliche Feindschaft dem Störer des Weltfriedens! Krieg bis zur Vernichtung!

Ja, so sei es, riefen die beiden Monarchen. Bonaparte hat es so gewollt, ihm werde sein Wille!

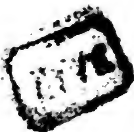
Und nun, meine Freunde, meine Bundesgenossen, rief Alexander mit Thränen in den Augen. Eine letzte Umarmung. Ein letzter Kuß! Unsere Armeen erwarten uns! Leben Sie wohl! Auf dem Schlachtfeld oder in Paris sehen wir uns wieder!

Sie hielten sich lange umschlungen, dann nickten sie einander den letzten Gruß zu.

In Paris sehen wir uns wieder, sagten sie Alle drei, und Hand in Hand durchschritten sie die Gemächer, gingen sie hinunter bis zu den bereit stehenden Equipagen der beiden Monarchen Alexander und Friedrich Wilhelm, die jetzt Wien verließen, um sich zu ihren Armeen zu begeben.

Ende des dritten Theils.

Druck von G. Gutbschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.




Stanford University Libraries
3 6105 013 426 726



